

Wissen und Wissenschaft der Systemtheorie. Eine pragmatistische Fortführung.  
(Titel)

von der Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie  
der Universität Leipzig

genehmigte

DISSERTATION

zur Erlangung des akademischen Grades  
doctor philosophiae  
(akademischer Grad)  
Dr. phil.  
(Kurzform)

vorgelegt

von Magister Artium, Michael Gubo  
(akademischer Grad, Vorname Name)

geboren am 06.03.1978 in Erlangen

Gutachter:  
Prof. Dr. Gert Pickel  
Prof. Dr. Rainer Schützeichel

Tag der Verleihung 22.07.2016

# Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	4
2. Allgemeines Konstituens sozialer Wirklichkeit: Sinn.....	16
2.1 Sinnkonstitution, Sinn Grenzen und moderne Relationen .....	16
2.2 Noesis/Noema und Selbstreferenz/Fremdreferenz (Husserl).....	17
2.3 Das Intersubjektivitätsproblem und die Abstraktion von Sinn .....	20
2.4 Differenzen statt Relationen .....	26
2.5 Sinn und System .....	33
3. Ebenen der Autopoiesis.....	36
3.1 Temporale Paradoxie .....	37
3.2 Autopoiesis und Wissen .....	41
3.3 Primäre Autopoiesis, Struktur und Semantik.....	47
3.4 Systemtheorie: Konstitutionstheorie und/oder Semantikanalyse.....	50
4. Probleme der systemtheoretischen Differenzlogik.....	54
4.1 Beobachtungsverhältnisse .....	54
4.2 Probleme der systemtheoretischen Differenzlogik und Konstitutionstheorie .....	56
4.3 Das Innen/Außen- Verhältnis als nichtentfaltbare Paradoxie.....	58
4.4 Kontinuität der Gleichzeitigkeit.....	72
5. Probleme der doppelten Kontingenz .....	77
5.1 Äquivalenzfunktionalismus und Konstitutionstheorie doppelter Kontingenz .....	81
5.2 Pragmatistisches Modell des impliziten Wissens.....	93
5.3 Pragmatisierung der doppelten Kontingenz .....	98
6. Referenz und Dynamik .....	102
6.1 Emergenz und Situation .....	104
6.2 Referenz, Emergenz, eigener Standort.....	112
6.3 Die Natur/Kultur – Differenz als komplexe Begriffsbildungspraxis .....	117
7. Pragmatistische Konzepte: Implizites Wissen und Handlung .....	119
7.1 Zuhandenheit der Welt als pragmatisches Feld.....	120
7.2 Pragmatische Handlungen und Handlungserklärungen (Davidson, Ryle).....	122
8. Wissen und Wissenschaft.....	130
8.1 Der Welt/Sinn – Zusammenhang als Basis .....	137

8.2 Selbstreferenz von Sinn.....	140
8.3 Basale temporale Paradoxie und die System/Umwelt- Differenz.....	145
8.4 Ebenen der Selbstreferenz und Wissenstypologie.....	150
8.5 System/Umwelt- Grenzziehung der Wissenschaft als konditionierter Sinnprozess (Wissenstypologie) .....	153
8.6 Definitivisch - begriffliche Abgrenzungen des Wissens (Implizit).....	185
8.7 Implizites Wissen und Wissenschaft .....	194
8.8 Entwicklung eines pragmatistischen Systembegriffs .....	200
9. Zusammenfassung und Ausblick (soziologische Gesellschaftsberatung).....	207
Literaturverzeichnis .....	227

## 1. Einleitung

„Was können Soziolog\_innen Nützliches für die Gesellschaft tun?“ Es gibt verschiedene Möglichkeiten und Perspektiven auf diese Frage zu antworten. Ich wähle eine gesellschaftstheoretische und setze an bei der Systemtheorie von Niklas Luhmann. Der Gang der Arbeit folgt über eine Rekonstruktion der systemtheoretischen Grundbegriffe hin zu einer Analyse systemtheorieinhärenter begrifflicher Probleme, um dann daran anschließend eine „Pragmatisierung der Systemtheorie“ vorzuschlagen, um diese zu beheben. Dass sich dieser Weg über die Analyse und Bearbeitung der Grundbegriffe auch in Bezug auf konkrete soziologische Fragestellungen lohnt, zeige ich dann in einem Ausblick erst am Ende der Arbeit, in dem ich die erarbeitete grundbegriffliche Synthese systemtheoretischer und pragmatistischer Begriffe anwende auf die Frage, welchen „nützlichen“ Beitrag Soziolog\_innen bei Entscheidungsprozessen in Bezug auf gesellschaftliche Probleme (wie zum Beispiel dem Klimawandel) leisten können, und versuche diese Frage modellhaft in einer gesellschaftstheoretischen Perspektive zu beantworten. Bevor dies allerdings möglich ist, ist noch einiges an theoretischer Grundlagenarbeit zu tun, der sich die vorliegende Arbeit widmet. Im Kern der Arbeit steht deshalb die Aufgabe, diejenigen Theorieteile der Luhmannschen Systemtheorie heraus zu destillieren, an denen eine „Pragmatisierung“ ansetzen kann, so dass im Anschluss daran das gesellschaftstheoretische Analysepotential der Systemtheorie produktiv und effizient genutzt werden kann. Wie die Eingangsfrage schon aufscheinen lässt, richtet sich diese Arbeit gegen eine Art postmoderne soziologische Theorieproduktion ohne Fundamente, vielmehr versuche ich zu zeigen, dass gerade in der Systemtheorie, Möglichkeiten stecken, eine Theorieproduktion in Gang zu bringen und zu halten, die ihr „Fundament“ in der Sache hat. Mit der „Sache“ ist hier zuallererst die „Gesellschaft“ als Ganze angesprochen, sodann aber auch konkrete gesellschaftliche Problemkonstellationen (beispielsweise die Klimaproblematik, aber auch Probleme in Bezug auf das Bildungs- und Erziehungssystem oder aktuell die „Flüchtlingsproblematik“), deren Bearbeitung aufgrund der Komplexität der Probleme, keine klar formulierbaren das Gesamtproblem befassenden eindeutige und das Problem im Ganzen betreffende adäquate Lösungsvorschläge erwarten lassen. Vielmehr ist es sinnvoll diese Probleme einer polykontexturalen Gesellschaft in verschiedenen Perspektiven zu betrachten, um sodann sich auf pragmatisch sinnvolle Lösungswege zu begeben. Die Soziologie stellt mit ihrer auf die

Gesamtgesellschaft gerichteten Reflexionsaufgabe eine Perspektive zur Verfügung, die einen Beitrag zu solchen komplexen Problemlagen liefern kann, indem sie eine Art Rahmen für innergesellschaftliche Kommunikationsprozesse bereitstellen kann, die brückenbildende Möglichkeiten dieser Kommunikationen anleiten kann. (siehe dazu den Ausblick am Ende dieser Arbeit). Für die Arbeit an einem solchen ‚Rahmen‘ ist meiner Ansicht nach eine ‚pragmatisierte Systemtheorie‘ gut geeignet. Inwiefern kann wissenschaftliches, und sodann insbesondere soziologisches Wissen einen Beitrag dazu leisten, innergesellschaftliche Problemkonstellationen effizient zu bearbeiten?

Die Systemtheorie Niklas Luhmanns beschreibt die moderne Gesellschaft als einen funktional differenzierten Systemzusammenhang. Die Wissenschaft ist in dieser Perspektive ein Subsystem des Gesellschaftssystems und produziert und reproduziert eigene Kommunikationen im Modus eines autopoietisch operativ geschlossenen Prozesses. Vor dem Hintergrund dieser theoretisch begrifflichen Festlegungen erscheinen viele Fragen der aktuellen Wissenschaftssoziologie im Umkreis der ‚Verwissenschaftlichung der Gesellschaft‘ (vgl. z.B. Peter Weingart 2005) schon vorentschieden, wenn man systemtheoretisch orthodox an der Geschlossenheit des Wissenschaftssystems festhält.

Austauschprozesse sind dann nur durch die engen Kanäle ereignishafter ‚struktureller Kopplungen‘ möglich, die dann im Zuge von ‚Verwissenschaftlichungsprozessen‘ nur noch ‚dichter‘ - im Sinne von häufiger vorkommend - werden können. Meine Arbeit stellt sich der Herausforderung, die Grenzbeziehungen zwischen der modernen zeitgenössischen Wissenschaft und deren Umwelt theoretisch detailliert in den Blick zu bekommen, um die Übergänge von wissenschaftlichen Wissen in andere Wissensformen (z.B. problemlösenden Wissen von Experten) in soziologischen Begriffen adäquat nachzeichnen zu können. Kommt die von Luhmann postulierte funktionale Differenzierung überhaupt tatsächlich in der Gesellschaft vor? Oder gibt es vielleicht wie es Joachim Renn (2006) in einer elaborierten Feinanalyse entwickelt, zwei autonome Differenzierungswege – nämlich kulturelle und funktionale. Die theoretische Untersuchung der Ausdifferenzierung und Grenzbildung von psychischen, sozialen und Funktionssystemen in der modernen Gesellschaft soll Klarheit bringen, welche Prozesse im Gang sind, wenn ‚soziologische Experten‘ mit soziologischen Kompetenzen andere Teile der modernen Gesellschaft ‚beraten‘. Die Konfliktlinien und Ambivalenzen dieser grenzüberschreitenden Prozesse können adäquater erfasst werden, wenn man die systemtheoretische Perspektive ergänzend, die Verwobenheit der innergesellschaftlichen funktionalen Grenzbildungsprozesse mit einer pragmatisch-kulturellen Dimension analysiert. Wie gesagt, sind für die Beantwortung dieser Fragen,

zunächst in einem ersten Schritt grundbegriffliche Feinanalysen durchzuführen, um die angestrebte ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ zu erreichen und auf den Weg zu bringen.

Die Luhmannsche Systemtheorie ist durch einen zirkulären Begriffsaufbau gekennzeichnet. Nichtsdestotrotz lässt sich eine logische Aufbaustruktur erkennen. Ein großer Anteil dieser Arbeit ist es, diesen logischen Aufbau und auch die damit verbundenen immanenten theoretischen Problemlagen auf die Spur zu kommen. Für einen geeigneten Ausgangspunkt für diese Rekonstruktionen halte ich den Sinnbegriff. Hier schließe ich mich der Sichtweise von Rainer Schütze an, der den Sinnbegriff als logischen Grundbegriff der Systemtheorie rekonstruiert (vgl. dazu Schütze 2003). Welches Potential steckt aber im Sinnbegriff für eine Öffnung der Theorieanlage zur Integration pragmatistischer Theorieteile.

Ausgehend vom Luhmannschen Sinnbegriff stelle ich die Frage, wie sich die Grenzen von Systemen konstituieren, um dann zu erörtern, welche Ausstrahlungskraft der Sinnbegriff für bestimmte Grundfragestellungen und –Begriffe innerhalb der Systemtheorie hat. Die Problemexposition ist dabei im Verhältnis von ‚Sinn‘ und ‚System‘ angelegt. Von diesem Zusammenhang ausgehend, versucht die Arbeit den Blick auf einen brauchbaren pragmatistischen Systembegriff immer schärfer zu stellen. Der im Mittelpunkt stehende Untersuchungsgegenstand ist deshalb das Gesamtgefüge des ‚Systems‘ selbst. Auf welches gesellschaftliche Sinnproblem geben ‚Systeme‘ die Antwort? Wie funktioniert das Gefüge sodann, um ‚das‘ Problem zu bearbeiten? Im Zentrum meines Antwortversuches auf diese Fragen, steht dabei der Begriff des ‚Wissens‘, so dass die Forschungsfrage dieser Arbeit wie folgt spezifiziert werden kann ‚In welchem Verhältnis stehen differente Typen des Wissens in der modernen Gesellschaft? Welche Typen des Wissens spielen zusammen, um das Gesamtgefüge ‚System‘ zum funktionieren zu bringen, was ändert sich an dieser Beschreibung, wenn man sich auf dem Weg einer ‚Pragmatisierung‘ der Systemtheorie begibt? Das Ziel dieser Arbeit ist es, aufbauend auf den grundbegrifflichen Analysen und der angezeigten und in ersten Schritten durchgeführten Pragmatisierungsbewegung der Systemtheorie, eine Typologie des Wissens zu entwickeln, mit der man eine Heuristik zur Verfügung hat, innergesellschaftliche Grenzbeziehungen zunächst begrifflich detailliert zu erfassen, um sodann eine darauf bezogenen Hypothesenbildung zu ermöglichen. Vor diesem Hintergrund versuche ich dann in einem kurzen Ausblick, die Arbeit abschließend modellhaft, inwiefern soziologisches Wissen einen Beitrag zur Bearbeitung pragmatischer gesellschaftlicher Problemlagen zu liefern imstande ist. Diesen Ausblick verstehe ich als einen Beitrag zur Entwicklung eines Konzeptes ‚soziologischer Gesellschaftsberatung‘.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu zum Beispiel den von Claus Leggewie (2007) herausgegebenen Sammelband.

Ausgehend von konstitutionstheoretischen Annahmen der Genese sozialen Sinns wird ein hinreichend abstraktes für einen Vergleich geeignetes Modell entwickelt, um darauf aufbauend eine Theorierekonstruktion systemtheoretischer und pragmatistischer Ansätze durchzuführen, mit dem Ziel der wechselseitigen Aufdeckung von Problemen und einer Synthesenbildung in Form eines ‚Ineinanderübersetzens‘. Ein derart abstrakter Einstieg bietet den Vorteil, nicht von vornherein an ein hohes Aggregationsniveau gebunden zu sein und so der Gefahr theoretischer Kurzschlüsse ausgesetzt zu sein - diese Gefahr besteht z.B., wenn man relativ unreflektiert *ein* Phänomen innerhalb der Gesellschaft primär setzt und dann vorschnell von einer ‚kapitalistischen‘ oder einer ‚Wissensgesellschaft‘ etc. spricht.

Das bezüglich eines abstrakten Sinnbegriffes als soziologischem Grundbegriff wohl elaborierteste Theorieprojekt der soziologischen Theorietradition liefert uns die Systemtheorie von Niklas Luhmann. Für meine Zwecke ist das Programm Luhmanns vor allem deshalb brauchbar, weil es über den Sinnbegriff einen Konnex zwischen der Theorie sozialer Systeme und einer Theorie der Gesellschaft herstellt. Luhmann ‚beginnt‘ mit einer abstrakten Definition des Sinnbegriffes als Unterschied von Aktualität und Potentialität. Wie die konkreten Operationen (Handlungen oder Kommunikationen) bestimmt werden können, die für den Aufbau der Gesellschaft konstitutiv sind, ist theorietechnisch gesehen dann eine sekundäre Frage. Will man mit diesem Dekompositionsniveau beginnen, kann man bei der näheren Beschreibung der Sinn-genese zunächst weder subjektive, intersubjektive oder transsubjektive Sinnkonstitutionsmechanismen als (primäre) Grundlage des Sinnaufbaus der modernen Gesellschaft auszeichnen. Man muss abstrakt zunächst nach den allgemeinen Mechanismen der *Selektion* und des *Anschlusses* von sinnhaften Elementen fragen. Dabei geht es im Bereich des Sozialen um Fragen der Konditionierung und Bestimmung von Bedeutungen und Referenzen. Die grundlegende These dabei ist, dass aufgrund des allgemeinen Sinnzusammenhangs des Aufbaues der sozialen Welt, theoretische Überlegungen auf der Ebene der Konstitution von Sinn, dazu beitragen können, spezifische Probleme auf gesellschaftstheoretischer Ebene zu bearbeiten.

Die Aufgabe der konstitutionstheoretischen Rekonstruktionen, die sich als ein roter Faden durch die gesamte Arbeit hindurch ziehen, wird es sein, anhand der abstrakten gemeinsamen Fragestellung nach der Selektion von Sinn, die Differenzen systemtheoretischer und pragmatistischer Theorie herauszuarbeiten, um dann in einer Synthese zu einer komplexeren Konstitutionstheorie zu kommen, welche die Eindimensionalität der systemtheoretischen Beobachtertheorie überwindet, zugleich aber einen Weg bereitet, das Phänomen der Verselbständigung von gesellschaftlichen Subsystemen, welche mit der zunehmenden

Differenzierung moderner Gesellschaft einhergeht in eine allgemeine Theorie des Sozialen zu integrieren. Die wesentliche Schwäche der Luhmannschen Systemtheorie ist die mit dem Sinnbegriff als Grundbegriff einhergehende auf ‚Beobachtungen‘ reduzierte Eindimensionalität der Konstitutionstheorie. Die Selektion aus einem Bereich möglicher sinnhafter Anschlüsse unterliegt einem differenzierenden Beobachter. Indem der Beobachter etwas bezeichnet konstituiert er eine Innen/Außen- Differenz, welche die nächsten Schritte (Selektionen) konditioniert. Dies ist abstrakt gesehen – der Form nach - der einzige Mechanismus, den die Systemtheorie für die Sinngenesse vorsieht. Durch eine Konfrontation dieser systemtheoretischen Annahmen mit pragmatistischen Überlegungen, die sich nicht beobachtungslogisch reduzieren lassen, sondern eine pragmatische Dimension der Konstitution des Sozialen als eigenständig wirksam betrachten (vgl. dazu auch Renn 2006a: 105ff.), soll es im Sinne einer pragmatistischen Fortführung der Systemtheorie, um die Frage gehen, inwiefern die Dimension eines pragmatisch kollektiven impliziten Wissens in Bezug auf ein tertium comparationis (ein gemeinsamer Sinnbegriff) integriert werden kann. Die angestrebte ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ nimmt ihren Ausgang sodann in einer wissenssoziologischen Fragestellung: In welchem Verhältnis sind implizites und explizites Wissen an der Konstitution des Sozialen beteiligt?

Die Rekonstruktion der Systemtheorie Luhmanns ist geleitet und führt gleichzeitig hin zu der These, dass der Zusammenhang der Begriffe ‚Sinn‘ und ‚System‘ primär, also im Sinne eines grundbegrifflichen Status innerhalb der Theorie fungiert. Der Begriff des ‚Funktionssystems‘ kann als ein Anwendungsfall dieser Grundlegung gesehen werden. Diese Annahme ermöglicht eine ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ auf diesem grundbegrifflichen Niveau, so dass eine Begriffsbildungsstrategie möglich ist, die an diesem Zusammenhang ansetzt und dann bis in die konkreten Probleme moderner Grenzbeziehungen hinein angewendet werden kann. Der Sinnbegriff (vgl. Luhmann 1987: 92ff.) von Luhmann liefert ein Konzept eines Ausgangsproblems, welches die Anschlussmotivation aller sozialer und psychischer Operationen beschreibbar macht, nämlich die Problematik, dass aus einem Möglichkeitsüberschuss selektiert werden muss. Dieses soziale und psychische Problem durchzieht in dieser Abstraktion das gesamte Werk von Luhmann, wie die Rekonstruktion der logischen Funktion des Sinnbegriffes innerhalb der systemtheoretischen Theoriearchitektur im Laufe der Arbeit im Sinne einer kaleidoskopischen Perspektivenvielfalt zeigen wird. *Systembildung qua Differenzproduktion* und die damit ermöglichte Selektion ist die Problemlösung *dieses* Problems. An dieser Stelle ist der Erwartungsbegriff zentral für alle weiteren soziologischen Analysen. Erwartungen sind als Selektions- und

Bestimmungsmechanismen für Anschlussoperationen in den Systemen notwendig. Hier zeigt sich eine systemtheorieimmanente Schwierigkeit, die darin besteht, dass das Möglichkeitsüberschussproblem als gleichursprünglich mit der Möglichkeit der Selektion gedacht werden muss. Also die systemischen Erwartungen eigentlich schon im Moment der Systembildung vorhanden sein müssten, was ein zeitliches Paradox ist. Welche Inferenzen hat diese Theorieproblematik? Das Resultat meiner Schlussfolgerungen wird sein, dass sich an dieser Stelle der Systemtheorie ein Ergänzungsbedarf zeigt, der mit Hilfe pragmatistischer Begriffe und Modelle gewinnbringend bearbeitet werden kann. Die Eindimensionalität der systemtheoretischen Konstitutionstheorie führt zu einer Ausblendung der relativ eigenständigen Wirkungen einer kulturellen Sphäre bei der Reproduktion von komplexen Sinnzusammenhängen. (vgl. dazu auch Renn 2006a: 105ff.) Wo die Systemtheorie aufgrund ihrer epistemologischen Kanalisierung auf einen unendlichen Regress von Beobachtungsverhältnissen verweisen muss, setzt die pragmatistische Konstitutionstheorie nun auf die eigenständige Wirkmächtigkeit einer pragmatischen Dimension zum Aufbau sozialer Realität. Ein pragmatistischer Vorwurf an die Adresse der Systemtheorie könnte also lauten, dass sie bzgl. ihrer Konzeption der Konstitution des Sozialen ‚unterkomplex‘ sei. Indem sie die *Kultur* (als praktisch implizite Struktur spezifisch sozialen Könnens) nicht als eigenständige Sphäre der Konstitution erfassen könne, sondern lediglich als ‚historischen Begriff‘, könne sie die ‚das Soziale‘ konstituierenden Komplexitätsverhältnisse begrifflich nicht vollständig erfassen. Die Autogenese von Sinn lässt sich nicht reduzieren auf die Selbstreferentialität von expliziten (oder zumindest explizierbaren) Selektionsmustern, sondern muss zusätzlich noch mindestens eine eigenständige pragmatische Dimension berücksichtigen, so der dann daran ansetzende Erweiterungsvorschlag. Diese grundbegrifflichen, in der Arbeit zu überprüfenden Vorwürfe an die systemtheoretische Adresse hätten sodann Auswirkungen auf die Beschreibung zeitdiagnostischer Entwicklungsverläufe. Aufgrund der konstitutionstheoretischen *Verzeichnung* der kulturellen Dimension neige die Systemtheorie dazu, Prozesse der kulturellen Diversifikation auszublenken, indem sie die moderne Gesellschaft aufbauend auf die konstitutionstheoretischen Annahmen primär als *funktional* ausdifferenzierter Sinnzusammenhang beobachtet (vgl. Renn 2006a: 105ff.). Da der Begriff der ‚Kultur‘ bei Luhmann – wenn überhaupt- auf die expliziten semantischen Systemstrukturen bezogen wird, so dass die kulturelle Sphäre hier *innerhalb* funktional differenzierter Systeme als Form der Selbstbeobachtung (Beobachtung 2. Ordnung) zum Tragen kommt und von der binären Systemcodierung abhängig bleibt, ‚fehlt‘ der Systemtheorie ein Begriffsapparat, der die

Wirkmächtigkeit und Abgrenzungsfunktion alltäglicher (impliziter) routinierter Handlungszusammenhänge beschreiben kann. Eine Differenzierungstheorie, die nur *einen* Modus der Differenzierung (nämlichen den funktionalen) erfassen kann, bleibt ‚unvollständig‘, im Sinne der Möglichkeit soziale Komplexität beschreiben zu können.

Ich möchte eine mögliche Lösung für dieses Theorieproblem vorschlagen, indem ich versuche, den systemtheoretischen Begriffsapparat mit einem pragmatistischen Erfahrungsbegriff, der im Laufe der Arbeit durch die Bezugnahme auf verschiedene Autoren Kontur gewinnt, zu ergänzen. Diese Konzeption eines pragmatistischen Erfahrungsbegriffes erlaubt es in Kombination mit dem Konzept der „primären Sozialität“ von Hans Joas (vgl. Joas 1996: 270ff.) ein ‚pragmatisches Feld‘ ins Spiel der theoretischen Begriffe zu bringen, in welchen der Umgang mit den Mitmenschen primär an eine intersubjektive wechselseitige Bezugnahme gebunden ist, ohne klare, beobachtungslogisch explizit erfassbare Differenzen handhaben zu können und zu müssen. In diesem ‚Feld‘ kommt es in pragmatischen Krisen zu ‚Problemen‘, die zur Genese von wiederholbaren Lösungsprogrammen – institutionalisierten Problemlösungen - herausfordern. In einem pragmatistischen gesellschaftstheoretischen Programm könnte man nun geneigt sein, Systembildung eben auf diese institutionalisierten Problemlöseprogrammen zu reduzieren und dabei die grundbegriffliche Anlage der Systemtheorie aus den Augen verlieren (vgl. dazu z.B. Renn 2006a: 403ff.). In welchem Verhältnis stehen hierzu nun aber der Luhmannsche Begriff des ‚Systems‘ und die darauf aufbauenden gesellschaftstheoretischen Erkenntnisleistungen? Wie schon gesagt, sind Systeme in der Luhmannschen Konzeption prinzipiell Problemlösungen des Möglichkeitsüberschussproblems. Es wird die systemische Differenz von Innen und Außen bereitgestellt, um aus einem Bereich potentiell möglicher Anschlüsse selektieren zu können. In meiner Arbeit versuche ich, zu zeigen, dass es sinnvoll sein kann, sich zunächst dem Sinn der Abstraktheit der Luhmannschen Konzeption selbst zu widmen, bevor man die feineren Verästelungen betrachtet, um Bezugspunkte heraus zuarbeiten, um die Vorteile der beiden Programme hinsichtlich dieser integrieren zu können, indem eine Begriffssynthese angestrebt wird. Mein Vorschlag hierbei wird sein, dass der systemtheoretischen Differenz von Innen und Außen eine konstitutive Differenz von Erfahrung (im pragmatischen Sinn) und Erwartung (im systemstrukturellen Sinne) zugrunde gelegt werden kann, deren ‚mitfungieren‘ beim prozesshaften Operieren des Systems diesem bei der Organisation von Anschlussmöglichkeiten stets eine notwendige ‚Selektionshilfe‘ ist. Der Vorteil dieser Konzeption gegenüber dem Luhmannschen Systembegriff ist es, dass man die Ebene der pragmatischen und kulturellen Dynamik des Sozialen nicht als völlig abgetrennt von den

Systemen als einen absolut eigensinnigen ‚Ausdifferenzierungsweg‘ beschreiben muss, dies würde einem holistischen Gesellschaftsmodell widersprechen. Auf der anderen Seite der Medaille kann man so einem radikalen Konstruktivismus entgehen, der die Systeme als völlig abgekapselt von ihrer Umwelt beschreiben muss und möchte. Vielmehr steht auch die Ebene der pragmatischen Dynamik, die durch implizites Wissen organisiert ist, in Verbindung mit der Systembildungspraxis, ohne dass die ‚Systeme‘ nun ausschließlich als Reaktionen auf die Probleme innerhalb dieses pragmatischen Feldes konzipiert werden müssten.<sup>2</sup> Die Differenzbearbeitungskapazität von Erfahrung und Erwartung sichert den Systemen einerseits den Kontakt zur Ebene primärer Sozialität, sorgt gleichzeitig aber auch dafür, dass die Systeme im Modus der Indifferenz dieser Ebene gegenüber eine eigenständige ‚transsubjektive‘ Operationsebene etablieren können.

Auf der Grundlage der durchgeführten Überlegungen zur ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ kann dann in einem Ausblick, der Frage nach der Möglichkeit wissenschaftlicher, speziell soziologischer Beratung, konstitutions- und metatheoretisch fundiert gestellt werden.

Zuvor aber werden im Kapitel Acht der Arbeit die wichtigsten Ergebnisse der Rekonstruktionen zusammengeführt und darauf aufbauend eine Wissenstypologie entwickelt, die das Funktionieren pragmatischer Systeme zu beschreiben in der Lage ist. Am Beispiel des Funktionssystems der ‚Wissenschaft‘ in der modernen Gesellschaft und einer Analyse der Funktion des Wissens für die Autopoiesis des Systems, kann der Charakter des wissenschaftlichen Wissens näher beleuchtet werden. Kann es wissenschaftliche Begriffe (mögliche Kandidaten: ‚Natur‘, ‚Rationalität‘ etc.) geben, die man rational voraussetzen darf, auf deren Basis man dann ‚Wissen‘ als ‚richtiges‘ oder gar als ‚wahres‘ entwickeln und postulieren kann, für das man dann keine weiteren Begründungen als den Verweis auf eben diese abschließenden Begrifflichkeiten benötigt?

Den unterschiedlichen Varianten von korrespondenztheoretischen Annahmen zur Wahrheit von wissenschaftlichen Aussagen kann man den Vorwurf machen, ein derartiges begriffsbildungslogisches Programm zu verfolgen. Solchen Versuchen geht es stets um die Annäherung an eine objektive Wirklichkeit. Ein elaboriertes und prominentes korrespondenztheoretisches Paradigma ist Karl Poppers Falsifikationismus (vgl. Popper 2005). Neben dem als sehr positiv und nützlich hervorzuhebenden Aspekt der damit einhergehenden Selbstverpflichtung zur Transparenz, unterschätzt ein solcher Ansatz der Beschreibung und Entwicklung wissenschaftlichen Wissens systematisch die soziale und

---

<sup>2</sup> Hier unterscheidet sich mein Versuch einer ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ wesentlich von einem der Intention nach ähnlichem Versuch von Joachim Renn (2006a; 2006c).

gesellschaftliche Imprägniertheit desselben. Als Reaktion auf dieses Desiderat verneint David Bloor (vgl. Bloor 1991: 3ff.) die Möglichkeit eines auch nur hypothetisch denkbaren letztbegründenden Begriffes wissenschaftlichen Wissens und damit auch die Möglichkeit der Annäherung an eine objektive Wirklichkeit. Im Zuge der Entwicklung der ‚Science and Technology Studies‘ und seines ‚Strong Programmes‘ nahm er diese wissenschaftstheoriehistorisch bedeutsame Negation zugleich als Argument dafür, dass es kein Wissen geben können, welches nicht sozial imprägniert sei. ‚Wahre‘ wie auch ‚falsche‘ Aussagen kommen nie ohne den Einfluss sozialer Überzeugungen (‚beliefs‘) zustande. ‚Wissen‘ sei also immer das, was die Leute dafür halten. Die Aufgabe der Soziologie sei es vor dem Hintergrund dieser Annahme, möglichst allgemeine Erklärungen des Zustandekommens dieser ‚beliefs‘ zu liefern, also wissenschaftliches Forschungshandeln auf die Frage nach den sozialen Möglichkeitsbedingungen der Produktion ‚wahrer‘ und ‚falscher‘ Aussagen zu richten. Spezifischeres dazu, was dieses ‚Soziale‘ sei, findet man bei Thomas Kuhn (vgl. Kuhn 1976: 186ff.), der betont, dass es sich bei der Genese von wissenschaftlichem Wissen immer um einen Prozess handelt, der von Gruppenintuitionen, also dem impliziten Wissen einer Gruppe abhängig ist, und sich dem Erkennen von Ähnlichkeiten in Bezug auf die Interpretation von wissenschaftlichen Rätseln bezieht. Die jeweilige wissenschaftliche Gruppe/Gemeinschaft, die ein Paradigma konstituiert, bildet Kuhn zufolge in ihren Forschungsprozessen eine eigenständige Perspektive, welche zunächst auf konkretes wissenschaftliches Problemlösen bezogen ist. Das sind *praktische* Prozesse, in denen wissenschaftliche Begriffe ihre Bedeutung im Gebrauch zum problemlösenden Handeln gewinnen. Somit ist auch die Bedeutung expliziter wissenschaftlicher ‚Begriffe‘ immer schon an den Gebrauch gebunden.

Mit diesen wissenschaftstheoretischen und –soziologischen Reflexionen ist ein guter Boden bereitgestellt, auf dem man die Frage nach der *gesellschaftlichen* (und nicht nur der sozialen) Eingebundenheit der Soziologie beackern kann. Das spezifische am Gegenstandsbereich der Soziologie ist zum einen, dass sie selbst dazugehört und zum anderen, dass sie einen ‚Gegenstand‘ zu beschreiben hat, der sich im Fall der modernen Gesellschaft in einem Zusammenspiel kultureller und funktionaler ‚Aspekte‘ konstituiert. (vgl. dazu Renn 2006a: 105ff.) Ein Begriffsarsenal, das die kulturelle und die funktionale Dimension klar zu unterscheiden vermag, ist gut geeignet, um die soziale Eingebettetheit soziologischen Wissens in die Gesellschaft beschreiben zu können. Gerade der begriffliche Dreh- und Angelpunkt der *Differenz von Erfahrung und Erwartung* spielt hier die entscheidende definitorische Rolle. Denn dieser beschreibt die Abgrenzungsmechanismen, die zwischen den beiden Dimensionen

real wirksam sind. Deshalb ist dieser auch eine Art Sicherungsmechanismus abstrakter soziologischer Theoriebildung, der den Realitätsbezug der begrifflichen Referenz herzustellen vermag und dies in einer Beschreibung, welche die vielfältigen Zusammenspielmöglichkeiten der beiden Dimensionen in ihrer Heuristik berücksichtigen kann.

Mithilfe der *systemtheoretischen* Logik wird die Wissenschaft bei Rudolf Stichweh als ein autopoietisch geschlossenes System konzipiert, welches aus einem Zusammenhang von zeitpunktfixierten Publikationen und der Möglichkeit kommunikativ an diese anzuschließen besteht – oder theoretisch präzise ausgedrückt, allein dieser sich ständig selbst produzierende und reproduzierende Zusammenhang *ist* (vgl. Stichweh 2013: 47ff.). Der jeweilige Gegenstand, die Umwelt der Disziplinen wird in dieser Sichtweise nachträglich erzeugt und spielt keine primär konstitutive Rolle bei der Genese der Wissenschaft als solcher. Damit ist zwar die Erklärung der Indifferenzfunktion und des spekulativen Zugs des Forschungshandelns gesichert, allerdings wird mit dieser Beschreibung gleichzeitig der Absturzgefahr in einen radikalen Konstruktivismus Tür und Tor geöffnet, womit die Frage der Referenz in den Vordergrund rückt. Die theoretische Analyse der Arbeit versucht zu zeigen, dass, um die ‚Dynamik des Sozialen‘ verstehen zu können, eine pragmatische Referenznahme auf eben diesen ‚Gegenstand‘ nötig ist. Diese konstitutionstheoretischen Rekonstruktionen und Argumentationen alleine können sicherlich nicht die historischen Abschließungsprozesse von Funktionssystemen erklären. Allein könnten diese ‚lediglich‘ als normatives methodologisches Postulat dienen, stets die konstitutive kulturelle Dimension bei den zu bearbeitenden Forschungsfragen mit zu berücksichtigen. Die Kombination pragmatistischer und systemtheoretischer Theorieteile geht nun aber noch einen Schritt weiter. Wenn sich nämlich die soziale Dynamik in einer anderen Form fortsetzt als es die *explizite* funktionale wissenschaftliche Kommunikation (also im Sinne von Anschlüssen an Publikationen) tut, bekommt die Frage der Autologik und der Referenzhaltigkeit soziologischer Theoriebildung eine besondere Brisanz. In diesem Sinne soll gezeigt werden, dass ein pragmatisierter Systembegriff auch Konsequenzen für die Art und Weise der Theoriebildungspraxis hat. Von einer rein konstruktivistischen und autologischen Theoriebildungspraxis wird man vor allem den hermeneutischen Aspekt soziologischer Erkenntnisbildung bei der Entwicklung theoretischer Begriffe mit zu berücksichtigen haben. Es soll ein Konzept des wissenschaftlichen Wissens vorgestellt werden, das sowohl die soziale Imprägniertheit (qua kulturellem impliziten Wissens) als auch die gesellschaftliche Eingebettetheit (in Bezug auf Fragen der Umweltbezüge (Ressourcenübertragung) und Referenzhaltigkeit) als wichtige Faktoren der Theoriebildungspraxis zu erfassen vermag. Die Soziologie ist ein ‚Teil‘ ihrer

Gesellschaft, und indem ihr zu erforschendes Phänomen die ‚Gesellschaft‘ ist, ist sie selbst auch zugleich ‚Objekt‘ ihrer eigenen Erkenntnisoperationen. Eine konkretere Spezifikation des Standortes der ‚Soziologie‘ innerhalb der Gesellschaft ist nun abhängig von den konstitutionstheoretischen Annahmen der Genese von Sinn Grenzen und der Relationen dieser differenzierten Sinneinheiten. Die ‚Soziologie‘ kann sich ihren Gegenstand nicht als *objektives* Gegenüber vorstellen, das sie als erkenntnisproduzierendes *Subjekt* zu erfassen sucht. Dies bedeutet auf metatheoretischer Ebene die Notwendigkeit, sich einen Begriff davon zu machen, welche *Form* eine Erkenntnis hat, die stets die eigene Perspektive mit reflektieren muss. Aufgrund dieser postontologischen Problematik, wird die Reflexion des Modus ihrer eigenen Erkenntnisproduktion selbst zum elementaren Bestandteil ihrer Tätigkeit. Indem sie sich als Teil der modernen Gesellschaft begreift – also als (relativ) abgegrenzten Sinnzusammenhang unter anderen – ist die Art dieser Reflexion eine Bestimmung (im Sinne einer simplifizierenden Bedeutungsgenese) ihrer eigenen Grenzen und Möglichkeiten diese zu ‚überschreiten‘. Das Programm der Luhmannschen Systemtheorie kann man als kreativen Umgang mit Paradoxien zum Zweck einer Selbstbeobachtung der modernen Gesellschaft beschreiben. Dazu beobachtet sie Differenzierungsprozesse, indem sie die sich innerhalb der Gesellschaft differenzierten und sedimentierten Sinnzusammenhänge mit ihrem differenzlogischen Begriffsinstrumentarium beobachtet und so sich unterscheidende autonome gesellschaftliche Subsysteme anhand der Deskription ihrer Semantiken identifizieren kann. Aus der eindimensionalen Konstitutionstheorie der Systemtheorie folgt, dass sie als differenzlogische ‚Nur- Theorie‘ (vgl. Clam 2004: 305ff.) funktioniert, indem sie eigene Paradoxien entfaltet. Dies ist so lange legitim, als sie überraschende Erkenntnisse bzgl. ihres Gegenstandes ‚der Gesellschaft‘ liefern kann. Erhebt man den Anspruch eine adäquate Beschreibung der sozialen Realität anzufertigen, muss man die festgestellten Unzulänglichkeiten der Luhmannschen Konstitutionstheorie – die Nichtberücksichtigung des kulturellen impliziten Wissens - berücksichtigen und die Konsequenzen daraus auf das Konzept von Theoriebildung beziehen. Der kreative *rein* differenzlogische Umgang mit Paradoxien allein reicht nicht aus, um eine dem ‚Gegenstand‘ angemessene Theoriebildung zu erreichen. Durch die Unvollständigkeit der Luhmannschen Konstitutionstheorie folgt ein theoretischer Flug über den Wolken, der keine *verstehende* (im Sinne einer hermeneutisch interpretierenden) Referenz auf die soziale *Wirklichkeit* findet. Die Nichttrivialität, auf die Unterscheidung von begriffslogischen und gegenstandstheoretischen Überlegungen als wesentlich für die soziologische Theoriebildung insgesamt zu hinzuweisen, liegt darin begründet, dass erst mit der Bestimmung beider Dimensionen als unabhängig und abhängig

*zugleich*, die Notwendigkeit und die Möglichkeit der Modifizierung differenzlogischer Ansätze sichtbar gemacht werden kann. Die begriffslogisch bestimmte radikale Differenzsetzung von System und Umwelt ist keine Repräsentation der sozialen Wirklichkeit. Es ist wichtig zu sehen, dass der Zusammenhang von empirischer Sozialforschung (und deren Methodologie) und theoretischer Begriffsbildung selbst immer auch ein *kulturell* praktischer Prozess ist, und dass weder *reine* (kommunikative) Intellektion noch *reine* empirische Sozialforschung zu adäquater Erkenntnis führen können und dieser Zusammenhang selbst wiederum ein *theoretisches* Problem darstellt, das *verstanden* werden muss. Aber gerade aufgrund dieser zirkulären Zusammenhänge von Kultur, Hermeneutik und abstrakter Begriffsbildungspraxis muss man das Fortschreiten soziologischer Theorie als *Verhältnis* von Intellektion *und* Interpretation beschreiben. Summa summarum ist der Fortgang der soziologischen Theorie dann *verstehende* Begriffsbildung mit dem Anspruch möglichst hoher Transparenz und Kontingenzbewusstsein.

Vor dem Hintergrund einer pragmatistisch systemtheoretischen Konzeption wissenschaftlichen, und insbesondere soziologischen Wissens wird deutlich, dass eine Reihe von begrifflich unterscheidbaren Kontingenz- und Unsicherheitsfaktoren zusammenspielen, die letztendlich den Hypothetizitätscharakter des wissenschaftlichen Wissens ausmachen. Wissenschaftliche Problemdefinitionen und die Bearbeitung derselben, werden bestimmt durch dieses Zusammenspiel von kulturellen und funktionalen Kontingenzmomenten, welches letztendlich die besondere Form wissenschaftlichen Wissens konstituiert. Die in Kapitel 8 entwickelte Wissenstypologie kann hilfreich sein, das Zusammenspiel der bei der Produktion des wissenschaftlichen Wissens beteiligten Wissenstypen zu verstehen. Zudem stellt die entwickelte Typologie eine Analyseheuristik allgemeiner Art für konkrete Zusammenhänge der modernen Gesellschaft zur Verfügung.

In welchem Verhältnis stehen zum Beispiel die Probleme aus anderen gesellschaftlichen Bereichen (z.B. dem Erziehungssystem) oder auch ökologische Probleme, die die gesamte Gesellschaft betreffen zu dem wissenschaftlichen Problembegriff und wie unterscheiden sich die Formen der Bearbeitung?

In einem kurzen abschließenden Ausblick versuche ich zu zeigen, inwiefern die entwickelte Typologie des Wissen einen Beitrag dafür leisten kann, diese innergesellschaftlichen Zusammenhänge besser zu verstehen und auch eine pragmatische Funktion innerhalb von Kommunikationszusammenhängen spielen kann, die gesellschaftlich relevante Problemkonstellationen bearbeiten. Folgende Fragen können dafür als Leitlinie herausgestellt werden.

- 1.) Wie wird die Komplexität der gesellschaftlichen Probleme beschrieben – in welchem Verhältnis stehen dabei kulturelle und funktionale Aspekte?
- 2.) Wie werden die Differenzen des Wissens und der Probleme in den verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen beschrieben?

Die Perspektive der pragmatisierten Systemtheorie kann dabei helfen, ein Programm ‚soziologischer Beratung‘ vor dem Hintergrund einer präzisierten gesellschaftstheoretischen Konzeption zu entwickeln.

## **2. Allgemeines Konstituens sozialer Wirklichkeit: Sinn<sup>3</sup>**

Soziale Phänomene sind im Allgemeinen dadurch definiert, dass sie sich im Medium ‚Sinn‘ konstituieren. Die zunächst jeder sozialen Situation zugrunde liegende Intransparenz bzw. Transzendenz der ‚Welt‘ und der ‚Anderen‘ und der damit einhergehenden basalen Kontingenz des Wissens führt dazu, diese Situation sozial ‚bearbeiten‘ zu müssen. Das grundlegende daraus folgende theoretische Problem ist die konstitutionstheoretische Frage, wie die Ungewissheit jeglicher sozialen Situation *praktisch* gehandhabt wird. Die soziologische Konstitutionstheorie fragt also: Wie kann man die alltäglich- pragmatische Evidenz der Realität des Sozialen (z.B. als ständig fortlaufende Kommunikationszusammenhänge) theoretisch erklären?

### **2.1 Sinnkonstitution, Sinn Grenzen und moderne Relationen**

Wo die Systemtheorie aufgrund ihrer epistemologischen Kanalisierung auf einen unendlichen Regress von Beobachtungsverhältnissen verweisen muss, setzt die pragmatistische Konstitutionstheorie auf die eigenständige Wirkmächtigkeit einer pragmatischen Dimension zum Aufbau sozialer Realität.

Ein pragmatistischer Vorwurf an die Adresse der Systemtheorie könnte also lauten, dass sie bzgl. ihrer Konzeption der Konstitution des Sozialen ‚unterkomplex‘ sei. Indem sie die Kultur (als praktisch implizite Struktur spezifischen sozialen Wissens) nicht als eigenständige Sphäre der Konstitution erfasse, sondern lediglich als ‚historischen Begriff‘ (vgl. Luhmann 1999b) könne sie, die ‚das Soziale‘ konstituierenden Komplexitätsverhältnisse begrifflich

---

<sup>3</sup> Die Abschnitte 2. und 2.1 sind überarbeitete Teile aus Gubo (2008)

nicht vollständig erfassen. Mit einer ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ bekäme die Deskription ‚des Sozialen‘ ein reichhaltigeres Ensemble von theoretisch abgrenzbaren Einheiten.

Da die Wissenschaft ein abgegrenzter Sinnzusammenhang innerhalb der modernen Gesellschaft ist (und im Folgenden gezeigt werden soll, inwiefern sozialwissenschaftliche Begriffsbildung von allgemeinen Strukturen der Sinngenerese abhängt), ist es aufschlussreich, die Konsequenzen der unterschiedlichen konstitutionstheoretischen Annahmen, zu einer Differenzierungstheorie in Bezug zu setzen. Dann kann gezeigt werden, in welchem Kontext sich die sozialwissenschaftliche Erkenntnisproduktion bewegt.

In der systemtheoretischen Perspektive wird die moderne Gesellschaft primär als ein *funktional* ausdifferenzierter Sinnzusammenhang beobachtet. Da ‚Kultur‘ bei Luhmann auf der Ebene der Semantik verortet wird (Luhmann 1999a: 880f., 957f.; Luhmann 1999b: 48ff.), so dass die kulturelle Sphäre hier innerhalb funktional differenzierter Systeme als Form der Selbstbeobachtung (Beobachtung 2. Ordnung) zum Tragen kommt, dessen konstitutive Wirksamkeit zweitrangig ist und von der binären Systemcodierung abhängig bleibt (Luhmann 1980: 16ff.), ‚fehlt‘ der Systemtheorie ein Begriffsapparat, der die Wirkmächtigkeit und Abgrenzungsfunktion alltäglicher (impliziter) routinierter Handlungszusammenhänge beschreiben kann. Eine Differenzierungstheorie, die nur *einen* Modus der Differenzierung (nämlichen den funktionalen) erfassen kann, bleibt ‚unvollständig‘, im Sinne der Möglichkeit soziale Komplexität beschreiben zu können.

## 2.2 Noesis/Noema und Selbstreferenz/Fremdreferenz (Husserl)<sup>4</sup>

Um die Grundlagen der Luhmannschen Konstitutionstheorie zu erfassen, wollen wir nun kurz den Husserlschen Theoriekontext betrachten, dem Luhmann seine Unterscheidung von Selbstreferenz und Fremdreferenz entzieht. Husserl entwickelt die Unterscheidung von Noesis

---

<sup>4</sup> Die folgenden Bezugnahmen auf Edmund Husserl dienen der Hinführung zu den Grundlagen und sodann den Problemen der Luhmannschen Konzeption, die auf dem Anschluss an die phänomenologische Anlage bei Husserl basieren. Für meine Argumentation dient diese Rekonstruktion als ein Problemaufriss, anhand dessen meine Auseinandersetzung mit der Luhmannschen Theorie ihren Ausgangspunkt und ihre Kontur gewinnt. Auf eine tiefergehende Auseinandersetzung mit dem Werk Husserls wird deshalb an dieser Stelle verzichtet. Die Quellenangaben zu Husserl verweisen deshalb oft auf Monographien oder Kapitel als ganze bzw. verschiedenen Stellen in Kombination, die im Zusammenhang erst die dann relativ kurzen Zusammenfassungen legitimieren, da es sich bei den Ausführungen um Zusammenfassungen handelt, die eben nicht einer kritischen Auseinandersetzung mit Husserls Ausführungen dienen, sondern meiner eigenen Untersuchung der Grundlagen und Probleme der Luhmannschen Systemtheorie, die vor dieser Hintergrundfolie gut zum Erkennen gebracht werden können. Viele der folgenden Zusammenhänge von Husserl hin zu Luhmann verdanke ich den Diskussionen in einem Kolloquium von Prof. Dr. Ilya Srubar im WS 2008/09 an der Universität Erlangen, das sich speziell diesem Thema widmete.

und Noema vor dem Hintergrund der Frage, wie im Bewusstsein etwas als Einheit erscheinen kann.<sup>5</sup> Damit etwas als identitär erfahren wird, muss sich dieses Etwas als Phänomen im Bewusstsein *erfüllen*. (vgl. Husserl 2009: 231f., 315ff., 334) Das Problem der Einheit stellt sich bei Husserl in Bezug auf die Einheit eines Gegenstandes. Wie kommt es dazu, dass dieser Stuhl *als* dieser Stuhl zur Geltung kommt? Wie kann man diesen Stuhl *als* diesen Stuhl wieder erkennen? Übersetzt man die Frage nach der Geltung von etwas als eine identische Einheit in systemtheoretisches Vokabular, ergibt sich die Frage, wie ein ‚Objekt‘ der Fremdreferenz als Identität konstituiert wird.

Bei Husserl gilt als Voraussetzung dafür, dass sich etwas als Identität zeigt, dass es im inneren Zeitbewusstsein etwas geben muss, welches der Linearität der Zeitpunkte nicht folgt. Diese Zeitdimension der ‚lebendigen Gegenwart‘ erzeugt ein selbständiges Präsenzfeld. Qua passiver Synthese durch Abschattungssysteme hindurch konstituiert sich eine Einheit in dieser Zeitsphäre, welches das Bewusstsein als identitären Gegenstand wahrnimmt. (vgl. dazu Husserl 2000).

Hier ergibt sich ein wesentlicher Unterschied bei der Luhmannschen Konzeption dessen, wie sich die ‚Einheit eines Objektes‘ erzeugt. Für Luhmann gibt es keinerlei *intentionale Erfüllung* (vgl. Husserl 2009: 144; 315ff.), sondern er spricht von der Notwendigkeit einer Realitätsillusion (vgl. Luhmann 1996, siehe Genaueres dazu weiter unten), die stets als die andere Seite der Selbstreferenz mitgeführt werden muss. Es stellt sich nun aber die Frage, was in der Systemtheorie das Korrelat der passiven Synthese ist (vgl. Husserl 2009: 272ff.). Im Fall der strukturellen Kopplung von psychischen Systemen an ihre Umwelt würde Luhmann von Sinnesreizen sprechen, die aber nicht die Funktion der Erfüllung haben, sondern eine Realitätsillusion erzeugen.

Vor diesem Hintergrund der differenten Konzeption von Einheitsbildungsprozessen bei Husserl und Luhmann, stellt sich die Frage, wie sich die Übersetzung der Doppelstruktur von Noesis und Noema (vgl. Husserl 2009: 225ff.) in die Differenz von Selbstreferenz und Fremdreferenz legitimieren lässt, wenn von dem Aspekt der Erfüllung abstrahiert wird, ohne dass dabei die gesamte theoretische Konzeption ihre Geltung verliert?

Die Quintessenz des zur – Geltung – Kommens ist bei Husserl, dass ein Geschehen der Erfüllung im intentionalen Erleben stattfindet. Diese Frage, wie das Bewusstsein Geltung herstellt, beantwortet er sodann mit Hilfe der Methode der phänomenologischen Reduktion. (vgl. dazu Husserl 2009: 122 ff.; 135ff.; 158 ff.)

---

<sup>5</sup> Zu den Grundlagen der Unterscheidung von Noesis und Noema siehe Husserl 2009: 200ff.

Zunächst wird in der Epoché gefragt, wie sich Phänomene in der natürlichen Einstellung konstituieren (vgl. Husserl 2009: 40, 61ff.). Dabei muss eine Haltung eingenommen werden, in der es gilt, die natürlichen Einstellungen, die in der Lebenswelt natürliche Geltung innehaben, einzuklammern. Sodann konnte sich Husserl die Frage stellen, welche Akte des Bewusstseins es sind, die diese Geltung bewirken (vgl. Husserl 2009: 42, 55, 65, 75f., 129, 169). In einem zweiten Schritt wird dann quasi gedankenexperimentell getestet, welche Eigenschaften man von einer vorgestellten Identität weglassen könne, ohne dass diese ihre Geltung als Identität verlieren würde (vgl. Husserl 2009: 50, 63, 166f., 243, 247ff.). Um also zu präzisen Begriffen der Phänomene selbst zu kommen, können Eigenschaften der Vorstellungen modifiziert werden, um zu sehen, was für die Einheitsbildung akzidentell, und was notwendig ist, damit einem Gegenstand Geltung zugesprochen wird. ‚Phänomene‘ sind hierbei bei Husserl keine in der Außenwelt ontisch gegebenen Tatsachen, sondern es sind Konstruktionen eines Bewusstseins, die in philosophischer Methodik sichtbar gemacht werden. (vgl. Husserl 2009: 46ff., 145ff., 239ff.). Um diese zu erkennen hat Husserl seine gestufte Methodologie entwickelt.

Indem Luhmann das Begriffspaar Noesis/Noema nun dem transzendentalen Bewusstsein entzieht und universell auf das Sinngeschehen (vgl. Luhmann 1996) anwendet, verliert er auch die Möglichkeit der phänomenologischen Reduktion, die auf das Auffinden von Prozessen der Sinnkonstitution im Bewusstsein bezogen ist.

Diese Methode ist aber bei Husserl die Legitimation der theoretischen Unterscheidung von Noesis und Noema. (vgl. dazu Husserl 2009: 225ff. (Viertes Kapitel)). Nur durch diese Methode hindurch kann Husserl Aussagen über die Struktur von Phänomenen machen. Die Abstraktion der Noesis/Noema – Unterscheidung hin zur Unterscheidung von Selbstreferenz/Fremdreferenz führt Luhmann demzufolge, so meine Interpretation, vor die theoriemethodologische Frage, wie die Begriffsbildung der Theorie über sich selbst hinausgreifen kann, und Aussagen über *soziale* Systeme machen kann? Diese Frage muss beantwortet werden, wenn Luhmann die genannte Abstraktion durchführen will. Auf diesem Weg hin zu seiner Abstraktion muss Luhmann mit dem Streichen der Methode Husserls auch den Anspruch auf Objektivität aufgeben. Husserls Theorieintention war es nämlich noch, einen allgemein gültigen Kern der Gegenstandskonstitution sichtbar zu machen. (vgl. Husserl 2009: v.a. 304ff.) Dies versuchte er eben durch den gestuften Aufbau seiner Methode zu erreichen. Dies sollte der Königsweg zur Erzeugung objektiver Erkenntnis sein. Die Methode selbst wird dadurch in Geltung gesetzt, dass die in der philosophischen Reduktion gewonnenen Einsichten Evidenz beanspruchen können. (vgl. Husserl 2009: 314ff.).

Husserl setzt einen Endloshorizont von Unbestimmtheiten voraus, die qua intentionalen Ausgriff in einem zeitlichen Prozess bestimmt werden, indem ihnen Geltung, Sinn und Bedeutung zugesprochen wird (vgl. Husserl 2009: 57ff., 184ff.) . Dieser Ausgriff geschieht im Modus des intentionalen Erlebens, in dem durch die passive Synthese, die eine Funktion des inneren Zeitbewusstseins ist, Einheit konstituiert wird. Diese Beziehung zwischen Horizont und Bestimmtheit bezeichnet Husserl sodann als die Doppelstruktur von Noesis und Noema. Der Erlebniskern ist dabei im Bewusstsein gegeben (Noema), welcher in der Einstellung zu diesem eine identitäre Geltung erlangt (Noesis). Dieser Prozess der Einheitsbildung wird nun einem *Träger* zugeschrieben, nämlich dem transzendentalen Subjekt. (vgl. z.B. Husserl 2009: 143ff.) Ein Bewusstsein, das die von Husserl beschriebene Gegenstandskonstitution leisten kann, muss ein *transzendentales* Bewusstsein sein (vgl. Husserl 1977). Ansonsten könnte man keine objektiven Aussagen darüber treffen, wie sich in der natürlichen Welt Dinge konstituieren. (vgl. z.B. Husserl 2009: 215f, 221; Husserl 1977)

### **2.3 Das Intersubjektivitätsproblem und die Abstraktion von Sinn**

Das entscheidende Problem, das sich dann aber ergibt, ist der von Husserl selbst gestellte Anspruch, dass seine Methode und die Begriffsbildung des ‚transzendentalen Subjekts‘ *intersubjektiv* abgesichert sein müssen. (vgl. dazu Husserl 1977) Aus den transzendentalen Strukturen des Subjekts heraus müsste auch Intersubjektivität beschrieben werden können, um den noematischen Kern als wirklich identisch bezeichnen zu können (vgl. Husserl 1977: 91ff. (V. Meditation)). Objektive Aussagen können im Sinne des Intersubjektivitätspostulats dann nur getroffen werden, wenn die Existenz des Anderen *als* Anderen nachgewiesen werden kann.

Aus dieser Nichtlösbarkeit des Problems der Intersubjektivität, das mit dem Problem der Objektivität von Aussagen zusammenhängt, schließt Luhmann auf die Notwendigkeit, die Noesis/Noema – Differenz zu der Unterscheidung zwischen Selbstreferenz und Fremdreferenz, die nicht an ein transzendentales Bewusstsein gekoppelt ist, zu abstrahieren. (vgl. Luhmann 1996, siehe Genaueres dazu weiter unten).

Ist Luhmanns Methode der Wiederbeschreibung und Übernahme der abstrakten phänomenologischen Theoriebausteine in Form der Projektion auf einen abstrakten Sinnbegriff (vgl. dazu Luhmann: 1987: 92ff.; 1996) methodologisch nachvollziehbar? Sind die Probleme durch die Umstellung auf Differenzen und das Wegfallenlassen der Einheitsbildung qua transzendentalem Subjekt ausreichend gelöst? Welche Evidenzen hat

Luhmann auf seiner Seite, wenn er in diesem Abstraktionsprozess auch die Epochè als Methode ‚hinter sich lassen‘ muss?

Mit der Abstraktion des Sinnbegriffes geht die Luhmannsche Unterscheidung von Kommunikation und Bewusstsein einher. (vgl. 1987: 191ff., 346ff.) Die Frage, ob Luhmann das Problem des Husserlschen Sinnbegriffes mithilfe dieser Dekomposition lösen kann, bezieht sich somit auf die theoretische Konzeptualisierung der radikalen Differenz von Bewusstsein und Kommunikation. Folgt dem Konzept der differenzlogischen Konstitution, in der die Umwelt des Systems nur als Realitätsillusion zu haben ist, und der Annahme der dann notwendigen zeitgleichen Konstitution qua Ko- Evolution, mit der Begriffsübersetzung von Noema in Fremdreferenz (vgl. dazu Luhmann 1996) eine nicht gewollte Ontologisierung der systemtheoretischen Konstitutionstheorie ?

Das Scheitern der Intersubjektivitätstheorie schließt für Luhmann die Bezugnahme auf ein gemeinsames Außen aus. (vgl. Luhmann 1996) Es gibt keinen intersystemischen Boden – keine *gemeinsame* Lebenswelt, die Interpretationsschemata bereitstellt, um für die Interaktion gültige Bedeutungen generieren zu können -, auf den sich bezogen werden kann und der als Gemeinsames das Funktionieren von lebensweltlicher primärer Sozialität sicherstellen könnte. Das System fungiert irreduzibel eigensinnig. Psychische und soziale Systeme bleiben im Systemzusammenhang einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft radikal voneinander getrennt, in dem Sinn, dass ihre Konstitution jeweils auf eigenständig produzierten Sinn aufbaut. Aufgrund dieser Trennung müssen Operationen theoretisch bestimmt werden, welche als Letztelemente für die Reproduktion der differenten Systeme notwendig sind. Bekanntermaßen entscheidet sich Luhmann, den psychischen Systemen Bewusstseinsoperationen zuzuordnen und den sozialen Systemen Kommunikationselemente. (vgl. Luhmann 1987: 191ff.; 346ff.) Aufgrund der radikalen Abgegrenztheit der beiden Systemtypen, sind es die Kommunikationen, die für die Konstitution des Sozialen allein verantwortlich sind. Handlungen kann in dieser Konzeption dann keine *eigenständige konstitutive* Wirksamkeit zugeschrieben werden, da diese nur im Modus kommunikativer Zuschreibungen nachträglich eine konstitutive Funktion erhalten können (vgl. Luhmann 1987: 191f.).

Die *Abstraktion des Sinnbegriffes* ist sodann der entscheidende Schritt für Luhmanns Theorieintention, das Soziale als Realität *sui generis* zu beschreiben. Die Emergenz dieser Realität wird eben dadurch begründet, dass Kommunikationen das alleinige Element ihrer Konstitution darstellen.

„Für den Fall von Kommunikation müsste man eine Parallelkonstruktion finden, die auch hier das nachweist, was, und es so nachweist, wie es im Falle des Bewusstseins funktioniert. Also als nur im Falle im Moment aktueller Operation, Grenzziehung, Simultanprozessieren von Fremdreferenz und Selbstreferenz (also ‚Bistabilität‘) ferner rekursive Rück- und Vorgriffe auf zur Zeit inaktuelle, aber aktuell fassbare Zeithorizonte der Vergangenheit und der Zukunft und alles in allem: Einschluss des Ausgeschlossenen als Modus des Prozessierens von Sinn.“ (Luhmann 1996: 50f.)

Um von der allgemeinen Konstitutionstheorie des Sinns zu der angestrebten Gesellschaftstheorie zu kommen, muss Luhmann zunächst die Beziehungen von psychischen und sozialen Systemen theoretisieren. Dazu bezieht er die abstrakten Komponenten seiner Theoriestruktur zugleich auf das Bewusstsein und auf Kommunikationsprozesse (vgl. dazu z.B. Luhmann 1987: 92ff.)). Dann freilich entsteht die Schwierigkeit das Verhältnis der beiden Systemen zu einander zu beschreiben. Die Abstraktion des Sinnbegriffes vom Bewusstsein und dessen Verwendung auch in Bezug auf Kommunikationen als die das Soziale eigenständig konstituierenden Letztelemente ist wegen der von Luhmann angenommenen Beurteilung der Unlösbarkeit des Intersubjektivitätsproblems systemtheorieimmanent stringent argumentiert, indem diese Abstraktion es erlaubt, soziale Systeme in radikaler Differenz zu psychischen Systemen zu begreifen. Die Übernahme der in der phänomenologischen Reduktion gewonnenen abstrakten Theoriestrukturen und deren Bindung an das Konzept der ‚operationalen Geschlossenheit‘ (vgl. Luhmann 1996) ist meiner Interpretation zufolge für Luhmann eine konsequente Folgerung dessen Einsicht des Scheiterns der transzendentalen Begründung der Intersubjektivitätsproblematik.

Für die Abstraktion und gleichzeitige ‚Empirisierung‘ der Husserlschen Theoriestruktur verwendet Luhmann ein wissenschaftshistorisches Argument, indem er Theoriestrukturen, die schon bei Husserl angelegt waren, in bestimmten Entwicklungen der modernen empirischen Wissenschaft wieder erkennt. (vgl. Luhmann 1996) Mit dem Gang der Wissenschaft erhöhe sich das Dekompositionsniveau, indem man Wissen allein dadurch konstruiert, Beobachter beim Beobachten zu beobachten. In dieser Lage ist es nicht mehr möglich ‚den Sack zuzumachen‘, indem man einen Letztstandpunkt postuliert, der die Einheit der Theorie garantieren kann. Hier erblickt Luhmann die empirische Evidenz dafür, theoretisches Denken im Allgemeinen und soziologisches Denken im Besonderen radikal von Identität auf Differenz umzustellen. (vgl. Luhmann 1996: 49f.) Differenzlogisches Denken zwingt den Beobachter 2. Ordnung dazu, Systemreferenzen zu trennen, und so in der alltäglichen ‚Realität‘ als verschmolzen Erscheinendes, als tatsächlich Unterschiedenes zu betrachten. Mit diesem theoretischen Schritt stellt sich das Problem der Einheit des Unterschiedenen in radikalierter Form. Luhmann schließt nun von einer phänomenologisch- transzendentalen Nichtbegründbarkeit der Erreichbarkeit der Umwelt auf einen radikal operativ geschlossenen

Reproduktionsprozess von Systemen im Allgemeinen. (vgl. dazu Luhmann 1996) Darin unterscheiden sich lebende, psychische und soziale Systeme nicht. Soziale und psychische Systeme sind auf dem Wege der Co- Evolution gleichzeitig entstanden (vgl. Luhmann 1987: 191ff., 346ff.). Beide haben sich in diesem Prozess sinnhaft ausdifferenziert, sind in Bezug zueinander aber wechselseitig emergent, was sich in der Problematik der doppelten Kontingenz äußert und die Motivation darstellt, überhaupt zu kommunizieren (vgl. dazu Luhmann 1987: 148ff.). Um die Einheit von Bewusstsein und dem Sozialen zu erklären, kann man ausgehend von dieser Theorielage nicht postulieren – wie dies in anthropozentrischer Orientierung geschehen könnte- dass das Soziale evolutiv aus dem Bewusstsein emergiert sei. Es gibt keinen zeitlichen Vorrang des Psychischen gegenüber dem Sozialen. Der sinnhafte Produktions- und Reproduktionsprozess ist ein trägerloser Prozess, der seine Reproduktion im rekursiven Bezug auf sich selbst ermöglicht. „Und erst die Formen dieser Reproduktion differenzieren psychische und soziale Strukturen“ (Luhmann 1987: 141).

Aufgrund der Abstraktionslage der Systemtheorie muss die Frage des *Zeitverhältnisses* der Konstitution des Sozialen und des Bewusstseins radikal neu gestellt werden. Produzierter Sinn grenzt sich dadurch ab, indem Bewusstsein *oder* Kommunikation als Operationsform gewählt wird. (vgl. Luhmann 1987: 142) Diese Abgrenzungsmodalität ist zunächst für das Einzelereignis nicht möglich, „denn am Einzelereignis schließen Bewusstsein und Kommunikation sich nicht aus, fallen vielmehr häufig mehr oder weniger zusammen.“ (Luhmann 1987: 142) Die sachliche Konstitution *als* Bewusstsein oder *als* Kommunikation erfolgt also in diesem Sinne *ex post*. ‚Sinn‘ ist eine abstrakte Form, die in ihrer Erscheinungsform nachträglich entweder „sich in eine Sequenz einfüg[t], die am körperlichen Lebensgefühl festgemacht ist und dann als Bewusstsein erscheint“ (Luhmann 1987: 142) *oder* aber in eine Sequenz, „die das Verstehen anderer involviert und dann als Kommunikation erscheint“ (Luhmann 1987: 42). Unklar bleibt hier in den Formulierungen Luhmanns, wie das Verhältnis von vorgängigen und nachgängigen ‚Sinn‘ konsistent konzipiert werden kann. Was ist das Kontinuierliche am ‚Sinn‘ und was verändert sich qua nachträglicher Festlegung? Ist die Einheit der Kontinuität des hier verwendeten Sinnbegriffes eine Verlegenheitslösung bzgl. der zeitlichen Paradoxien, die entstehen, wenn Sinn für eine Zeit postuliert werden muss, bevor dieser konkret von empirisch existenten Sinnoperatoren (Bewusstsein und Kommunikation) selektiert wird, um beispielsweise die Ko- evolution von psychischen und sozialen Systemen darstellbar zu machen?<sup>6</sup>

---

<sup>6</sup> Diese Frage kann nicht schnell beantwortet werden, die Ausführungen dieser Arbeit versuchen sich aus verschiedenen Perspektiven und detaillierten Rekonstruktionen nahe an für diese Frage bedeutsamen Textstellen

„Es gibt zwar hochkomplexe evolutive Voraussetzungen der Sinnbildung, aber es gibt keinen privilegierten Träger, kein ontisches Substrat von Sinn. [...] Erst die Form der Vernetzung, die zugleich Bedingung der Möglichkeit von Aktualität und Bedingung der Möglichkeit autopoietischer Reproduktion ist, hebt Bewusstsein bzw. Kommunikation ab.“ (Luhmann 1987: 142).

Die Luhmannsche Konstitutionstheorie geht hier also von einer gleichzeitigen Nachträglichkeit von Bewusstsein und Kommunikation aus, indem sich Sinn zunächst ereignishaft und ohne eindeutige Systemreferenz reproduziert. Sinn als Element eines Systems ist für das System selbst aber schon mit der jeweiligen Aktualität des Sinns gleichzeitig bestimmt. Sinn ist für ein System immer systeminterner Sinn in Bezug auf die Selbstreferenz des Systems, „da Sinn immer selbstreferentiell gebildet wird und dabei immer die Verweisung auf Anderes als Weg der Verweisung auf sich selbst einbezieht“. (Luhmann 1987: 142). Die *ereignishaft* gegebene Fremdheit des Sinns ist für das System also immer referentiell gegeben. Und Referenz ist immer Bezugnahme ausgehend von sich selbst. Wie kann also eine Referenzebene vorgängigen Sinns innerhalb dieser Konzeption von Selbstreferenz/Fremdreferenz für die Systemtheorie überhaupt erreichbar sein?

Wie wir weiter unten sehen werden, benötigt die Systemtheorie aber diese Referenzebene, um das für den konsistenten Aufbau der Gesellschaftstheorie alles entscheidende Konzept der ‚strukturellen Kopplung‘ konsistent herleiten zu können. Wir werden uns dann fragen müssen, ob hier nicht die differenzlogische Annahme der Konstitution sozialer Realität qua Oszillation von Fremdreferenz und Selbstreferenz in einen Widerspruch gerät, wenn die Systemtheorie Referenz nehmen muss auf eine quasi naturalistische Annahme kosmologischer Zeit, in der schon Sinnhaftes gegeben sein muss bzw. der Sinnprozess schon im Gange sein muss, um die genannte zeitliche Paradoxie mit den systemtheoretischen Grundbegrifflichkeiten konsistent denken zu können.

Der theoretische Vorteil der Übersetzung der Husserlschen Theoriestructur in das systemtheoretische Vokabular ist in den Fundamenten der Theoriearchitektur vor allem in einem gesteigerten Dekompositionspotential zu sehen, das eine analytische Unterscheidung von Bewusstsein und Kommunikation zurückführt auf die tatsächliche empirische Unterschiedenheit derselben. Denn die Konstruktion einer Sozialtheorie kann nur gelingen, wenn man Begrifflichkeiten zur Verfügung hat, die nicht an ein transzendentes Subjekt gebunden bleiben. Der ‚Gegenstand‘ ist dabei nicht mehr das transzendente Subjekt, sondern der Kommunikationszusammenhang ‚Gesellschaft‘. Nur eine radikale Trennung von Subjekt und Kommunikation macht diese Konzeption möglich. Und diese Möglichkeit wiederum gründet sich in Luhmanns Perspektive auf dem Zusammenspiel des konsequenten

---

bei Niklas Luhmann einer Antwort zu nähern, um sodann den Bedarf und die Möglichkeit einer ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ zu begründen.

Denkens in Differenzen und der radikalen Temporalisierung der beobachteten Konstitutionsoperationen. (vgl. Luhmann 1996) Jeder weiteren theoretischen Phänomenbestimmung liegt diese Dekomposition voraus, deshalb dient diese neu gewonnene Theoriearchitektur dann gleichzeitig als Abgrenzungskriterium gegenüber soziologischen Alternativkonzepten.<sup>7</sup>

Das Zusammenspiel der Dekompositionsfaktoren in Bezug auf einen soziologisch-gesellschaftstheoretischen Theorietypus beschreibt Luhmann an zentraler Stelle wie folgt:

„Er würde Zeitbestimmungen aufnehmen können, etwa die Faszination durch selbstreferentielle Zirkel und Paradoxien, den notwendigen Einbau von Nichtwissen in Wissen, das Wechselspiel von Konstruktion und Dekonstruktion auf der Grundlage von sich abgrenzenden Sinnoperationen oder auch, was die ontologische Metaphysik betrifft, nicht mehr nur Epochè, also Verzicht auf Seinsaussagen, sondern resolute Vorordnung der Unterscheidung von ‚innen‘ und ‚außen‘ vor die Unterscheidung von ‚Sein‘ und ‚Nichtsein‘. Man könnte mit diesem Theorieapparat die in der Gesellschaftstheorie der Soziologen immer noch übliche Faszination durch Probleme des Konsens, der Integration oder der einsichtsvollen Zivilgesellschaft weitgehend ersetzen durch Probleme der Zeitdimension, des Gedächtnisses und der Einstellung auf eine in allen Unterscheidungen oszillierende Zukunft.“ (Luhmann 1996: 53f.)

In der Radikalisierung der Zeitdimension ist zugleich die Weiterentwicklung bzgl. des Husserlschen Ansatzes zu sehen.

„Die Theorie des Wiederbeschreibens muss sich dagegen auf ein ganz anderes Verhältnis zur Zeit einlassen, da sie die beschriebenen Beschreibungen als ihre Vergangenheit und die Aussicht auf weitere Neubeschreibungen ihrer eigenen Konzepte als ihre Zukunft ins Auge fasst. Sie versteht ihre Gegenwart als Differenz ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft. Sie artikuliert ihre Position nicht mehr nur in der Zeit, sondern mit Hilfe der Zeit. Zeit kann dann nicht mehr, gleichsam spätontologisch, als historischer Prozess gedacht werden oder als Hineinkopieren des Maßes der Bewegung in das erkennende System, sondern Zeit ist jetzt eine bestimmte Form des Beobachtens, eine Weltkonstruktion mit Hilfe der Differenz der Endloshorizonte Vergangenheit und Zukunft. Die Begründung für das ständige Neubeschreiben von Wiederbeschreibungen liegt dann nur noch darin, dass unsere Gesellschaft in dieser Hinsicht keine Wahl lässt. Unsere Zukunft kann nie wieder so sein wie unsere Vergangenheit. Deshalb müssen wir, was handeln betrifft, entscheiden und, was Erkennen betrifft, beschreiben.“ (Luhmann 1996: 58f.)

Die temporalisierte Form gilt dann zugleich für den Gegenstand als auch für die Theorie. Eine Konsequenz dieser neuen Theorieform liegt in der radikalen Kontingenz ihrer Begriffe. Sie hält sich das „Paradoxieren und Entparadoxieren ihrer Leitunterscheidungen“ (Luhmann 1996: 51) konsequent offen. Damit setzt die Theorie sowohl sich selbst als auch ihren Gegenstand als radikal kontingent, indem sie neue Formen anbieten kann, für den Fall, dass die Alten nicht mehr überzeugen können (vgl. Luhmann 1996: 51f). Bezogen auf ihren Gegenstand erhält man eine „[...] Theorie selbstreferentieller, nicht – trivialer unzuverlässiger, unberechenbarer Systeme, die sich von einer Umwelt abgrenzen müssen, um

---

<sup>7</sup> Und will man die Systemtheorie selbst kritisieren sollten diese der Ausgangspunkt der Kritik sein.

Eigenzeit und Eigenwerte zu gewinnen, die ihre Möglichkeiten einschränken.“ (Luhmann 1996: 52).

*Inwiefern* aber die System/Umwelt – Unterscheidung selbst als kontingent begriffen werden kann, wird uns weiter beschäftigen, wenn wir der Frage nachgehen, ob die Deontologisierung der Systemtheorie selbst widerspruchsfrei funktionieren kann. Zunächst wollen wir uns aber mit dem methodologischen Problem befassen, wie die Systemtheorie die Abstraktion des Sinnbegriffes zu lösen versucht.

## 2.4 Differenzen statt Relationen

Wenn der ‚Tod des Subjektes‘ im Sinne der postontologischen Wendung Luhmanns hin zur Sinnoszillation selbst als Quasi- Träger von psychischen und sozialen Prozessen als Voraussetzung der systemtheoretischen Sozialtheorie gesehen werden kann, so kann es Luhmann, wie gesehen, bei der Aneignung des Husserlschen Sinnbegriffes, nur um eine distanzierte Rezeption der abstrakten Formen des Begriffes gehen.

Der Weg hin zu einer transzendentalen Konstitutionstheorie des Sozialen, kann er aufgrund seiner Einschätzung des Misslingens des transzendentalen Lösungsversuchs Husserls mithilfe des Intersubjektivitätspostulats, nicht mitgehen. (vgl. dazu Luhmann 1996) Da das Fremde für die Konstitution des Eigenen im Eigenen nicht als fremde Leistung aufgedeckt werden kann, läuft der Versuch Husserls in der Sicht Luhmanns ins Leere, da im Eigenen das Andere immer nur als im Eigenen konstruierte Objekte vergewissert werden kann. (vgl. Luhmann 2005b) Das Fundierungsverhältnis der Intersubjektivität durch die Subjektivität gilt aus diesem Grund für gescheitert. Die Emergenz der Sozialität lässt sich nicht aus den Akten, die dem transzendentalen Subjekt zugeordnet werden können, erklären. Im transzendentalen Subjekt kann nämlich keine *Relation* gefunden werden (vgl. Luhmann 2005b), welche es legitimieren würde, den Zusammenhang zwischen den Subjekten als objektives Dazwischensein, also als Intersubjektivität zu fassen. (vgl. Luhmann 2005b) Um auf diese Weise Sozialität als im transzendentalen Bewusstsein fundiert erklären zu können, müsste man in den Akten des Bewusstseins konstituierende Akte vorfinden, die die Emergenz des Allgemeinen aus dem Einzelnen erklären könnten. Aus der Unmöglichkeit dieses Vorhabens kann man systemtheoretisch folgern, dass nicht jeder Sinn, nicht jede Möglichkeitsrealisierung von einem Subjekt als solche *erfahren* werden kann, sondern dass es *transsubjektiven* Sinn geben muss, dessen Erzeugungsmodi nicht dem *transzendentalen Bewusstsein* zugeschrieben werden können.

Dennoch entwickelt Luhmann seinen Sinnbegriff, der als Grundbegriff für die systemtheoretische Konstitutionstheorie gelten kann, aus Begrifflichkeiten, die Husserl seinem transzendentalen Subjekt zuschreibt. (vgl. Luhmann 1996) Dabei muss es der Systemtheorie ihrem eigenen Anspruch nach gelingen, wenn sie als Sozialtheorie gelten will, die Kluft zwischen subjektiven Sinn und übersubjektiven Sinn begrifflich konsistent zu klären. Diesen Weg geht Luhmann, indem er radikal zwischen psychischen und sozialen Systemen unterscheidet und diesen, die bei Husserl ursprünglich an das Subjekt gebundene konstitutive Differenz von Noesis und Noema als Differenz von Selbstreferenz und Fremdreferenz zuordnet. (vgl. Luhmann 1996) Der Subjektbegriff wird also durch den Systembegriff ersetzt, der aber strukturell an die ‚gleiche‘ (d.h. der abstrakten Form nach) konstitutive Differenz gebunden bleibt. Der entscheidende und radikale Unterschied zu Husserl ist dann die Ablösung vom transzendentalen Subjekt als einen Träger der Sinnprozesse hin zu einer *primordial an Differenzen* gebundenen Sinnproduktion. Mit diesem Schritt soll sich die systemtheoretische Sozialtheorie begründen, indem sie von einer *Relationenlogik* auf eine *Differenzlogik* umstellt (vgl. Luhmann 2005). Die Frage nach dem Intersubjektivitätsproblem fällt dann in dieser Perspektive ganz einfach weg. Da Luhmann von der Unlösbarkeit des Intersubjektivitätsproblems ausgeht, indem er die Frage nach Intersubjektivität für falsch gestellt erachtet, muss er eine andere Lösung anbieten, wenn er eine Gesellschaftstheorie formulieren will. Luhmanns Lösung besteht – wie schon oben angedeutet, darin, das soziale Sinngeschehen operativ geschlossenen Sinnoperatoren zuzuordnen. Für die Methodologie der Theoriebildung kommt schon hier ein gewichtiges Problem zustande. Wie begründet der Theoretiker – verstanden als operativ geschlossenes psychisches System – das Konzept einer kommunikativ operierenden Theorie – die als Kommunikationszusammenhang selbst geschlossen konzeptualisiert ist. Luhmann stützt sich hier auf etwaige Evidenzen des Kommunikationsgeschehens, die für das Bewusstsein reflexiv zugänglich sind:

„Die Schwierigkeit, dies einzusehen liegt darin begründet, dass jedes Bewusstsein, das dies einzusehen versucht, selbst ein selbstreferentiell geschlossenes System ist und sich selbst nicht aus dem Bewusstsein hinausbegeben kann. Vom Bewusstsein her kann auch Kommunikation nur bewusst betrieben und auf weiter mögliches Bewusstsein hinaus angelegt werden. Aber für die Kommunikation selbst gilt dies nicht. Sie ist überhaupt nur möglich als ein die Geschlossenheit des Bewusstseins transzendierendes Ereignis: als Synthese von mehr als dem Inhalt nur eines Bewusstseins. Dies wiederum kann man sich (oder: ich jedenfalls mir) bewusst machen, und darüber kann man auch kommunizieren (ohne im eigenen Bewusstsein sicher zu sein, dass es gelingt).“ (Luhmann 1987: 143)

Das Intersubjektivitätsproblem muss in Luhmanns Perspektive also gar nicht gelöst werden, um eine Theorie der Kommunikation resp. der Gesellschaft zu entwickeln. Indem Luhmann die Intersubjektivitätsproblematik an Schwierigkeiten der *Relationenlogik* im Allgemeinen

bindet, begründet sich sein Lösungsvorschlag für das Abstraktionsproblem, das in der Entbindung des Sinnbegriffes vom transzendentalen Subjekt und der Übertragung der Komponenten des Begriffes sowohl auf psychische als auch soziale Systeme besteht, ohne dies mit der Husserlschen Methode der phänomenologischen Reduktion absichern zu können, in der Umstellung vom Denken in Relationen zu einem *Differenzdenken*.

„Die Kategorie der Relation hat, im Unterschied zu der des Systems, den Nachteil, ihren Gegenstand nicht behaupten zu können, ohne das, was bezogen wird, vorauszusetzen. (In der Systemtheorie tritt an genau diese Stelle die unerlässliche Voraussetzung von Umwelt). Man hat keine genauen Kriterien dafür, ob und wie weit die Relata sich ändern, wenn die Relationen sich ändern und umgekehrt. Die Relationstheorie hat Mühe mit Identität und Differenz (während die Systemtheorie immer davon ausgeht, dass Identität in Differenz zur Umwelt konstituiert wird.“ (Luhmann 2005b: 164)

Differenzlogisch betrachtet wird die Paradoxie des Intersubjektivitätsbegriffes damit klar, indem man sich vergegenwärtigt, das ein Beobachter, der versucht ‚Intersubjektivität‘ zu beobachten, diese als Relation zwischen Objekten begreifen müsste. „Für den Beobachter wären also Subjekte Objekte, was ihn auf eine Paradoxie seiner Beobachtung hinweisen müsste.“ (Luhmann 2005b: 165). In Bezug auf Husserls Sinnbegriff stellt sich also die Frage, wie man Sinn auf einer ‚intersubjektiven Ebene‘ konzipieren sollte: Wenn jedes Subjekt für sich selbst Sinn konstituiert hat –und der Sinnbegriff explizit an den Subjektbegriff gebunden ist-, muss man sich fragen, was *zwischen den Subjekten* abläuft. Für welches Subjekt hat ‚Intersubjektivität‘ dann Sinn. Wie ist der ‚Übergang‘ von Sinn zwischen Subjekten möglich, ohne ein neues *Subjekt der ‚Intersubjektivität‘* zu konstituieren, wenn immer von einem Subjekt ausgehend Sinn konstituiert wird. (vgl. Luhmann 2004: 224) Da bei Husserl Sinnproduktion an Bewusstsein gebunden ist, ist ein ‚intersubjektiver‘ Sinnproduzent sodann schwerlich vorstellbar. Aufgrund dieser Paradoxie, der Luhmann keine Entfaltungsmöglichkeiten zugesteht, folgt ein Rückschluss auf die Unüberwindbarkeit des Denkens im Modus selbstreferentieller Geschlossenheit – weil keine Relationen von einem Sinnoperator nach außen konsistent gedacht werden können, ohne auf die genannten begrifflichen Widersprüchlichkeiten zu stoßen. Die Umwelt und die Beziehungen in der Umwelt können dann nicht als relationales Gefüge verstanden werden, sondern stets als Differenz zur eigenen Selbstreferentialität. Dies macht in Luhmanns Perspektive die Umstellung des theoretischen Paradigmas von einer Relationenlogik zu einer Differenzlogik unvermeidbar, die es dann auch erst ermöglicht das Soziale als Realität *sui generis* zu begreifen, und somit auch die Analysemöglichkeiten und die Komplexität der systemtheoretischen Sozialtheorie ermöglicht.

„Mein Vorschlag ist, den relationalen Ansatz des ‚Inter‘ der Subjektivitäten durch einen systemtheoretischen Ansatz zu ersetzen, der sehr viel reichere Analysemöglichkeiten bietet“ (Luhmann 2005b: 168)

Diese Umstellung von Relationen hin zu Differenzen ist vielleicht als die substantiellste Leistung von Niklas Luhmann zu betrachten, denn in der Folge derselben wird es erst ermöglicht, Kommunikationen als die, die Einheit des Sozialen produzierende Operation zu beschreiben – d.h. theoretisch adäquat zu beschreiben, dass das Soziale sich ausschließlich kommunikativ konstituiert. Soziale Elemente sind hierbei völlig unabhängig etwa von Bewusstseinsmomenten. Wobei wir wieder beim Dekompositionsniveau der Systemtheorie wären. Die Einheit des Sozialen kann nicht mehr relational als ‚Inter‘ – Verhältnis zwischen Subjekten gefasst werden, sondern muss als Operationsweise, die geschlossen und autonom abläuft, beschrieben werden. Im Bezug auf die allgemeine Theoriearchitektur der Systemtheorie bedeutet dies auch eine Umstellung von Identität auf Differenz, was konstitutionstheoretisch einer Umstellung einer relationalen zu einer differenzlogischen Architektur gleichkommt. Sowohl in Bezug auf den ‚Gegenstand‘, wie auch in Bezug auf die ‚Theoriebildung‘ selbst, impliziert diese Umstellung einen zeitlichen Vorrang der Differenz vor der Identität. Sowohl das Soziale im Allgemeinen, wie auch die soziologische Theoriebildung im Besonderen erzeugen sich zunächst (primordial) immer in Differenz zu ihrer Umwelt und können sich selbst als System im System erst nachträglich als Einheit beobachten und beschreiben. *In welcher Form aber ist die Umwelt hier vorausgesetzt?*

Diese Umstellung und die damit verbundenen Probleme- und auch deren Lösungsstrategien liegen der weiteren Erkenntnisproduktion der Systemtheorie generell zugrunde und sind immer wieder Dreh- und Angelpunkt der Abgrenzungsbemühungen Luhmanns gegenüber potentiellen theoretischen Alternativen. Der primäre Gegenstand der Systemtheorie ist demzufolge auch nicht das ‚System‘, sondern vielmehr die *Differenz* von System und Umwelt. Beispielsweise ist ‚Mein Konsens‘ nicht ‚Dein Konsens‘. Und die primäre Selbstreferentialität der Beschreibung der ‚Gegenstände‘ aus systemtheoretischer Perspektive erlaubt keine Argumente dafür, dass die beiden Typen des Konsens in einer Einheit ‚außerhalb‘ der Systemreferenzen zusammenfallen könnten. Glaubt man dies doch, ist das Dekompositionsniveau der Systemtheorie nicht erreicht und wir können die Strukturen des Sozialen nicht in ihrer Abstraktheit, radikalen Temporalität und Kontingenz analysieren.

‚Realität‘ im Modus der Beobachtung von Beobachtungen kann differenzlogisch eine spezifische Funktion zugeschrieben werden. Systeme operieren im *Modus der Realitätsillusion*. Obwohl sie operativ keinen Zugang zu ihrer Umwelt haben, und diese per se damit auch für Erkennensoperationen nicht erreichbar ist, beruht die Fähigkeit kognitiver Operationen darauf „sich ein Bild von ihr [der Realität] zu machen“ (Luhmann 1996: 41). Sowohl theoretisch- begrifflich als auch sozial bleibt Realität per se aber unbestimmbar.

Genau dadurch kann sie in ihrem Illusionscharakter die Funktion des Weiteroperierens erfüllen. Durch ihre Unbestimmbarkeit erzeugt sie die nötige Redundanz, die die Operationen quasi voranzieht. Sie erfüllt damit die konstitutiv wichtige Aufgabe „als Korrelat der Paradoxie der selbstreferenziellen Einheit von Selbstreferenz und Fremdreferenz“ (Luhmann 1996: 45) innerhalb einer polykontexturalen Gesellschaft von einer Konstruktion in eine andere übergehen zu können. (vgl. Luhmann 1996: 43ff.). Auf dem beobachtbaren Niveau des Normaloperierens von Systemen erfüllt Realität also die Funktion des ständigen Fortfahrens, indem sie als Paradoxie entfaltet werden muss. Wie die Systemtheorie vor diesem Hintergrund begriffliche Konzepte bzgl. ihres Außen anfertigen kann, erörtern wir weiter unten genauer. Die Systemtheorie selbst ist ein Kondensat von Differenzen. „Identitäten wie Worte, Typen, Begriffe werden auf dieser Grundlage eingeführt, um Differenzen zu organisieren“ (Luhmann 1987: 112). Im Modus der Nachträglichkeit kann man mit Hilfe von diesen Kondensaten feststellen, dass so und nicht anders kommuniziert wurde. Es lässt sich so auf bestimmte Strukturen der Bewährung von bestimmten Anschlüssen zurückschießen. Ermöglicht wird dies aber immer durch das vorgängige differenzhafte Sinngeschehen.

„Es ist die Grunddifferenz von Aktualität und Möglichkeitshorizont, die es ermöglicht, Differenzen zwischen den offenen Möglichkeiten zu redifferenzieren; sie zu erfassen, zu typisieren, zu schematisieren und der dann folgenden Aktualisierung Informationswert abzugewinnen.“ (Luhmann 1987: 112)

Dieser Zusammenhang von vorgängiger Differenzhaftigkeit jeglichen Sinngeschehens und der nachträglichen Identifizierung qua Kondensierung kann als grundlegendes Denkmodell der Systemtheorie interpretiert werden, anhand dessen sich die Zirkularität von Gegenstand und Begriff, also von Konstitution des Sozialen und den Aussagen über dieses rekonstruieren lassen. Die zeitliche Differenz von Differenz und Identität ist hierbei das Fundament der Dekomposition systemtheoretischer Aussagen. Diesem Verhältnis wollen wir zunächst im Bezug auf die systemtheoretische Konstitutionstheorie auf die Spur kommen, um dann immanente Probleme dieses Konzeptes identifizieren zu können. Die Umstellung von einem identitären ‚Selbst‘ auf eine Differenz impliziert auch die Umstellung von für die Konstitution von Sinn relevanten Zeitverhältnissen. Kann man der systemischen Differenzlogik zufolge noch von einer Vorgängigkeit der *systemischen* Sinnkonstitution ausgehen - hat also die systemische Selbstreferenz Vorrang vor der Fremdreferenz bzw. ist es die Selbstreferenz eines Systems oder die Selbstreferenz von Sinn selbst, welcher die Vorrangstellung zugeordnet werden muss? Geht man von einem transzendentalen Subjekt aus, konstituiert sich die Fremderfahrung auf der Vorgängigkeit des eigenen Selbstverhältnisses. Anders könnte Husserl nicht postulieren, dass jeder Sinn auch subjektiv erlebbar sei.

Der Letztbezug, welchen die Systemtheorie postulieren kann ist eben die *Differenz* zwischen Selbstreferenz und Fremdreferenz und nicht die Selbstreferenz des Systems selbst als reine Immanenz. Dies ist der entscheidende Schritt, den Luhmann gegenüber der Husserlschen Konstitutionstheorie voranbringt- und der die Abstraktion des Sinnbegriffes erlaubt. In den Bestimmungsverhältnissen von Sinn muss nun von ‚Differenz vor Identität‘ ausgegangen werden. Zwischen ‚Selbst‘ und ‚Fremd‘ kann es primordial kein asymmetrisches Verhältnis im Sinne einer tatsächlichen Hierarchie geben, welche bei der primären Konstitution des Sozialen wirksam wäre. Auf dieser Ebene der primären Konstitution von Sinn kann es keine Vorgängigkeit eines selbstreferenziellen immanenten systemischen Sinnsetzens geben, da Luhmann mit der Umstellung auf differenzlogisches Denken von der Gleichzeitigkeit von Selbst und Fremd ausgehen muss. Würde man dies nicht folgern, bliebe Luhmann an das Husserlsche Problem der Intersubjektivität gebunden, dass aus einem transzendentalen System heraus erklärt werden müsste. Wenn systemtheoretisch dann an entscheidenden Stellen doch von einer primär selbstreferenziellen *Sinnselektion* gesprochen wird, lastet sich die Systemtheorie zeitliche Paradoxien auf, die sie begrifflich bearbeiten muss. (vgl. dazu Kap. 8) Auf der Ebene der Konstitutionstheorie des Sozialen versucht sich Luhmann jedenfalls von identitätslogischen Prämissen loszusagen, um den damit verbundenen Problemen zu entgehen. Das Zu-sich-selbst-sein eines Systems entsteht nicht auf der Ebene der primären Autopoiesis, sondern etabliert sich nachträglich reflexiv.

Husserl begründet die Unterscheidung von Noesis und Noema methodisch in der Epochè, die einen primären Selbstbezug gerade voraussetzt. Die konstitutionstheoretische Frage wird an dieser Stelle also zu einer methodologischen. Von welchem Standort aus, kann Luhmann die primäre *Differenz* von Selbstreferenz und Fremdreferenz postulieren? Diese Ambivalenzen des Postulats der primär differenziellen Konstitution von Sinn und andererseits der Notwendigkeit eines primär systemisch selbstreferenziellen Bezugs, der zur Selektion und Identifizierung von System - Sinn notwendig ist, durchzieht alle Ebenen der Luhmannschen Systemtheorie. Die wesentliche Frage bei der Übernahme des Begriffsschemas der Innen/Außen- Differenz aus der Phänomenologie lautet also, ob es die Systemtheorie schafft von einer grundlegenden differenzialistischen Konstitutionstheorie ausgehen zu können, wenn *Sinnselektion* im System stets auf primäre Selbstreferenz angewiesen ist, *um ein von außen vorgegebenes Ereignis als Systemelement zu selektieren*. Die primäre systemische Selbstreferenz müsste dann auch die Einheit von Selbstreferenz und Fremdreferenz bestimmen können, um Dazugehöriges von Nichtdazugehörigem unterscheiden zu können. Verfällt die Luhmannsche Systemtheorie selbst also wieder in identitätslogisches Denken und

müsste sich dann wieder Fragen stellen, die mit den *Relationen* zwischen subjektiven Einheiten zu tun haben? Wenn zur systemischen Sinnselektion systemische Selbstreferenz primär gesetzt werden muss, kann dann von einer differenziellen Symmetrie von System und Umwelt ausgegangen werden? Kann dann Luhmanns Distanznahme von einer identitätslogischen Subjektivität gerechtfertigt werden?

Luhmann ist sich dieser Paradoxien selbstverständlich bewusst, wenn er von einer komplexen Konstitutionstheorie ausgeht, die von einer primär differenziellen Sozialkonstitution und einem potentiell konstitutiv wirksam werdenden reflexiven Selbstbezug ausgeht. Die Frage, die geklärt werden muss ist aber, wie kann Luhmann diese voneinander relativ unabhängigen Konstitutionsleistungen in seiner Theorie der Autopoiesis zusammendenken. Wie kann man eine konstitutionstheoretische Differenzlogik mit dem systemtheoretischen Konstruktivismus vereinbaren? Ist Luhmanns operativem Konstruktivismus selbst in gewisser Weise ein substanzlogisches Denken unterlegt?

Wir befinden uns bei der theorietechnischen Frage, wie denn die Systemtheorie gegenüber der Transzendentalphänomenologie ihren sozialtheoretischen Mehrwert logisch begründen kann. Und dieser Mehrwert soll ja gerade dazu dienen, den ‚Gegenstand‘ soziologischer Theoriebildung, nämlich ‚die Gesellschaft‘ beziehungsweise deren Konstitutionsbedingungen theoretisch in den Griff zu bekommen. Ausgangspunkt dieser Aufgabe ist es also, die Abstraktion des Sinnbegriffes, sowie das Umstellen von Identitäten auf Differenzen, als auch die radikale Temporalisierung des Sinngeschehens theoretisch plausibel begründen zu können. Da es nicht die theoretisch abstrakten Begriffe der transzendentalen Phänomenologie sind, sondern deren Gebundenheit an einen quasi- substanzhaften Träger und des daraus sich ergebenden Problems der Intersubjektivität und der Unlösbarkeit dieses Problems, verabschiedet Luhmann nicht diese Begriffe, sondern stellt die Theoriearchitektur grundlegend um, indem er jetzt in Differenzen und nicht mehr in Relationen zu denken beabsichtigt (vgl. Luhmann 1996; 2005b). Als anachronistisch wird lediglich die relationistische Frage nach der Konstitution des Sozialen über ein Intersubjektivitätstheorem verabschiedet. Die Geschlossenheit der Sinnproduktion von Systemen kann nicht durch die begriffliche Bestimmung eines ‚Inter‘ überwunden werden. Der Weg zur Sozialtheorie führt über Differenzen und nicht über Relationen. Auf diesem Weg zur Sozialtheorie übernimmt die Systemtheorie abstrakte Begrifflichkeiten der Subjektphilosophie, verabschiedet sich aber vom ‚Subjekt‘ als einem identitätslogischen Einheitsbegriff und bindet die übernommenen Begriffe an ein radikales Differenzdenken – zum Beispiel an die Differenz von psychischen und sozialen Systemen. Das differenzlogische Denken und die damit einhergehende

Verabschiedung einer wie auch immer gearteten substanziellen Trägerschaft des Sinngeschehens wirft die Frage nach der systemtheoretischen Aussagefähigkeit über die Konstitution von Sinnprozessen auf. Hier stellt Luhmann um von einer an einen identitären Träger gebundenen Transzendentalität auf radikal empirische selbstreferentielle Immanenz des Sinngeschehens selbst, das als Grundlage die Bedingungen der speziellen systemischen und psychischen Möglichkeitsrealisation konditioniert. Beobachten des Beobachtens ersetzt dann die philosophische Reduktion. (vgl. Luhmann 1996) Bei diesem Wechsel wird differenzlogisch umgestellt von primärer Selbstbeobachtung qua Epochè auf fremdreferenzielle Gesellschaftsbeobachtung. Das Defizit der Transzendentalphänomenologie Husserls erscheint Luhmann also nicht im Bezug auf das Konzept einer abgeschlossenen Sinneinheit an sich, sondern in Bezug auf die Rückbindung an ein *transzendentales* Subjekt, als alleinigen Träger des Sinnprozesses.

## 2.5 Sinn und System

Bei der theoretischen Begriffsbildung des Systembegriffes, entstehen Probleme, welche die Theoretisierbarkeit der Konstitution („Autopoiesis“) von Systemen selbst betreffen. Die operative Handhabung der Unterscheidung von Selbstreferenz und Fremdreferenz ist eine eigene Wirklichkeitsdimension, die man mit dem Sinnbegriff beschreiben kann. Die Philosophie und auch der common sense konzipiert „Sinn“ vornehmlich so, dass Sinn einem Subjekt zugeschrieben wird. Dabei geht man nicht von einem *formalen* Sinnbegriff aus, sondern man muss immer auch fragen, für wen und auf welche Weise etwas Sinn macht. Husserl zum Beispiel denkt sich Sinn in der „Transzendentalen Phänomenologie“ als „Motor“ für Bewusstseinsleistungen eines Subjektes. Alles Erleben ist dabei sinnhaft. Bei Husserl arbeitet das Bewusstsein immer intentional und aktförmig, wobei immer etwas Bestimmtes im Fokus der Aufmerksamkeit steht. Man identifiziert „Dinge“ (Menschen, Gegenstände, Symbole) aber immer im Horizont anderer Möglichkeiten, d.h. jeder Bewusstseinsakt verweist *in sich selbst* auf einen Horizont mit ihm selbst vernetzter Möglichkeiten oder möglicher Bestimmtheiten. Man gerät dabei nie in die „ontologische Falle“ immer nur an eine Sache denken zu können, ohne davon je wieder loszukommen. Anders formuliert kann man auch sagen: Kein Beobachter landet je mit seinen Unterscheidungen in einem „unmarked space“ im Sinne Spencer-Browns. (vgl. Spencer-Brown 1997) Man operiert immer auf der Innenseite von Unterscheidungen und operiert weiter mit nahe liegenden Möglichkeiten. Auf diese Weise entstehen bestimmte Cluster von Sinnbildungen.

Methodologisch basiert der Sinnbegriff bei Husserl auf einer subjektbezogenen Evidenzannahme, welche die jeweiligen phänomenologischen Beschreibungen solange für gültig hält, bis jemand eine plausible Gegenargumentation zu bieten hat. Von Husserl übernimmt Luhmann zum einen das Konzept des Horizontes und zum anderen das Evidenzargument (beides in abgewandelter Form).

„[...]der Raum von Potenzialitäten, die Gesamtheit der Verweisungen, die Horizonthaftigkeit allen Sinns ist belebendes oder Sinn gebendes Moment in allem Spezifischen, in aller Identität, in allem, was man kommunikativ als Information bekannt gibt, [und auch in allem], dem man sich bewusst zuwenden und das man thematisieren kann. Es geht nicht um eine regionale Aufgliederung von Seinssphären, die nebeneinander existieren, sondern um ein Ineinander von Aktualität und Möglichkeit [...]“ (Luhmann 2004: 232f.)

„Sinn“ ist zum einen das Verweisen auf andere Möglichkeiten und zum anderen ist „Sinn“ auch die Verortung dieser Verweisung in allem was aktuell als „Gegenstand“ konstituiert wird. Sinn ist systemtheoretisch als ein stets über sich selbst hinausweisender Zusammenhang zu denken. So ist Sinnreproduktion als *horizontaler, selbstreferentieller* Selektionsprozess zu verstehen. Jede Selektion hat aber einen mehrdimensionalen Verweisungscharakter. Neben der Aktualität der Selektion, die sich als ein „Standpunkt der Wirklichkeit“ (Luhmann 1987: 93) präsentiert, bezieht sich die selbstreferenzielle Verweisung nicht nur auf Wirkliches, sondern führt stets das aktuell Mögliche und das aktuell Unmögliche mit sich. Die Horizonthaftigkeit jeder Sinnselektion ist dabei zu verstehen als ein Verweis auf nicht-selektierte Möglichkeiten, die sich um ein Zentrum der Aufmerksamkeit herum andeuten. Dieser Horizont ist in je spezifischem Sinne die Welt. Indem also Sinn selektiert wird, wird *gleichzeitig* immer auch auf die Welt verwiesen. Interessant ist hier, dass Luhmann explizit schreibt, dass „sich der Selektionsprozess des Systems ‚die Welt im Ganzen‘“ (Luhmann 1987: 93), offen hält. Für die potentielle Verwirklichung sind aber stets nur ‚funktionsäquivalente Möglichkeiten‘ vorgesehen, womit die Welt sich systemrelativ zur Verfügung stellt. Die Welt im Ganzen steht dem System prinzipiell offen, verwirklicht werden können aber nur Möglichkeiten, die an der jeweiligen Systemstelle eine systeminterne Funktion erfüllen.

Die Selbstreferentialität von Sinn verweist nun darauf, dass auch an systemischen Sinn ausschließlich Sinn - und nicht etwa Nicht – Sinn -angeschlossen werden kann. Das Operieren der Systeme ist in ihrem Prozess auf sinnhafte Verarbeitung von Komplexität und Selbstreferenz angewiesen. Sie können nicht Nicht- sinnhaft operieren.

„[Für diese Systeme] wird Sinn zur Weltform und übergreift damit die Differenz von System und Umwelt.“ (Luhmann 1987: 95)

Für das System ist Welt in Form eigener Umwelt auf Sinn reduziert. Die Grenzen zur Umwelt sind Sinn Grenzen. Funktionalistisch gesprochen, konstituiert sich die System/Umwelt – Beziehung dabei als Notwendigkeit Komplexität zu reduzieren. Komplexität ist dabei zugleich der Garant für Kontingenz und erfordert deshalb Selektion. (vgl. Luhmann 1987: 45ff.) Aus einer *Überfülle* von potentiell sinnhaften Anschlussmöglichkeiten muss aufgrund des Zeitmangels je ein Ereignis als Element verwirklicht werden. In der funktionalistischen Argumentation Luhmanns heißt das, dass Systeme „ihre Funktion dann und nur dann erfüllen, wenn sie äußere Komplexität reduzieren und innere, das heißt strukturelle Komplexität aufbauen.“ (Luhmann 1987: 45 ff.). Also nur wenn Systeme in der Lage sind, klare Grenzen zu ziehen, können sie sich selbst operationsfähig machen – im Modus der Rückbezüglichkeit auf sich selbst. Dieses Selbst ist aber nicht als eine unveränderliche Substanz zu verstehen, vielmehr wird das autopoietische Sein (im Sinne der Faktizität) der Systeme unterscheidungslogisch als Differenz zu einer Umwelt gefasst, das sich *temporal* als operativ-prozesshafter Vollzug von Unterscheidungen selbst ständig reproduziert. Systeme erzeugen ihre Elemente im Prozess ihres Operierens. Die strukturelle Organisation ihrer komplexen Reproduktion erfordert dafür *Zeit*. (vgl. Luhmann 1987: 377ff.) Diese Systemzeit benötigt Strukturen, die als Verweisungsoperatoren Sinn selektieren. Strukturen sind deshalb erforderlich, um Elemente, deren Dauer auf den Moment ihres Vorkommens beschränkt sind – die also nur im jeweiligen ‚jetzt und hier‘ existieren – an weitere Elemente angeschlossen werden können. Die Ordnung des Systems (d.i. ihre als unwahrscheinlich anzusehende Kontingenzbewältigung) ist also angewiesen auf den Einsatz von Selektionsstrukturen in einer *jeweiligen Gegenwart*. Die selbstreferenzielle Horizonthaftigkeit des Systems muss dabei als radikal temporalisierter Prozess gedacht werden. ‚Radikal temporalisiert‘ impliziert auch, dass keine statischen Selektionskondensate zur Verfügung stehen. Dies bedeutet auch, dass jede Sinnselektion als Komplexitätsreduktion kontingent ist – es können nicht alle Potentialitäten zugleich elementarisiert werden. Das je Nicht- selektierte wird aber als Weltkomplexität je spezifisch appräsentiert. Dies ist notwendige Bedingung der Fortsetzung des Systems. Die *als Differenz* zum aktualisierten Sinn mitgegebenen Möglichkeiten konstituieren die komplexe Welthaftigkeit der Systeme, welche bestimmte Anschlussmöglichkeiten als wahrscheinlich konditioniert. Dieser Prozess – die Faktizität (das Sein) der Systeme – ist eine ständige Transformation, der diesen Prozess konstituierenden Differenz von Aktualität und Möglichkeit. Sinn selbst ist oszillierende Differenz, -die sich ständig transformierende Einheit von Wirklichkeit und Möglichkeit.

„Insgesamt ist Sinn also ein Prozessieren nach Maßgabe von Differenzen, und zwar von Differenzen, die als solche nicht vorgegeben sind, sondern ihre operative Verwendbarkeit (und erst recht natürlich: ihre begriffliche Formulierbarkeit) allein aus der Sinnhaftigkeit selbst gewinnen. Die Selbstbeweglichkeit des Sinngeschehens ist Autopoiesis par excellence“ (Luhmann 1987: 101)

### 3. Ebenen der Autopoiesis

„Das System“ ist ein Differenzbegriff. Das System *ist* immer die Differenz von System und Umwelt. Das Gesamtgefüge „System“ besteht sodann aus drei differenten voneinander (relativ) unabhängigen Ebenen – drei differenten System/Umwelt – Differenzbeziehungen. (vgl. dazu Schützeichel 2003: 57f.; Kap. 8) Der Frage, deren Antwort ich nun im Verlauf dieser Arbeit näher kommen will, ist, wie dieses Gefüge genau aufgebaut ist. In welchem Zusammenhang stehen die Ebenen der Operativität (erste Ebene der System/Umwelt – Differenz), die Ebene der Rekursivität (zweite Ebene der System/Umwelt – Differenz) und die Ebene der Reflexivität (dritte Ebene der System/Umwelt- Differenz). Wie organisiert sich die Fortsetzung des Gesamtsystems und wie konstituieren sich die differenten Ebenen und deren Fortsetzung? Welche Rolle spielt dabei Wissen? Gibt es für jede Ebene einen eigenen Typ von Wissen? Und wie ist das Zusammenspiel zwischen diesen Ebenen geregelt? Und wie der Zusammenhang von System und seiner Umgebung<sup>8</sup>? In Bezug auf die Frage nach dem Verhältnis von System und seiner Umgebung ist interessant, wie sich die Ebene der Operativität des Systems zu seiner Umgebung verhält? Zu brisanten theoretischen Rätseln führt dies in besonderer Weise, wenn man die Anlaufphase von Systemen in den Blick nimmt. Kann die Ebene der Operativität schon systemisch Sinn verarbeiten, ohne dass sich schon eine Struktur – verstanden als ein explizites Erwartungswissen - herausgebildet hat? Welche Rolle spielen dabei Semantiken? Sind Semantiken der Systemstruktur zuzuordnen oder allein der Ebene der Reflexivität, indem sie Selbstbeschreibungen anfertigen, die dann die Systemstruktur oder die operative Ebene beeinflussen können, aber dies nicht notwendigerweise tun müssen? Welche Fallstricke gibt es bei der Rekonstruktion der Systemtheorie bezüglich der Entfaltung und Beantwortung dieser Fragen? Verstrickt sich die Systemtheorie selbst in Widersprüche oder zumindest in die Gefahr des Abrutschens in solche? Ist also die Theorie Luhmanns konsistent formuliert? Das Interesse meiner Arbeit ist es, zu einer fruchtbaren Rekonstruktion der Luhmannschen Systemtheorie zu kommen, die die

---

<sup>8</sup> Ich verwende den Begriff der „Umgebung“ bewusst in Abgrenzung zum Begriff der „Umwelt“, um die Grenzen des systemtheoretischen Instrumentariums und die mögliche Integration pragmatistischer Elemente diskutieren zu können. Es geht mit der Bezeichnung der „Umgebung“ um die Benennung eines Feldes, welches sich pragmatisch konstituiert und nicht allein mit der Differenz von System/Umwelt erfasst werden kann. Diese begriffliche Unterscheidung übernehme ich von Joachim Renn.

genannten Fragen konsistent bearbeiten kann und zudem die Integrationsmöglichkeit pragmatistischer Theorieangebote offen lässt. Auf den Weg dorthin wird sich erweisen, dass es vor allem wichtig ist, den Zusammenhang von Sinn und System adäquat zu würdigen und richtig zu rekonstruieren. Berücksichtigt man diesen Zusammenhang nicht, besteht leicht die Gefahr, die Systemtheorie aspekthaft zu rekonstruieren, indem man z.B. die Unterscheidung von psychischen und sozialen Systemen an den Anfang setzt oder den Systembegriff isoliert vom Welt/Sinn – Zusammenhang betrachtet. In diesen Fällen besteht die nicht unwahrscheinliche Möglichkeit, dass man der Systemtheorie *ungerechtfertigter* Weise Widersprüche zuschreibt, indem man eigentlich selbst einen eingeschränkten, sterilen Blick auf die Systemtheorie wirft. Dies wollen wir vermeiden, indem die Ebenen der Systemkonstitution sorgfältig unterschieden werden und sodann diese in Bezug zum Sinn/Welt- Zusammenhang gesetzt werden. (siehe dazu Kap. 8) Auf dem Weg zu diesem Ziel, müssen wir uns aber mit einigen Abrutschgefahren und evtl. auch Inkonsistenzen innerhalb der Luhmannschen Theorie beschäftigen, um die Form der Systemtheorie heraus zu destillieren, die eine fruchtbare Weiterverwendbarkeit verspricht.

### **3.1 Temporale Paradoxie**

Der Begriff des ‚Systems‘ ist paradox bestimmt, indem Systeme als zugleich offen und geschlossen gelten (vgl. Luhmann 1987: 23f., 52f., 63f., 96). In Bezug auf die eigene Autopoiesis, die durch die Rekursivität der eigenen Struktur ermöglicht wird, sind Systeme operativ radikal von ihrer Umwelt abgeschlossen. Offen sind sie hingegen, weil sie Umweltreizen ausgesetzt sind. Ein *Austausch* mit der Umwelt findet hier aber explizit nicht statt. Die Umwelt ist – so Luhmann - Existenzbedingung der Systeme, sie wirkt aber auf die *Operativität* des Systems nicht konstitutiv ein. Eigenschaften der Umwelt können das System nicht affizieren – so das systemtheoretische Diktum. Da autopoietische Systeme, Systeme sind, „die nicht nur ihre Strukturen, sondern auch ihre Elemente, aus denen sie bestehen, im Netzwerk eben dieser Elemente selbst erzeugen“ (Luhmann 1999a: 65), sind sie auf der Ebene der autopoietischen Konstitution radikal geschlossen und die Systemgrenzen können hier nicht als Übergangszonen beschrieben werden, in denen *Informationen* ausgetauscht werden würden. Luhmann geht noch einen Schritt weiter, indem er sodann die Möglichkeit der Offenheit des Systems gegenüber der Umwelt gerade mit dem Konzept der ‚operativen Geschlossenheit‘ begründet. Er versucht diese zunächst scheinbare Ambivalenz dieses Begriffspaares aufzulösen, indem er ein wechselseitiges Bedingungsverhältnis postuliert.

„Das System gewinnt seine Freiheit und seine Autonomie der Selbstregulierung durch Indifferenz gegenüber seiner Umwelt. Deshalb kann man die Ausdifferenzierung eines Systems auch beschreiben als Steigerung der Sensibilität für Bestimmtes (intern Anschlussfähiges) und Steigerung der Insensibilität für alles Übrige – also Steigerung von Abhängigkeit und Unabhängigkeit zugleich.“ (Luhmann 1987: 250)

Mit dieser allgemeinen Aussage zum Wechselverhältnis von Abhängigkeit und Unabhängigkeit von System und Umwelt ist aber noch nichts darüber gesagt, wie dieses Verhältnis begrifflich präzise bestimmt werden kann. Dazu müssen wir unseren Blick genauer auf die Kombination der Begriffspaare Selbstreferenz/Fremdreferenz und System/Umwelt richten. Denn die Differenz zwischen Selbst- und Fremdreferenz operiert stets diesseits des Systems. Allein mit dem Begriffspaar Selbstreferenz/Fremdreferenz kann kein detaillierter theoretischer Begriff der ‚Umwelt‘ gewonnen werden – die System/Umwelt- Differenz ist also mit diesem Begriffsdual nicht ausreichend bestimmt. Um nun im Sinne einer systemtheoretischen Rekonstruktion näheres zur Differenz von System und Umwelt zu erfahren, kann man in Bezug auf das Begriffspaar von Selbstreferenz und Fremdreferenz eine Metaebene einführen. Es muss einen Beobachter geben, der beobachtet, wie ein Beobachter im System die Differenz von Fremd- und Selbstreferenz handhabt *und* darüber hinaus der System/Umwelt – Beziehung dieses Systems habhaft sein kann. Hieraus entsteht die erkenntnistheoretische Frage, von welchem Standort aus ein (systemtheoretischer) Beobachter über die eigenen Grenzen hinausgreifen kann, und diese Metaperspektive einnehmen können soll. Die folgenden Ausführungen sollen nun darauf hinführen, zeigen zu können, dass die Systemtheorie in Widerspruch zu ihrer eigenen Absicht mit einem Umweltbegriff hantiert, der nicht im Sinne einer Beobachtungsoperation 2. Ordnung konsistent gewonnen werden kann. Systeme operieren, wie wir schon oben gesehen haben, unter der *Illusion* des Umweltkontaktes im Sinne eines für das System selbst nicht exakt ermittelbaren Referenzverhältnisses. Die *tatsächlich* existierende Umwelt ist nicht gleichzusetzen mit der Referenz auf diese, da die Umwelt für das System keine Information bereitstellt, sondern Irritationen als Medium für Formbildungsprozesse quasi als ein Leerkorrelat für fremdreferenzielle Bezugnahmen zur Verfügung stellt. Die Umwelt enthält in diesem Sinne keine Möglichkeiten für das System. Wenn aber diese Irritationen Existenzbedingung für interne Sinnbestimmungsprozesse sind, und ‚Sinn‘ als Selektion und Bestimmung bei gleichzeitigem Ausschluss von potentiellen Möglichkeiten definiert werden kann, und zudem sich eine System/Umwelt- Differenz erst sukzessive im Prozess der Gleichzeitigkeit von Bestimmung und Ausschluss etablieren kann, stellt sich Frage, wie Sinn selektiert werden kann, sofern noch keine stabile Systemgrenze vorhanden ist. Indem die Komplexität als Kontingenz aber qua Sinnselektion schon immer Bestimmungsprozesse nötig hat, wenn ein

Systemelement identifiziert werden soll, bedarf es (relativ) dauerhafter Einrichtungen, die das Problem der Selektion in jedem Moment lösen können. Und diese dauerhaften Einrichtungen haben Systembildungsprozesse wiederum zur Voraussetzung. Es handelt sich hierbei also um eine *temporale Paradoxie*.

Bei der genaueren Bestimmung des Konzeptes der *Selektion von Möglichkeiten (Sinn)* ergeben sich nun Schwierigkeiten, die die Konstitution von Systemen sowohl in synchroner als auch in diachroner Hinsicht betreffen. Bei diesen Schwierigkeiten geht es sowohl um das Problem der System/Umwelt – Beziehung als auch um die verschiedenen Stufen der Autopoiesis selbst, die bei der Konstitution des Systems beteiligt sind. Im Prozess der System – Umwelt- Beziehung wird ein von außen kommendes Ereignis zum Systemelement transformiert, das dann als informatives systeminternes Element die Struktur des Systems gleichzeitig reproduziert und variiert. (vgl. Luhmann 1987: 102ff., 194f., 557f.) Damit ein Ereignis für ein System sinnhaft werden kann, muss es intern kontextualisiert werden. Dies geschieht, indem es *rekursiv* in einen systeminternen Horizont eines Sinnzusammenhanges eingebettet wird. Das Ereignis wird dann zu einem Element des autopoietischen Reproduktionsprozesses des Systems. (vgl. Luhmann 1987: 292f.) Auf der operativen Ebene der basalen Elementerzeugungs- und Verknüpfungsprozesse wird in diesem Prozess *Geschlossenheit* zugleich für die Sinnselektion benötigt, als auch immer wieder aufs Neue erzeugt, paradoxerweise eben durch diesen Prozess selbst. Obwohl eine Information der Umwelt zugerechnet wird, sind es die systeminternen Strukturen, welche die Irritation zur Information wandeln. Die Reizverarbeitung – die ‚Irritation‘ – dient als Motor des Systems, denn von innen heraus hätte das System überhaupt keine Motivation sich zu irritieren. Die Verarbeitung der Irritation bzw. die Widerständigkeit der Fortsetzung des Systems begründet sich aber rein systemintern.

„Ihr Realitätswert liegt [...] nicht, wie die gesamte an Erkenntnis interessierte Tradition annahm, in der Realität ihrer Gegenstände, die entweder wahr oder unwahr, entweder zutreffend oder unzutreffend beobachtet oder beschrieben werden. Sie liegt vielmehr ausschließlich in der Realität der Beobachtungsoperationen selbst, das heißt im Austesten eines Widerstandes, der nicht in einer gegenständlichen Außenwelt liegt, sondern ausschließlich in der rekursiven Vernetzung der Systemoperationen selbst.“ (Luhmann 1999a: 53)

Informativ ist ein Ereignis immer nur *für* und *durch* das System. Die Erzeugung eines Systemelementes ist also nur selbstreferenziell möglich. Dazu benötigt das System eine Struktur (vgl. Luhmann 1987: 377ff.) Mit der Wechselwirkung, die zwischen Struktur und informativen Ereignis besteht, wird der *interne* Prozess der Sinnkonstitution bestimmt. Mit jeder Selektion formiert sich die Differenz zwischen aktuellem Sinn und Horizont neu. Aufgrund der radikalen Temporalität der Sinnselektion kann allerdings im Moment der

Gegenwart kein Gedächtnis eingesetzt werden. Vielmehr werden Ereignisse informativ, indem sie durch eine Systemstruktur sinnhaft selektiert werden – die Systemstruktur ist dabei nicht mit dem Gedächtnis des Systems zu verwechseln. Informationen als Ereignisse sind zeitpunktfixierte Systemelemente, die nur einmal Vorkommen und dabei einen „für ihr Erscheinen nötigen Kleinstzeitraum“ (Luhmann 1987: 102) besetzen. Diese Faktizität des Systems kann nur einem Beobachter nachträglich als ‚Gedächtnis‘ erscheinen. „Das System selbst reproduziert sich in der Gegenwart und braucht dazu kein Gedächtnis“ (Luhmann 1987: 102f. (Fußnote 19)). Ihre Einheit erlangen die Systemelemente allein durch ihren Zeitbezug, womit auch die Nicht-Wiederholbarkeit einer Information angezeigt ist – Informationen sind nicht in einem Gedächtnis gespeichert. Eine Wiederholung würde die Existenzbedingung einer Information - deren Neuartigkeit- zunichtemachen. Denn die Eigenschaft der ‚Neuartigkeit‘ ist Voraussetzung dafür, dass ein Ereignis zum Systemelement transformiert werden kann. Trotz der Kurzlebigkeit der Information ändert ihr Auftreten die Struktur notwendigerweise. Denn schon ihr Charakter der Neuartigkeit selbst verändert den Systemzustand mit dem Moment ihrer Aktualisierung.

Auf der faktischen Ebene der Autopoiesis sind jegliche Sinnselektionen kontingent. Ereignisse schließen im *Modus der Transformation* zu Elementen ohne zeitliche Dauer aneinander an. Die verwirklichten Elemente machen *in der Zeit* den jeweiligen Zustand des Systems aus. Auf dieser Ebene ‚tut das System, dass was es tut‘, es ist hier für die Kommunikation nicht transparent, noch kann auf dieser Ebene kommunikativ interveniert werden. In diesem Modus der radikalen Zeitlichkeit existiert das System rein faktisch als Operationszusammenhang. Die einzelnen Elemente können sich hier nicht als Einheit einer Unterscheidung beobachten.

Nachdem die Autopoiesis des Systems nach geraumer Zeit eine Systemgrenze stabilisiert hat, emergiert eine relativ stabile Struktur der Sinnselektion innerhalb der Systeme. (vgl. zu der Problematik von Gleichzeitigkeit und Nachträglichkeit von Struktur und primärer Autopoiesis weiter unten in diesem Kapitel und Kapitel 4.; vgl. dazu Luhmann 1987: 377ff.) Das Veränderungspotential - im Sinne einer stabilen, nachhaltigen Transformation - der Systeme kann allein dieser Ebene zugeschrieben werden. Diese Veränderungen können aber stets nur von systeminternen Elementen evoziert werden. Die Autopoiesis des Systems muss dazu also auf eine Wechselwirkung von Elementen und Strukturen zurückgreifen können. In diesem Prozess erzeugen und reproduzieren die Systeme also ihre Elemente und Strukturen selbst. Um diese Dynamik verwirklichen zu können, bedarf es auch bestimmter Beobachtungsstrukturen innerhalb des Systems. Dieser Typ von Selbstbeobachtung der

Systeme fungiert im Modus der Nachträglichkeit. Als Beobachtung 2. Ordnung, kann das System *ex post* seine Operationen unterscheiden und bezeichnen. Diese Beobachtungen können sich dann zu selbstbeschreibenden ‚Texten‘ kondensieren, welche in dieser Form dann explizites Wissen als ‚konfirmiertes‘ Wissen bereitstellen, das dem System als eine Art Muster zur Applikation für gegenwärtige und zukünftige situative Sinnselektionen zur Verfügung steht. (vgl. dazu Srubar 2009). Diese wirken als Erwartungen relativ stabil und stehen für die Wiederholung von Kommunikationsabläufen bereit.

Das temporalisierte Prozessieren in Differenzen ist auf der Ebene der faktischen Autopoiesis die durchgehende Form des Prozessierens: Inwiefern benötigt das System für die Sinnselektionen dieser Ebene schon Strukturen, um die Selektion bewerkstelligen zu können? Die jeweilige Sinnselektion beinhaltet stets ein Moment der Unruhe, so dass faktisch ein Wechsel erzwungen wird – von einer Differenzsetzung zur nächsten. Bei sozialen Systemen äußert sich diese Unruhe, indem Monotonie (zu langes Schweigen) vermieden wird und bei genügend hoher Komplexität, Themen bereitstehen, zu denen man bei Bedarf wechseln kann. Das Phänomen der basalen Instabilität gilt sowohl für psychische als auch für soziale Systeme, so dass Komplexität immer radikal temporalisiert verarbeitet werden muss. (vgl. Luhmann 1987: 99). Wie sind nun die konkreten Sinnbestimmungen und die Wechsel von einer Sinnsetzung zu nächsten organisiert? Inwiefern benötigt das System hierfür schon systemisches Wissen? Von welcher Form des Wissens sprechen wir hier? Inwiefern könne es *post* angefertigte Selbstbeschreibungen hierfür überhaupt in Betracht kommen?

### **3.2 Autopoiesis und Wissen**

Das Prozessieren der eigenen Instabilität übernimmt die Funktion, Differenzen für die „anschließende Informationsverarbeitung“ (Luhmann 1987: 100) bereitzustellen. Für die Reproduktion von Sinn (Möglichkeitswahl aus einem Möglichkeitsbereich) benötigt das System Wissen. Um rekonstruieren zu können, welche Rolle dieses bei der Konstitution des Sozialen spielt, ist es sinnvoll analytisch zunächst verschiedene Ebenen der Sinnkonstitution zu trennen. Gleichzeitig wird es dabei nötig sein, zwischen unterschiedlichen Typen des Wissens zu differenzieren. Ausgehen wollen wir dabei von der operativen Ebene der Autopoiesis, da auf dieser Ebene das Zusammenspiel von Differenzlogik und Temporalisierung ihren Ausgangspunkt nimmt und von hier aus die Probleme der Systemtheorie am besten rekonstruiert und bearbeitet werden können.

Bei der Betrachtung dieser Ebene des Zusammenhangs von Wissen und Konstitution wird das zeitliche Paradox der Sozialtheorie Luhmanns evident. Kommunikationen als Basiselemente sozialer System benötigen Wissen, um ihre Autopoiesis in Gang zu halten. Wissen ist sozusagen das Medium, durch welches potentiell in Frage kommende Möglichkeiten *beobachtet* werden können, und das sodann für die zeitlich folgenden Sinnselektionen als Anstoßmechanismus wirkt. An dieser Stelle kommt es zu einer paradoxen Voraussetzung der Deskription der Struktur der Autopoiesis von Systemen im Allgemeinen. (vgl. zu einer differenzierten Auseinandersetzung der Typen systemtheoretischen Wissens und pragmatischen Wissens, Kap.8; hier geht es zunächst um das systemtheorieimmanente Zusammenspiel von Operativität, Struktur und Semantik und um die etwaigen diesbezüglichen Probleme der systemtheoretischen Konzeption).

Bei meinem Hinarbeiten auf das Ziel einer Interpretation bzw. Rekonstruktion der Systemtheorie, in deren Folge eine Integration mit pragmatistischen Ansätzen möglich wird, war mir der Text ‚Systemischer Materialismus oder Konstitutionsanalyse sinnverarbeitender Systeme? Zwei Wege systemtheoretischer Wissenssoziologie‘ von Ilja Srubar (2009) eine große Hilfe und gleichzeitig Herausforderung. Zunächst und vor allem ist es die von Srubar aufgezeigte Affinität der Luhmannschen Systemtheorie zu traditionellen und immer noch aktuellen wissenssoziologischen Fragestellungen, die eine intensive Beschäftigung mit dem in dem Text aufgestellten Thesen fruchtbar macht. Die Rekonstruktionen von Srubar beziehen sich auf die innersystemischen Beziehungen zwischen Operativität, Struktur und Semantik. Die Analysen machen auf einige interessante Wechselwirkungen zwischen diesen Ebenen aufmerksam. Indem er aber die Konnektivität der einzelnen Systemebenen mit dem Sinn/Welt – Prozesse nicht (ausreichend) mit in Betracht zieht, vernachlässigen seine Rekonstruktionen und sein Urteil über die Systemtheorie die ständige Eingebettetheit jeder Sinnelementbestimmung auf jeder der drei Ebenen in diesen allgemeinen Sinnprozess und damit auch die gesamtgesellschaftlichen Bezüge bei jeder einzelnen Sinnbestimmung (siehe Genaueres dazu Kapitel 8). Srubar sieht zwar die Wissens- und Sinnbasiertheit der operativen Ebene des Systems, er unterschlägt dabei aber die Art von Wissen, die das ‚Wie‘ der Selektion auf dieser Ebene organisiert – aber gerade darauf kommt es an, wenn man den eigenständig organisierten Fortgang dieser Ebene beschreiben möchte. Die Srubarsche Perspektive eröffnet aber einen Diskussionsraum, der die Verbindung der drei Ebenen der Selbstreferenz der Systemreproduktion und die dafür benötigten Sinn- und Wissenserfordernisse auf eine fruchtbare Weise thematisiert. Von dort aus ist es gut möglich,

den systemtheorieimmanenten Absturzgefahren auf die Spur zu kommen, um diese dann zu vermeiden.

„Die synchrone Sicht kann mit Vorteil am Prozess der Kommunikation als der basalen Operation sozialer Systeme anknüpfen. Hier zeigt sich die Wissensbasiertheit sozialer Systeme bereits an ihrem kommunikativen Ursprung, denn die Kommunikation als Sinnverarbeitung setzt natürlich Sinn voraus, d.h. ein Wissen vom Überschuss an Möglichkeiten, an die anzuschließen möglich wäre. Ebenso wissensgestützt ist das Beobachten als die operative Form der autopoietischen Systembildung, die einerseits ein Wissen in Gestalt eines binären Codes für die systembildende Unterscheidung zwischen System und Umweltelementen benötigt, andererseits aber gerade durch diese Unterscheidung Voraussetzungen für systembildendes Wissen produziert.“ (Srubar 2009: 262)

Die Aufgabe des Wissens – die Organisation der Anschlüsse – basiert nicht wie Srubar meint, auf einem Wissen „vom Überschuss an Möglichkeiten“, sondern es weiß eben damit umzugehen (so auch schon Luhmann, vgl. dazu die Rekonstruktionen in Kap. 8). In diesem Sinne ist das Wissen auf der jeweiligen Ebene immer mit dem jeweiligem *Umgang* mit der je konkret auf spezifische Weise konditionierten Möglichkeitsüberschussproblematik beschäftigt (siehe dazu Kap. 8). Dies ist nicht allein ein explizites qua Beobachtungen generiertes Wissen *vom* Möglichkeitsüberschuss, vielmehr ist es die Aufgabe des Wissens gerade mit dieser Problematik umzugehen. In meinen eigenen Rekonstruktionen versuche ich zu zeigen, dass eine auf den Grundbegriffen der Systemtheorie aufbauende Wissenssoziologie, Wissen nicht allein als ein explizites Erwartungswissen konzipieren kann. Hier besteht eine Abrutschgefahr, indem man, wenn man Wissen auf die semantisch kondensierten Erwartungsstrukturen reduziert, die Typen des Wissens, die auf den jeweiligen Ebenen der Selbstreferenz zur je eigenständigen Reproduktion dieser notwendig ist, übersieht, und somit die Organisiertheit des Gesamtgefüges des Systems nicht richtig scharf in den Blick bekommen kann. Die Rekonstruktionen von Ilja Srubar sind aber bezüglich des Verständnisses des Gesamtgefüges dennoch aufschlussreich, wenngleich hier der genannten Abrutschgefahr letztendlich nicht entgangen wird. Srubar setzt sich mit der Frage nach der Genese der Struktur des Systems auseinander.

„Folgt man Luhmanns Sicht [...], so erfolgt die Sinnverarbeitung im sozialen System auf der operativen Ebene der autopoietischen Schließung sowie auf der Ebene der systemischen Selbstbeschreibung, die sich auf die Ergebnisse auf der operativen Ebene bezieht. Beide Ebenen sind zugleich zur Strukturbildung des Systems erforderlich, wenn auch im unterschiedlichen Maße.“ (Srubar 2009: 261f.)

Auch Srubar verweist indirekt darauf, dass das Wissen der operativen Ebene schon immer mit dem Welt/Sinn- Prozess und sodann auch mit dem Gesellschaftssystem in Verbindung steht (vgl. dazu meine eigenen Rekonstruktionen in Kapitel 8), wenn er von einer „impliziten Erzeugung“ (vgl. Srubar 2009: 260) von Wissen in der Kommunikation selbst spricht, welche „die Voraussetzung von Gesellschaft schlechthin“ sei. Gerade dies ist meines Erachtens der entscheidende Beitrag, den die Dekomposition der Systemtheorie für aktuelle

wissenssoziologische Fragen leisten kann: Nämlich eine Perspektive zur Verfügung zu stellen, die die implizite Erzeugung von Wissen und dessen gleichzeitige Funktion für die Fortsetzung von Sinnselektionsprozessen auf allen Ebenen der Selbstreferenz vor einem gesellschaftstheoretischen Hintergrund thematisieren kann. Eine darauf aufbauende Typologie des Wissens entwickle ich in Kapitel 8 dieser Arbeit. Meine eigene Rekonstruktion und die sodann einsetzende pragmatistische Fortführung der Systemtheorie legt aber ein stärkeres Augenmerk auf die Beziehung des Sinnprozesses im Allgemeinen und dessen Verknüpftheit mit den verschiedenen Ebenen des Systems. Stellt man diesen ganzheitlichen Zusammenhang ins Zentrum der Rekonstruktion lassen sich vermeintliche Widersprüche, die bei einer reinen Betrachtung der Systemebenen auffallen, produktiv entfalten und sogar auflösen. Die Schwachstellen der Luhmannschen Formulierungen an vielen Stellen können bei dieser Rekonstruktion dann vermieden werden und die Abrutschgefahren in die, die Erkenntnisproduktion blockierenden Widersprüche können so vermieden werden. (siehe zu den systemtheoretischen Widersprüchen, Kap. 4) Zunächst ist es aber sinnvoll, den Rekonstruktionen Srubar ein Stück weit zu folgen, und sodann im nächsten Kapitel weitere systemimmanente Schwierigkeiten zu kennzeichnen, um dann darauf aufbauend diese vermeidend und durch eine Ergänzung mit pragmatistischen Modellen eine konsistente Fortführung der Systemtheorie zu erreichen.

Bezogen auf soziale Systeme formuliert Ilya Srubar ein konstitutionstheoretisches Problem wie folgt:

„Damit jedoch Wissen als Korrelat der Irritationen an der System/Umweltgrenze generiert werden kann, muss das System bereits operativ geschossen sein, d.h. Kommunikation muss angelaufen sein.“ (Srubar 2009: 9)

In der Folge meiner eigenen Rekonstruktion, muss man hier zwei Formen des Wissens unterscheiden: Das Wissen, das auf der faktischen Ebene der Autopoiesis zunächst für die primäre Systembildung konstitutiv wirksam ist (implizites Wissen)<sup>9</sup>. Und das in der Form von Erwartungen fungierende Wissen. Dieses nachträgliche Wissen, stellt situationstranszendente Erwartungs- und Deutungsschemata zur Verfügung, die über die Zeit relativ stabil institutionalisiert sind.

„Die implizite Erzeugung von Wissen in der Kommunikation bleibt damit die Voraussetzung von Gesellschaft schlechthin [...]. Die Wissenskonstitution erfolgt hier jedoch bekanntlich unter anderen, von der interaktionistischen Sicht unterschiedlichen Rahmenbedingungen: Wissen stellt kein Wissen von Menschen dar, sondern ein Konstrukt der Selbstreferenz des Gesellschaftsystems – also eine soziale Konstruktion par excellence,

---

<sup>9</sup> Eine detailliertere Typologie des Wissens wird in Kap. 8 dieser Arbeit entwickelt.

deren operationales Erfordernis es allerdings ist, die Illusion der Zurechnung des Wissens auf Menschen aufrecht zu erhalten. [...]“ (Srubar 2009: 260)

Indem die Konstitution der Gesellschaft auf kommunikative Prozesse reduziert ist, beschreibt Srubar in Bezugnahme auf Luhmanns Systemtheorie, die Voraussetzungen des Prozessierens von gesellschaftlichem Sinn als „implizite Erzeugung von Wissen“ in kommunikativen Operationen. Wie sieht nun dieser Prozess der impliziten Erzeugung aus, welches Wissen ist schon dafür notwendig? Und wie wird auf dieser Ebene der impliziten Erzeugung explizites Wissen aufgebaut? Die Beantwortung dieser Frage ist wesentlich für eine Konstitutionstheorie des Sozialen. Das Wissen, das für die faktische Reproduktion von Systemen benötigt wird, kann man als ‚implizites Wissen‘ bezeichnen. Welchen Stellenwert dieses Wissen vor dem Hintergrund systemtheoretischer Dekomposition innerhalb der Konstitutionstheorie bekommt, anzuzeigen, ist eine Aufgabe meiner in dieser Arbeit vorgenommenen Rekonstruktion. Hierzu zunächst eine entscheidende Stelle in Luhmanns Werk zur systemtheoretischen Verortung des impliziten Wissens.

„Die begriffliche Unterscheidung von autopoietischer Operation und struktureller Kopplung lässt sich an die Stelle setzen, an der Michael Polanyi zwischen explizitem und implizitem Wissen unterschieden hatte, allerdings mit einer Verdoppelung der Referenz. Das, was für Michael Polanyi am Menschen formulierbar ist, erfordert in der hier vorgestellten Begrifflichkeit eine weitere Unterscheidung, je nachdem, ob es sich um (psychisches) Bewusstsein oder um (soziale) Kommunikation handelt. Abgesehen davon scheint der Substitutionsvorschlag jedoch zu funktionieren.“ (Luhmann 1990: 41f.)

Wichtig ist hier, dass das implizite Wissen für einen externen Beobachter beobachtbar ist, für das System im Moment des Gebrauchs aber nicht. Im Zusammenhang mit der Differenzlogik und der operationalen Geschlossenheit der Systemreproduktion kann die Unterscheidung zwischen implizitem und explizitem Wissen sodann auf das System/Umwelt- Verhältnis projiziert werden. Die Frage ist nun zum einen, wer die Unterscheidung implizites/explizites Wissen beobachten kann, und zum anderen *wie* implizites Wissen, ohne dass es beobachtet wird, de facto seine konstitutive Funktion erfüllen kann. Folgt man nun der Rekonstruktion von Ilja Srubar, so nimmt die Ebene des expliziten semantischen Wissens eine ‚unverzichtbare‘ Funktion bei der Autopoiesis von Systemen ein – zumindest in einer möglichen Lesart der Luhmannschen Wissenssoziologie.

„Systematisch gesehen bewegt man sich jedoch auf der operativen Ebene der Sinnverarbeitung im Bereich kontingenter Faktizität der aneinander anschließenden Ereignisse, die den jeweiligen Zustand des Systems in der Zeit ausmachen. Das System ‚tut hier was es tut‘ und ist für sich auf dieser Ebene weder kommunikativ zugänglich noch transparent. Es ist die so gewordene Faktizität schlechthin, unfähig, sich als Einheit seiner operativen Unterscheidungen anzuschauen [...]. Diese Anschauung ist der Ebene der Selbstbescheidung von Systemen vorbehalten. Sie wird erzeugt in der Beobachtung zweiter Ordnung durch die das System seine Operationen beobachten und unterschiedliche ‚Texte‘ davon anfertigen kann. Das in diesen Texten ‚kondensierte‘ und durch Anwendung ‚konfirmierte‘ Wissen stellt Muster dar, die eine Wiederholung von

Kommunikationsabläufen ermöglichen und somit im Sinne der Selektion von Erwartungen für die Systemstruktur konstituierend sind [...]. Diese Muster des aufbewahrungswürdigen Sinnes nennt Luhmann nun ‚Semantiken‘. Sie stellen ‚einen höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängigen verfügbaren Sinn‘ dar und gelten somit als die in einer Gesellschaft auf Vorrat bereitgehaltene Sinnverarbeitungsregel [...]. Sie haben die Funktion der Selbstdeutung von Systemen und sind somit als wichtiger Wissensträger im System ein unverzichtbarer Bestandteil seiner Autopoiesis.“ (Srubar 2009: 262 f.)

Dieser Rekonstruktion folgend, stellt sich ein Bild dar, dem inhärent ist, dass das System, wenn es Wissen benötigt, um sich selbst fortsetzen zu können, dann auch funktionierende Strukturen der Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung von sich selbst haben müsse. Dabei sei sodann in der kondensierten Semantik dasjenige Wissen gespeichert, das für die weiteren Anschlussselektionen des Systems verantwortlich sei. Sieht man sodann, dass die Genese dieser Semantiken ex post im Modus der Beobachtung 2. Ordnung zustande kamen und dieses aber gleichzeitig für die Reproduktion der faktischen Ebene der Autopoiesis notwendig sein soll, kommt man zu einem Paradox der Form, dass Nachträglichkeit und Gleichzeitigkeit gleichzeitig gegeben sein müssten, und zwar schon beim Anlaufen der Systeme – so formuliert kommt dieses Paradox sofort als Widerspruch in den Blick der Rekonstruktion. Kann man aber diese Paradoxie auflösen, indem man zwischen impliziten und expliziten Wissen unterscheidet?

Wie lässt sich die Konstitution von Systemen beschreiben, wenn man das Wissen, das auf der primären Ebene der Autopoiesis wirksam ist (implizites Wissen) von einem nachträglich in Semantiken gespeicherten Wissen (explizites Wissen), das im Modus der Beobachtung 2. Ordnung gebildet wurde und als situationstranszendente Erwartungs- und Deutungsschemata als relativ stabiles Institut über die Zeit hinweg zur Verfügung steht, unterscheidet? Welche zeitlichen Verhältnisse impliziert diese Differenz? In welchem Modus kondensiert sich explizites Wissen? Und wie wird dieses in konkreten Situationen appliziert? Indem die Konstitution der Gesellschaft auf kommunikative Prozesse reduziert ist und Sinn radikal temporal produziert wird, setzt Luhmann „gemeinsames Wissen“ für die Autopoiesis „immer schon voraus“ – „ohne unterstellbares Wissen keine Kommunikation“ (Luhmann 1990: 122). Luhmann abstrahiert die Differenz von impliziten und expliziten Wissen hin zur Unterscheidung von Autopoiesis und struktureller Kopplung, um damit eine breiteres Spektrum der Sozialwelt erfassen zu können.

„Wenn man diese Unterscheidung durch die begrifflich genauere Unterscheidung von autopoietischer Reproduktion und struktureller Kopplung ersetzt, muss man die Objektreferenz ‚Mensch‘ ersetzen und verschiedene Systeme unterscheiden. Damit gewinnen dann zugleich die temporalen Bezüge des Problems der Einheit der Differenz (also des Begriffs von Wissen) an Klarheit. Derselbe Theorieapparat lässt sich dann auf zwei verschiedene Systeme anwenden, nämlich Bewusstsein und Kommunikation, und entsprechend sieht man verschiedene Formen von struktureller Kopplung (während für Polanyi die Aussage lautet ‚dass wir mehr wissen, als wir zu sagen wissen‘ und diese Aussage am Verhältnis von Körper und Bewusstsein belegt wird).“ (Luhmann 1990: 42 f.)

Im Zusammenhang mit der Differenzlogik und der operationalen Geschlossenheit der Systemreproduktion kann die Unterscheidung zwischen implizitem und explizitem Wissen in folgender Weise auf das System/Umwelt- Verhältnis projiziert werden.

„Explizit ist diejenige Komponente des Wissens, die im Prozess der Autopoiesis reproduziert wird. Sie allein ist für das wissende System Wissen. Ein Beobachter kann das System jedoch mit Hilfe der Unterscheidung explizit/implizit beobachten und beschreiben. Er kann in das, was als Wissen geschieht, zusätzlich die strukturellen Kopplungen hineinsehen, die von dem beobachteten System nicht thematisiert werden. Er sieht die faktisch immer mitwirkenden Voraussetzungen von korrespondierenden (synchronen und deshalb nicht miterfaßbaren) Umwelt ereignissen mit in das Wissen hinein. Das, was er als Beobachter als Wissen bezeichnet, ist in dem System, das Wissen benutzt und damit reproduziert, immer nur partiell präsent, immer nur partiell benutzbar. Das beobachtete System weiß zwar immer nur das, was es weiß; aber der Beobachter, der es beobachtet, weiß, dass es mehr weiß, als es weiß. Und nur ein ontologisches Vorurteil könnte dazu führen, dass man darin eine Paradoxie im Wissen selbst sieht – eben jene Paradoxie, die durch die Unterscheidung von explizitem und implizitem Wissen dann aufgelöst wird.“ (Luhmann 1990: 42)

Das implizite Wissen ist also für das System in der Form der strukturellen Kopplung realer Bestandteil der Reproduktion. Man sieht aber an dieser Formulierung schon, dass es mit dem systemtheoretischen Instrumentarium schwierig ist, den Status des impliziten Wissens für die Autopoiesis des Systems genau zu bestimmen. Gehört es nun zum System als Anteil der strukturellen Kopplung, die dem System zugehört oder ist es eine Qualität, die der Umgebung (nicht: Umwelt) des Systems angehört? Die Uneindeutigkeit dieses Zusammenhangs ist meiner Ansicht nach, gewissen systemtheorieimmanenten Schwierigkeiten zuzuschreiben, die ich im nächsten Kapitel eingehend erörtern werde. Ich versuche in Kapitel 8 eine Lesart der Systemtheorie zu entwickeln, die aber diese Abrutschgefahren vermeiden kann. Der Zusammenhang zwischen den drei Ebenen der Selbstreferenz bei der Systemproduktion und – Reproduktion und den verschiedenen Typen des dabei beteiligten Wissens und sodann die Einbettung dieses Prozesses in den allgemeinen Welt/Sinn- Prozess wird hierfür den Schlüssel zu einem Verständnis der Architektur der Systemtheorie liefern, der konsequent angewendet, die in Kapitel 4 rekonstruierten Absturzgefahren vermeiden kann. Im folgenden Abschnitt betrachten wir zunächst das innersystemische Zusammenspiel der beteiligten Ebenen bei der Systemproduktion und die dabei entstehenden theoretischen Konflikte, welche zu vermeiden wären, wenn man den Systemreproduktionsprozess stets an den allgemeinen Welt/Sinn- Ausdifferenzierungsprozess binden würde. (siehe dazu Kap. 8)

### **3.3 Primäre Autopoiesis, Struktur und Semantik**

Der Zusammenhang von Autopoiesis, Struktur und Semantik stellt sich inhaltlich als komplex dar, und dessen begriffliche Erfassung scheint in verschiedenen Phasen der Genese der

Systemtheorie zu variieren. (vgl. dazu Srubar 2009). Wie Srubar aufzeigt, definiert Luhmann im Jahr 1980 „Semantiken“ als „einen höherstufigen generalisierten, relativ situationsunabhängigen verfügbaren Sinn“ (Luhmann 1980: 19; zitiert in Srubar 2009: 262f.); dieser gilt dann als in einer Gesellschaft auf Vorrat bereitgehaltene Sinnverarbeitungsregel. Semantiken haben hierbei die Funktion der Selbstdeutung von Systemen und sind somit ein wichtiger Wissensträger im System. Welchen Anteil haben diese Regeln nun an der faktischen Autopoiesis des Systems? Und wie ist diese Beziehung organisiert? Eignet sich die Luhmannsche Differenzlogik dazu, dieses Verhältnis zu beschreiben?

Sachlich inkonsistent ist die Konzeption des Zusammenspiels von Semantik und Autopoiesis dann, wenn dieses Wissen der Semantiken für den Prozess der primären Autopoiesis als *notwendig* konzipiert wird. Dies hat Luhmann in *Die Gesellschaft der Gesellschaft* klar gesehen, wenn er evolutionstheoretisch formuliert:

„Grundlegende Bedingung der Evolution ist [...], dass Einrichtungen der Variation und Einrichtungen der Selektion nicht zusammenfallen, sondern getrennt bleiben.“ (Luhmann 1999a: 474)

Die konstitutive Wirkung für die primäre Autopoiesis des Systems von Semantiken ist damit nicht notwendig, denn

„[d]anach ist es ein Zufall, wenn eine Variation schon durch ihre Bestimmtheit selektionsrelevant wird.“ (Luhmann 1999a: 475; zitiert auch in Srubar 2009: 268)

Um klären zu können, welche Funktion die Semantiken im Reproduktionsprozess von Systemen spielen, müssen wir uns nun einem zeitlichen Konstitutions- Paradox näher widmen und das Zusammenspiel von Selektion und Variation daraus ableiten. Wenn für die Selektion von Sinnelementen Strukturen eingesetzt werden, stellt sich die Frage in welchem Verhältnis Semantiken als Variationsgeneratoren zu der Autopoiesis des Systems stehen. Der Bedarf einer klaren begrifflichen Trennung von Struktur und Semantik ist hiermit schon angezeigt.

Die der primären Autopoiesis zugehörige, in den Funktionssystemen durch die generalisierten Medien organisierte Sinnselektion, sowie deren strukturelle Kondensierung, stehen in unmittelbarer Wechselwirkung zueinander, d.h. sie bestimmen gemeinsam die Autopoiesis des Systems. (vgl. Luhmann 1987: 377ff.). Die Semantiken gehören dagegen einer anderen Systemebene an, deren Wirksamkeit auf die Konstitution, d.h. auf die Sinnselektion des Systems weniger eindeutig erscheint. (vgl. Luhmann 1999a: 866ff.) Die Einwirkung der Semantiken auf die Autopoiesis des Systems jedenfalls geschieht nicht unmittelbar und nicht notwendigerweise; dieses Verhältnis ist also kontingent, während das Zusammenspiel von Autopoiesis und Struktur in Luhmanns Ausführungen notwendigen Charakter besitzt. Semantiken der systemischen Selbstbeschreibung sind die nachträglichen Beschreibungen des

Verhältnisses von Autopoiesis und Struktur, und somit keine Primärfaktoren der Systemkonstitution. Untersucht man nun die begrifflichen Konzeptionen der Differenz von Struktur und Semantik in den verschiedenen Werkphasen der Luhmannschen Systemtheorie, kann man ein asymmetrisches Verhältnis festmachen. Ilja Srubar stellt dazu fest:

„In seinen Arbeiten zur Gesellschaftsstruktur und Semantik wendet Luhmann durchgehend sein Konzept der Ausdifferenzierung von Systemen als ein Instrument an, mit dem er die Komplexität seines umfangreichen Materials reduzieren, seine semantischen Grundmuster ausarbeiten und deren Entwicklungstendenzen skizzieren kann. Er nutzt hier das Potential seiner Annahme, nach der wir es hier mit zwei Ebenen desselben kommunikativ- autopoietischen Prozesses zu tun haben. Als Leitfaden dient ihm die Annahme der Ausdifferenzierung von Systemen anhand der zunehmenden Reflexivierung ihrer Operationsweise, durch die es möglich wird, Prozesse der Systembildung innerhalb eines Systems zu wiederholen. Das Reflexivwerden der sinnverarbeitenden Systemoperationen treibt den Wandel der Gesellschaftsstruktur an und schlägt sich im Wandel der Semantiken nieder (Luhmann 1980: 39f.). Diese – so würde es der externe Beobachter/Leser nun annehmen dürften sich als Reflexion ermöglichende Kommunikationsmuster in die konstitutiven Operationen des Systems einschreiben und so die weitere Reflexivierung und Ausdifferenzierung des Systems bewirken. Dieser Konstitutionszusammenhang erfährt jedoch bei Luhmann eine Wendung, die überraschenderweise die bereits erreichten theoretischen Vorteile ernsthaft in Frage stellt. Die Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung der Gesellschaft sind zwar immer kommunikative Operationen (Luhmann 1999a: 883; Angabe entspricht der von mir verwendeten Ausgabe). Aber: ‚Sie müssen voraussetzen, dass das System schon vorliegt, sind also nie *konstituierende* [Hervorhebung I.S.], sondern immer nachträgliche Operationen.‘ (Luhmann 1999a: 883)“ (Srubar 2009: 265f.)

Wie schon gesagt, sehe ich genau dort, wo Ilja Srubar Niklas Luhmann die „erreichten theoretischen Vorteile“ in Frage zu stellen, konstatiert, die Möglichkeit der fruchtbaren Fortführung des systemtheoretischen Instrumentariums begründet: Gerade weil die Ebene der primären Autopoiesis als unabhängig von der Ebene der Semantik und nicht notwendigerweise von dieser beeinflusst werden muss, kann eine komplexe gesellschaftstheoretische Wissenssoziologie auf den Grundlagen der Luhmannschen Systemtheorie aufgebaut werden, indem den verschiedenen Ebenen ein voneinander unabhängiger Status zuerkannt wird, in dessen Konsequenz man der Reproduktion der jeweiligen Ebene einen jeweils eigenen Wissenstyp zuordnen kann (siehe dazu Kap. 8). Wichtig dabei wird es dann sein, dass drei Ebenen und nicht nur zwei als voneinander unabhängig unterschieden werden: Operativität, Struktur und Semantik. Soweit ist Luhmann zu folgen; über Luhmann hinausgehend beanspruche ich für eine konsistente Beschreibung einen zusätzlichen Typ des Wissens, den man nicht mit dem systemtheoretisch beobachtungslogischen begrifflichen Instrumentarium beschreiben kann – ein an den Leib gebundenes pragmatisches Wissen (siehe dazu Kap. 8).

Semantiken sind in jedem Fall abhängig (gleichzeitig aber auch unabhängig, dies wird für meine Beschreibung in Kap. 8 dann auch relevant werden, für den Argumentationsschritt hier, ist zunächst der Aspekt der notwendigen Abhängigkeit relevant) von den Strukturen, aufgrund ihrer Nachträglichkeit; das umgekehrte Verhältnis gilt nicht notwendig. Die Schwierigkeit der Luhmannschen Konstitutionstheorie besteht nun in dem Dreier- Verhältnis von Element –

Struktur – Semantik. Ist es hier sinnvoll zwischen konstitutiven und nachträglichen Operationen zu unterscheiden? Diese Lage impliziert einige methodologische Fragen, welche für Selbstbestimmung des Modus der eigenen Erkenntnisproduktion der Systemtheorie relevant sind. Ist die Systemtheorie selbst eine Semantik im Sinne einer gesellschaftlichen Selbstbeschreibung, wie Ija Srubar dies postuliert? (vgl. Srubar 2009: 269ff.) Und wie kann sie dann ihre generalisierten theoretischen Aussagen begründen? Wie kann die Systemtheorie auf die Konstitution von Systemen rückschließen? Bzw. handelt es sich hier wirklich um einen Modus des ‚Rückschlusses‘?

### **3.4 Systemtheorie: Konstitutionstheorie und/oder Semantikanalyse**

Die Unterscheidungen Ereignis/Struktur, Struktur/Semantik und Ereignis/Semantik stellen in ihrem Zusammenwirken eine Art archimedischen Punkt der Systemtheorie dar, von dem ausgehend das zirkuläre Verhältnis von Sozialtheorie, Gesellschaftstheorie und metatheoretischen Reflexionen rekonstruiert werden kann.

Der Frage nach der Erkenntnismöglichkeit der Soziologie lässt sich anhand der Unterscheidung von Struktur und Semantik nachgehen. In diachroner Perspektive ist die Systemtheorie ein Wissensmuster, das sich kommunikativ ihren Gegenstand gegenüber nachträglich konstituiert hat. In Bezug auf die Gesellschaftstheorie bedeutet dies, dass die Möglichkeit der Beschreibung der Gesellschaft als einen polykontexturalen, systemischen Sinnzusammenhang im Anschluss an die funktionale Ausdifferenzierung desselben und durch diese selbst bedingt ist. Denn wie oben schon beschrieben, ist die semantische Selbstbeschreibung abhängig von der vorherigen strukturellen Ausdifferenzierung. Nun unterliegt die Systemtheorie als soziales System aber auch der Differenzlogik, woraus folgt, dass sie ihren Gegenstand als ihre Umwelt lediglich als Realitätsillusion erfahren kann. Ihre Gegenstandsbeschreibung - die Gesellschaft als funktional differenzierter Systemzusammenhang – ist also durch die *tatsächlich* empirische Ausdifferenzierung der Gesellschaft selbst determiniert.

Die systemtheoretische Perspektive auf die Funktionsweise des Gesellschaftssystems ergibt, dass das Zusammenspiel von implizitem und explizitem Wissen ein notwendiger Faktor für die gesellschaftliche Autopoiesis ist. Man kann hier paradox formulieren, dass die universelle Notwendigkeit des Wissens sich als eine zunehmende Ausdifferenzierung desselben darstellt, welche durch die Ausdifferenzierungsstrukturen der Gesellschaft bestimmt wird.

„Daraus resultiert folgendes Bild der wissensbasierten Funktionsweise des Gesellschaftssystems: Es ist auf Wissen angewiesen und produziert es auch in einer zunehmenden Vielzahl von Varianten. Diese Varianten sind nicht zufällig, sie hängen von der Ausdifferenzierung der Operationsweise der Gesellschaft ab. Sie werden auch nicht alle in der Operationsweise verwirklicht, sondern durch diese selektiv aufgegriffen. Die Systeme können aber nicht aufgrund ihrer Selbstbeobachtung ausmachen geschweige denn bestimmten, aufgrund welchen Wissens sie eigentlich operieren (wollen), obwohl sie durch ihre Operationsweise bestimmen, welche Selbstbeschreibungen ihnen möglich sind. Mit anderen Worten: Gesellschaft ist wissensabhängig, produziert in einer angebbaren – d.h. nicht kontingenten – Weise ein kontingentes Wissen von sich selbst und macht davon ebenso kontingenten Gebrauch.“ (Srubar 2009: 269)

Die Variation und das Zusammenspiel der Wissensformen werden eben durch diesen Ausdifferenzierungsprozess bestimmt, der wiederum selbst von diesem Zusammenspiel organisiert wird und in systemtheoretischer Perspektive als kontingent beschrieben wird. Das kondensierte explizite Wissen kann nun, muss aber nicht verwirklicht werden. Aufgrund der Zeitknappheit und der deshalb erforderlichen Selektion heißt das, dass diese Form des expliziten Wissens selektiv konstitutiv im Sinne der primären Autopoiesis wirksam wird, was durch eine andere Form des Wissens bestimmt wird – denn explizite Semantiken entscheiden nicht selbst über ihre konstitutive Wirksamkeit bzgl. der primären Autopoiesis. Aufgrund der Implizitheit (welche schon mit der radikalen Temporalisierung des Sinngeschehens bestimmt ist) des Prozesses der Selektion können Typen des kondensierten expliziten Wissens nicht beobachten oder bestimmen, welches Wissen für ihre Reproduktion herangezogen werden soll. Konstitutionstheoretisch kann diese ‚Implizitheit‘ durch ein komplexes Zusammenspiel der Selbstreferenz/Fremdreferenz und der Innen/Außen – Differenz näher bestimmt werden. Systeme, die auf die Irritationen von außen angewiesen sind, benutzen Komplexitätsreduktionen der Umwelt, indem sie das von anderen Systemen (im Falle von System-zu-System- Beziehungen) kondensierte und selektierte Wissen, als für sie implizite Strukturen der eigenen Irritation verwenden und damit als Motor ihrer eigenen Autopoiesis brauchen. In diesem Sinn sind die Systeme fremdbestimmt. Allerdings wird diese Fremdheit für sie stets nur im Modus der Selbstreferentialität sichtbar und konstitutiv wirksam. Die Irritation (das Ereignis in der Umwelt) wird zur Information nur durch die sinnhafte Einfügung in die Selbstreferentialität des Systems. Dieser Prozess wird ermöglicht durch die Gleichzeitigkeit von Ereignis, Element und Struktur. Semantik (explizites Wissen) ist ein Ergebnis dieses Prozesses. Indem die Systemtheorie diese Komplexitätsstruktur der Konstitution sozialer Systeme beobachtet, produziert sie eine Gesellschaftstheorie, die davon ausgeht, dass die Reproduktion der Gesellschaft abhängt von komplexen (auch im Sinne des zeitlichen Zusammenspiels) Wissensformen, welche ihre Strukturen dadurch entfalten, indem implizites (vorgängiges) und explizites (nachträgliches) Wissen sich wechselseitig irritieren und so Aktualität erzeugen. Damit ist allerdings zunächst nur die komplexe allgemeine Struktur der Wissensabhängigkeit der Gesellschaftsreproduktion bezeichnet. Die Form der

Beziehungen zwischen Vorgängigkeit und Nachträglichkeit und zwischen impliziten und expliziten Wissen müssen noch genauer erörtert werden.

Zunächst aber wollen wir einer erkenntnistheoretischen Frage nachgehen. Verfällt die Systemtheorie hier in transzendente Strukturen, indem sie diese Strukturen als allgemein (und so gesehen als nicht kontingent) angibt und die Kontingenz auf das nachträgliche Wissen der Selbstbeschreibung und dessen Applikation beschränkt (vgl. dazu Srubar 2009: 269ff.)? Wenn die Systemtheorie selbst eine Form dieses nachträglich erzeugten Wissens ist, wie kann sie dann als kontingente Form nicht- kontingente Begrifflichkeiten zur Verfügung stellen (vgl. Srubar 2009: 269ff.)? Besonders brisant wird diese Frage dann, wenn man sie an den ‚metaphysischen Kern‘ der Systemtheorie – dem sinntheoretischen Postulat der Möglichkeitsüberschussproblematik – richtet (meine Rekonstruktionen in Kap. 8 nehmen dieses Postulat als Voraussetzung einer fruchtbare Fortführung der Systemtheorie): Wie kann die Systemtheorie legitimieren von einer Selektionsnotwendigkeit aufgrund von überschüssiger Weltkomplexität auszugehen, die allgemein jeder einzelnen konkreten Sinnbestimmung als Motivationsdruck zugrunde liegt?

Folgt man dieser Logik des Wissens, hat die soziologische Systemtheorie in der autologischen Sicht Luhmanns einen Zugang zu der operativen Systemebene der Gesellschaft nur durch die Selbstbeschreibung derselben. Hier muss die Systemtheorie zum einen mit der Paradoxie umgehen, als Teil ein Ganzes beschreiben zu müssen und sie muss mit der zeitlichen Paradoxie umgehen, Strukturen beschreiben zu müssen, die sie im Modus der nachträglichen Beobachtung nicht adäquat sehen kann. Inwiefern also kann die Systemtheorie ihren Anspruch eine Theorie sein zu wollen, in dem Sinne allgemeine Begriffe bzgl. der Konstitution des Sozialen generieren zu können, gerecht werden? (zum Begriff und Funktion von ‚Theorie‘, siehe Kap. 8) Wie kann sie als Theorie eben diejenigen nicht – kontingenten Strukturen der Konstitution sichtbar machen? Die Kontingenz der Nachträglichkeit der Selbstbeschreibung scheint zunächst mit diesem Anspruch in einer Weise zu kollidieren, die eine andere Form hat, als die übliche Form der systemtheoretisch beschriebenen Paradoxien des Beobachtens, welche dann kontingent entfaltet werden können. Mit welchem Argument postuliert die Systemtheorie dennoch ihre Möglichkeit des Zugriffs auf die Wirklichkeit der Konstitution des Sozialen?

Als Teil eines Teilsystems (Disziplin innerhalb des Wissenschaftssystems) ist die Soziologie und die soziologische Theoriebildung in systemtheoretischer Perspektive Produkt eines wissensbasierten Differenzierungsprozesses, den sie nachträglich zu beschreiben versucht. Ihren Erkenntnis bildenden Zugang zur Vorgängigkeit ihrer eigenen Existenzbedingung – den

Konstitutionsbedingungen funktionaler Ausdifferenzierung der Gesellschaft - hat sie zunächst *sichtbar* durch Texte (Semantiken) zur Verfügung. Die Analyse dieser Texte und die Sichtbarkeit der zunehmenden Ausdifferenzierung der eigenen und gesellschaftsinternen Perspektiven, die sie anhand vielfältiger Semantiken und Semantiktransformationen feststellen kann, stellen für die wissenschaftliche Realitätserforschung das Medium zur vorgegebenen Wirklichkeit dar. (vgl. dazu Srubar 2009) Die Systemtheorie als Theorie im Sinne einer Begriffsbildungspraxis ist also abhängig von den in Texten materialisierten gesellschaftlichen Semantiken. Die Aufgabe der systemtheoretischen Soziologie ist es hier gegenüber diesen Texten eine Metaperspektive einzunehmen, sie auf bestimmte Forschungsfragen hin zu beobachten. Und die Systemtheorie tut dies mit einem ihr eigenen Dekompositionsinstrumentarium, welches zur Voraussetzung die Beschreibung des allgemeinen Konstitutionszusammenhangs von Sinnsystemen im Medium des Sinns hat. In Bezug auf die Gesellschaftstheorie Luhmanns vermittelt die Analyse der Semantiken einen Rückschluss auf die Gesellschaftsstrukturen bzw. deren Transformation, welche die Semantiken bestimmt haben müssen. (vgl. dazu auch Luhmann 1980)

Meine eigenen Rekonstruktionen folgen in Bezug auf diese Problematik folgender Annahme: Diese Art des nachträglichen Rückschlusses der Theorie, um ihrer eigenen Erzeugung willen, ist zwar der Form nach notwendig, die ermittelten konstitutionstheoretischen Begriffszusammenhänge sind aber selbstverständlich aus gesellschaftlicher Perspektive selbst wieder kontingent (auch wenn diese innerhalb der Systemtheorie als ‚Als-ob-Allgemeinheiten‘ konzipiert sind) und unterliegen aufgrund der ausdifferenzierten Selbstbeobachtungsmechanismen der modernen Wissenschaft strengen Gütekriterien. Und auch systemtheoretisch gelingt die Formulierung konstitutionstheoretischer Mechanismen, nur mithilfe einer Art Quasi- metaphysischen Kerns: der Annahme der qua Weltkomplexität erforderlichen Sinnselektion. Das allgemeinste Postulat der Systemtheorie ist nämlich, wie sich meinen Rekonstruktionen zufolge zeigen wird, die ‚Möglichkeitsüberschussproblematik‘ die jedem Sinngeschehen zugrunde liegt. Inwiefern diese im Modus eines Rückschlusses von vorliegendem semantischen Material gewonnen wurde oder werden muss oder konstitutionstheoretisch gesetzt werden darf, darüber kann man wissenschaftstheoretisch streiten; relevant für meine Untersuchungen ist zunächst die Konsistenz dieser Konzeption und die daraus folgende heuristische und andere theoretische Perspektiven integrierende Möglichkeit zur konsistenten Beschreibung des komplexen Zusammenspiels von innergesellschaftlichen Typen des Wissens in verscheiden und zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen.

## 4. Probleme der systemtheoretischen Differenzlogik

### 4.1 Beobachtungsverhältnisse<sup>10</sup>

Auf der abstraktesten Ebene der Theorie antwortet Luhmann auf seine selbst gestellte Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit sozialer Ordnung mit dem Hinweis auf die Selbstgenese von Sinn. ‚Sinn‘ ist dabei der allgemeine Modus der Produktion und Reproduktion des Sozialen und als Medium für den gesamten Bereich des Sozialen *und* Psychischen abstrakt- begrifflich *identisch* definiert. (vgl. Luhmann 1987: 92ff.)

Ein soziales System erzeugt die Differenz zwischen System und Umwelt, indem kommuniziert wird, und zwar auf die Art und Weise, dass die Kommunikation einer dem System eigenen Logik der Anschlussfähigkeit folgt. Die kommunikativen Operationen des Systems laufen dabei immer auf der Innenseite der Form System/Umwelt in sich selbst und niemals auf der Außenseite, also in der Umwelt ab. (vgl. Luhmann 1987: 191ff.)

Infolge des Konzeptes des ‚Beobachters‘ (vgl. Luhmann 1990: 68ff.) – welches impliziert, dass ‚Erkenntnis‘ immer beobachterabhängig ist – wird die Unterscheidung von System und Umwelt jeweils auch von einem System (bzw. Beobachter) getroffen und bleibt daher eine systemeigene Leistung. Grenzziehung ist immer Grenzziehung eines Systems.

Für die Soziologie von großem Interesse ist sodann die Überlegung, welche theoretischen Konsequenzen dieser Modus der Produktion und Reproduktion von Sinn und der Sinnengrenzen für die System – Umwelt – *Beziehungen* hat. Das System kann seine (stets selbstreferentiellen) Operationen zwar fremdreferentiell beobachtend auf die Umwelt richten, eingreifen (z.B. im Sinne einer geplanten Steuerung) kann es in diese aber nicht. (vgl. Luhmann 1987: 25) Das ist der Kern der These der ‚operationalen Geschlossenheit‘. Diese Konzeption hat sodann Konsequenzen für die systemtheoretische Erkenntnistheorie. Das System kann mit seinen ‚erkennenden Operationen‘ nicht in die Umwelt eingreifen, sondern muss immer innerhalb des Systems nach Anschlussmöglichkeiten suchen.

Über die Figur des ‚Re- entry‘ kann ein System seine basale Konstitutionsunterscheidung (System/Umwelt) *bezeichnen*. (vgl. Luhmann 1987: 230) Die Differenz von System als Selbstreferenz und Umwelt als Fremdreferenz wird hierzu zu einem späteren Zeitpunkt der Autopoiesis wieder in das System in Form der Selbstbeobachtung eingeführt (vgl. Luhmann

---

<sup>10</sup> Das Kapitel 4.1 ist eine überarbeitete Fassung eines Teils aus Gubo (2008)

1987: 57ff.; vgl. dazu Kap. 8). Das tatsächliche Stattfinden des Verstehens impliziert nun eine Form der Beobachtung, bei der das System seine eigene System/Umwelt-Differenz als ein *Verhältnis* von Selbstreferenz und Fremdreferenz bezeichnen kann. Mit dieser Form des bezeichnenden Unterscheidens kann das System *seine* Umwelt als externen Systemzusammenhang identifizieren, indem andere Systeme wiederum Beziehungen zwischen sich selbst und ihrer Umwelt etablieren. Diese Systeme in der Umwelt werden auf abstrakte Weise als sich selbst ähnlich beobachtet. Aufgrund dieser Äquivalenzannahme kann das System sich selbst als spezielle Form der Fremdreferenz des Systems in seiner Umwelt wahrnehmen. ‚Verstehen‘ ist dann ein Oszillieren zwischen diesen Perspektiven. Diese Dynamik verlangt allerdings keine ‚Horizontverschmelzung‘ zwischen einer (selbstreferentiell erfassten) Fremdreferenz und der wirklichen Selbstreferenz des System in der Umwelt. Wobei dennoch der *Eindruck* einer ‚gemeinsamen‘ Referenz (Welt) entsteht. Dieser Eindruck der Koreferenz auf ein gemeinsames ‚Außen‘ muss aufgrund des operativen Konstruktivismus aber als eine Illusion begriffen werden, da die selbstreferentiellen Operationen eines Systems auf der Ebene ihrer Autopoiesis absolut geschlossen ablaufen.<sup>11</sup> Verstehen kann in der Systemtheorie also *nicht* als hermeneutisches Interpretieren gefasst werden, da es nichts anderes als ein spezieller Modus des selbstreferentiellen Operierens eines Systems ist, bei dem es weder zu einer ‚Horizontverschmelzung‘ noch zu einer Distanzüberwindung kommt.(vgl. Luhmann 1987: 110f.)

Die Probleme dieser Konzeption von Verstehen können anhand des Begriffs der ‚strukturellen Kopplung‘ verdeutlicht werden. (vgl. dazu Luhmann: 1999a: 66, 92ff., 601) Allgemein lässt sich über das Verhältnis von Systemen untereinander sagen, dass über ‚strukturelle Kopplungen‘ zwar Kausalitäten kanalisiert werden können, die ‚operative Geschlossenheit‘ des Systems dabei aber keineswegs tangiert wird. Zu problematischen Widersprüchen kommt es dann, wenn Luhmann ein Moment der ‚Gleichzeitigkeit‘ von Ereignissen als Fundament der Möglichkeit der strukturellen Kopplung einfordert (vgl. z.B. Luhmann 1999a: 605), zugleich aber die mit der operationalen Geschlossenheit der Systeme einhergehende radikale Differenzhaftigkeit intersystemischer Beziehungen hartnäckig verteidigt.

Die mit der strukturellen Kopplung verbundene *Irritation* eines Systems soll zwar von ‚Außen‘ kommen, wird dann aber im Modus der selbstreferentiellen Reproduktion in das System integriert. Problematisch wird nun die Konzeption des ‚Außen‘ in Form des *Postulats*

---

<sup>11</sup> Dieser hermeneutische Modus der Annahme einer ‚gemeinsamen Welt‘ muss systemtheoretisch wohl als Komplexitätsreduktion interpretiert werden. In Kapitel 8 wird aber gezeigt, inwiefern der Welt/Sinn-Zusammenhang systemtheoretisch tatsächlich als die allen Systemreproduktionsprozessen gemeinsame Basis konzipiert werden kann.

der Gleichzeitigkeit eines *identischen* Ereignisses, wenn der Umweltbezug eines Systems stets *konstruktiv* hergestellt wird. (vgl. dazu auch Renn 2012). ‚Zeit‘ ist somit immer als systemrelative Zeit zu konzipieren. ‚Gleichzeitigkeit‘ zu postulieren ist demnach aus theoriearchitektonischen Gründen inkonsistent, weil es keine Beobachterposition geben kann, die dieses ‚gleichzeitig‘ stattfindende Ereignis bezeichnen könnte – so eine mögliche kritische Lesart der Systemtheorie. Diese auf theoretischer Ebene liegende Problem der Inkonsistenz der ‚strukturellen Kopplung‘ kann zunächst als Zeichen dafür interpretiert werden, dass der ‚konstruktivistische Realismus‘ der Systemtheorie zu kurz greift, um die Komplexität der (sozialen) Welt erfassen zu können.<sup>12</sup>

## **4.2 Probleme der systemtheoretischen Differenzlogik und Konstitutionstheorie**

Niklas Luhmann betreibt ein Programm der Verabschiedung des Transzendentalen Subjektes, indem er ein Denken des Vorranges der Differenz vor der Identität entfaltet. (vgl. dazu Kap. 2) Seine Intention ist es dabei von Beginn an, das transzendente Subjekt zu ersetzen durch die Einführung einer Mehrzahl von Systemreferenzen (vgl. dazu Luhmann 1996). Die Subjektsemantik wird im Zuge dieses Unternehmens in dem Sinne verabschiedet, dass an wichtigen Funktionen des Begriffes festgehalten wird, entscheidende Schwächen jedoch systemtheoretisch reformuliert werden. Zwingend scheint es für Luhmann zu sein, sich radikal von einer egologischen Perspektive der Konstitution von Sinn zu trennen, da diese mit der Beschreibung der Konstitution des Sozialen überfordert sei (vgl. Luhmann 1996, 2005; siehe auch Kap. 2) . Für die theoriearchitektonisch grundlegende Umstellung von Identität auf Differenz und die damit gleichzeitig einhergehende sozialtheoretische Basisänderung vom Subjekt hin zu einer Theorie eines polykontexturalen Systemzusammenhanges, geht er davon aus, die abstrakten Theoreme der Husserlschen Theorieintention adoptieren zu können, und diese von dem unfruchtbaren, weil theoretisch widersprüchlichen Versuch Soziales auf die Bewusstseinsleistungen eines monadischen Subjekts zurückzuführen, abkoppeln zu können (vgl. Luhmann 1996; siehe Kap. 2) .

Um näher auf die methodologischen Probleme des systemtheoretischen Standortes eingehen zu können, möchten wir, um die Kopplung von methodischen Fragen und theoretischen Aussagen schärfen zu können, zunächst die für diese Fragestellung relevanten Aspekte des

---

<sup>12</sup> Ob diese Lesart der gesamten Theoriearchitektur gerecht wird, wird in den weiteren Ausführungen zu prüfen sein.

systemtheoretischen Grundbegriff des Sinns kurz in Erinnerung rufen. Ein näherer Blick auf die theoretische Konzeption der Produktion und Reproduktion von Sinn, kann uns dann in einem weiteren Schritt zur Analyse der Konsistenz der Kopplung der Luhmannschen Konstitutionstheorie mit der von ihm postulierten Differenzlogik führen.

Bei der Elementbestimmung eines Systems, muss immer aus einem Möglichkeitsbereich selektiert werden, wobei das je Nicht- selektierte als Weltkomplexität appräsentiert wird (vgl. dazu Luhmann 1971, 1987: 92ff.). Dies ist notwendige Bedingung der Fortsetzung des Systems. Die *als Differenz* zum aktualisierten Sinn mitgegebenen Möglichkeiten konstituieren die komplexe Welthaftigkeit der Systeme, welche bestimmte Anschlussmöglichkeiten als wahrscheinlich konditioniert.

„Insgesamt ist Sinn also ein Prozessieren nach Maßgabe von Differenzen, und zwar von Differenzen, die als solche nicht vorgegeben sind, sondern ihre operative Verwendbarkeit (und erst recht natürlich: ihre begriffliche Formulierbarkeit) allein aus der Sinnhaftigkeit selbst gewinnen. Die Selbstbeweglichkeit des Sinngeschehens ist Autopoiesis par excellence“ (Luhmann 1987: 101)

Diese autopoietische Konzeption von Sinn lässt den *Realitätsunterbau* schnell vergessen. Die Theorie der Selbstreferentialität der Sinnbestimmung positioniert das Problem des Nicht-Sinns an den Rändern der Systemtheorie. In verschiedenen Formen taucht es dort dennoch immer wieder auf: als Zeichenverwirrung, als Annahme eines Realitätsunterbaus oder als blinder Fleck. (vgl. dazu auch Luhmann 1987: 97) In neueren Schriften Luhmanns ab den 1990er Jahren verschwindet die Unterstellung des Realitätsunterbaus (aufgrund konsequenterer konstruktivistischer Durcharbeitung) und Spencer Browns Annahme eines unmarked state tritt an ihre Stelle. (vgl. dazu Göbel 2000: 207ff.) Eine Rekonstruktion des Versuchs der systemtheoretischen Positionierung dieses unmarked states, kann uns deutlich machen, inwiefern sich die Systemtheorie mit ihrem Postulat der horizontalen Geschlossenheit von Sinnsystemen in unauflösbare Widersprüche verrennt.

In die *Kunst der Gesellschaft* versucht Luhmann beobachtungstheoretische Klarheit zu erzeugen, indem er zwischen den Begriffen ‚unmarked state‘ und ‚unmarked space‘ eine strikte Grenze zu ziehen versucht. Der ‚unmarked state‘ wird als Welt der Differenzproduktion vorausgesetzt und ist selbst qua Unterscheidungssetzung nicht erreichbar, der ‚unmarked space‘ dagegen fungiert als die unmarkierte Seite einer die Welt verletzenden Unterscheidung (Luhmann 1997: 51f.). Um den systematischen Nutzen dieser Unterscheidung zu rekonstruieren, wollen wir im folgenden Abschnitt genauer auf die Frage eingehen, wie in Luhmanns Sinnkonzept der Verhältnis von Geschlossenheit zur Offenheit von Sinnprozessen zu denken ist, und sodann vor diesem Hintergrund auf die beobachtungstheoretische Unterscheidung von ‚unmarked state‘ und ‚unmarked space‘

zurückkommen. Die Frage, die Luhmann nur unter der Mitführung nicht auflösbarer Widersprüche beantworten kann ist, was eigentlich *vor* der Grenzziehung sein soll bzw. wie das Zustandekommen des Grenzziehungsprozesses selbst thematisiert werden kann? Diese Fragen betrifft sodann die begriffliche Bestimmbarkeit des ‚Systems‘ selbst.

Auf der operativen Ebene der basalen Elementerzeugungs- und Verknüpfungsprozesse wird in eben diesem Prozess *Geschlossenheit* zugleich für die Sinnselektion benötigt, als auch immer wieder aufs Neue erzeugt, eben durch den Prozess selbst. Obwohl eine Information der Umwelt zugerechnet wird, sind es die systeminternen Strukturen, welche die Irritation (die tatsächlich der Umwelt zuzuordnen ist) zur Information wandeln (vgl. dazu Luhmann 1987: 377ff.). Informativ ist ein Ereignis immer nur für das System. (vgl. zum Begriff der ‚Information‘, Luhmann 1987: 102ff.) Die Erzeugung eines Systemelementes ist also nur selbstreferenziell möglich. Aber genau dieses Verhältnis, das zwischen Irritation (zum Begriff der ‚Irritation‘, vgl. z.B. Luhmann 1999a: 118f.) und Information besteht, sorgt für systemtheorieimmanente Paradoxien, welche nicht einfach entfaltet werden können. Dies ist ja zunächst an und für sich nicht weiter tragisch, doch wenn diese Widersprüchlichkeiten begrifflich- konzeptuelle Postulate betreffen, die dann nebeneinander weiter verwendet werden und auf denen die konstitutionstheoretische Architektur der Systemtheorie aufbaut, muss man den Blick näher auf diesen Missstand richten, und nach Möglichkeiten gesucht werden, wie man es besser machen kann.

### **4.3 Das Innen/Außen- Verhältnis als nichtentfaltbare Paradoxie**

Die folgenden Überlegungen sollen zeigen, inwiefern es Niklas Luhmann versucht, das Innen/Außen- Verhältnis der System-Umwelt -Beziehung anhand der Begriffe von ‚Irritation‘ und ‚Information‘ plausibel zu machen. Meine These dabei ist, dass das Verhältnis, das zwischen Irritation und Information besteht, mit anderen systemtheoretischen Begriffen kollidiert und dabei für theorieimmanente Paradoxien sorgt, die nicht entfaltet werden können – und deshalb zur Blockierung kreativer Theoriebildungsprozesse führen.

Diese im Folgenden zu rekonstruierenden Theorieteile bringen theoretische Schwierigkeiten zum Vorschein, deren Lösung als Voraussetzung einer konsistenten System/Umwelt-Begrifflichkeit gelten können. Diese theoretischen Probleme müssen in der Folge dann an das Konzept der ‚strukturellen Kopplung‘ delegiert werden. Eine Rekonstruktion dieses Begriffes wird im Anschluss zeigen müssen, ob es der Systemtheorie gelingt die theoretischen Widersprüche bzgl. der System/Umwelt – Differenz lösen zu können.

„Strukturelle Kopplung“ fungiert als Bedingung der Möglichkeit der Konstitution von autopoietischen Systemen. Zunächst dient der Begriff als Postulat dafür, dass Systeme die sich evolutiv ‚durchgesetzt‘ haben, *immer schon* an die Umwelt angepasst sind.

„Strukturelle Kopplungen übersetzen *analoge* Verhältnisse in *digitale*. System und Umwelt existieren kontinuierlich- gleichzeitig, wie die Zeit ‚fließt‘, und operieren insofern analog. Daraus ergibt sich für das System aber die Bifurkation von (unbemerkt) Ermöglichung und Irritation. Das System ist dank struktureller Kopplungen immer schon angepasst, sonst könnte es nicht operieren. Kommunikation kann sich insofern auf das Vorhandensein von Bewusstsein verlassen. Aber das schließt gelegentliche bis häufige, überraschende bis reguläre Irritationen nicht aus, sondern ein. Und Irritationen erscheinen im System fallweise, also digital.“ (Luhmann 1990: 39f., kursiv N.L.)

Wie dieses Zitat zeigt, hängt es von der Frage ab, ob es der Systemtheorie gelingt, das Konzept der ‚strukturellen Kopplung‘ als vorgängige Garantie des Zusammenhangs von System und Umwelt konsistent zu denken, um darauf aufbauend die System/Umweltbeziehung als (digitalen) Irritationszusammenhang beschreiben zu können. Das Konzept der ‚selbstreferentiellen Geschlossenheit‘ der Systemkonstitution muss mit dem Begriff der ‚strukturellen Kopplung‘ konsistent in den Theorieapparat eingebettet sein, um theoretisch die Offenheit von Systemen als Offenheit für von außen induzierte Irritationen konzipieren zu können. Indem wir die Implikate dieses Zusammenhangs und die systemtheorieimmanente Lösung nun genauer betrachten, werden wir feststellen, dass die Beantwortung dieser Frage nur unter der Mitführung solcher Widersprüchlichkeiten gelingt, die die systemtheoretische Konzeption der Konstitution von Systemen im Allgemeinen in Frage stellt.

Systemtheoretisch lässt sich zwar postulieren, dass in jedem Moment der Sinnselektion Selbstreferenz und Fremdreferenz gleichzeitig prozessiert werden, indem immer auf Möglichkeiten nach innen als auch nach außen *verwiesen* wird. Das Konzept der *Fremdreferenz* als Bezugnahme kann aber nicht eine *tatsächlich* von außen induzierte Irritation verständlich machen. Denn der hier verwendete Begriff der Fremdreferenz ist selbst stets selbstreferenziell konstituiert. Die Umwelt kann für das System immer nur als im Modus der Selbstreferenz konstituierte Umwelt bearbeitet werden. Nur in diesem Sinne fungiert Sinn als Form, die Geschlossenheit und Offenheit zugleich bewältigen kann. Hier bezieht sich die Offenheit nach außen immer auf ein Verweisen von innen. *Tatsächliche* Fremdeinwirkungen bzw. *die Tatsächlichkeit* derselben können mit diesem Modell nicht erklärt werden – so meine vorläufige These.<sup>13</sup>

---

<sup>13</sup> Arlena Jung vertritt in ihrer Dissertation eine ähnliche Kritiklinie der systemtheoretischen Konstitutionstheorie (vgl. dazu Jung 2009: 153ff.).

Dennoch operiert die Systemtheorie mit einem *qualitativen* Umweltbegriff (siehe dazu auch Kap.8), um das Innen/Außen- Verhältnis zu beschreiben. Denn als Voraussetzung von Irritierbarkeit bedarf es

„[...] eine[r] strukturelle[n] Kopplung von System und Umwelt im Sinne einer Form, deren Innenseite Irritationen erleichtert und deren Außenseite sie ausschließt. [...] Das setzt auf der Seite der Umwelt Diskontinuitäten voraus, die ihrerseits auf autopoietischen Systembildungen beruhen können, aber auch anders, zum Beispiel physikalisch, fundiert sein können.“ (Luhmann 1990: 40)

Um also ‚Irritationen‘ von außen sodann als wirksam im System postulieren zu können, verwendet die Systemtheorie einen Begriff der ‚Umwelt‘, deren Tatsächlichkeit als Existenzbedingung für das selbstreferenzielle Operieren der Systeme vorausgesetzt werden muss. In diesem Sinne können wir die zu Beginn dieses Abschnittes genannte Frage näher spezifizieren: Lässt sich selbstreferenzielle Sinnkonstitution mit dem Konzept einer wirksamen Tatsächlichkeit einer externen Umwelt in Einklang bringen?

Die Voraussetzung dafür, dass von außen induzierte Relevanzen im System verarbeitet werden können, ist nun aber eine bereits *im* jeweiligen Systemen etablierte Erwartungsstruktur, die Irritationen für das System überhaupt erst bearbeitbar und damit wirksam werden lassen.<sup>14</sup>

„Alle autopoietischen Systeme sind selbstregulative Systeme. Sie sind, wie Heinz von Foerster sagt, laufend mit dem Errechnen von Regelmäßigkeiten beschäftigt. Das kann nur aus Anlass von Irritationen geschehen, die sich *an bereits regulierten* Erwartungen als Störung, Enttäuschung usw. abzeichnen [...]. Dabei kommt es nicht auf die (für einen Beobachter ‚objektiven‘) Diskrepanzen zwischen System und Umwelt an, sondern nur auf das, was im System registriert und in die Form einer Irritation gebracht werden kann.“ (Luhmann 1990: 138, kursiv M.G.)

Plausibel gemacht werden muss also, wie es gedacht werden kann, dass Erwartungsstrukturen als Möglichkeitsbedingungen der Sinnselektion immer schon vorhanden sein können, wenn von außen kommende Irritationen als solche sichtbar und somit seligierbar gemacht werden müssen. Die Paradoxie der gleichzeitigen Koinzidenz von Offenheit und Geschlossenheit versucht Luhmann durch die Maxime zu entparadoxieren, dass Offenheit eben *durch* Geschlossenheit erst ermöglicht wird. (vgl. dazu Luhmann 1987: 28ff., 36f.) Analog und in Verbindung mit dem Sinnbegriff kann Offenheit dabei für das System nur als *interne* horizontale Offenheit begriffen werden. (vgl. dazu die Ausführungen in Kap. 2) Die Unendlichkeit der Möglichkeiten wird intern produziert. Bezieht man die Eigenschaften des Sinnbegriffes auf das Konzept der operationalen Geschlossenheit, so liegt die

---

<sup>14</sup> Zu der Aufeinanderbezogenheit der Ebenen von Operativität und Struktur und einer Lesart der Systemtheorie, die es erlaubt, den in diesem Kapitel entfaltenen Abrutschgefahren zu entgehen, siehe Kap. 8.

Schlussfolgerung nahe, dass das aktuell jeweils Nichtausgewählte immer ein Nichtausgewähltes nur im Bezug auf den internen Selektionsprozess sein kann.<sup>15</sup>

Um nun aber einen Umweltbegriff beibehalten zu können, der Qualitäten besitzt, an die interne Prozesse gekoppelt werden können, ist die Systemtheorie darauf angewiesen, neben der internen Offenheit eine nach außen gerichtete Offenheit postulieren zu müssen. Denn es müssen aus der Umwelt des Systems kommende Irritationen als tatsächlich Gegebenes vorausgesetzt werden, indem diese als Initiation für die Transformation eines Ereignisses in ein Element fungieren müssen. Indem Luhmann immer wieder hartnäckig das *gleichzeitige* Vorkommen der Geschlossenheit der Systeme und der unendlichen Offenheit der Welt betont (vgl. z.B. Luhmann 1987: 96), muss das für die Konstitution von Systemen und Systemzusammenhängen entscheidende Konzept der ‚strukturellen Kopplung‘ also eine doppelte Konditioniertheit der Systemreproduktion postulieren: Aktueller Sinn erscheint nun als von einem *tatsächlich gegebenen Außen* irritierte selbstreferenzielle Leistung eines Systems.

Ein *zeitliches Paradox* würde aber dann entstehen, wenn sich die System/Umwelt – Grenze im Modus der Gleichzeitigkeit von System und Umwelt konstituieren würde, diese Grenze aber gleichzeitig schon vorausgesetzt sein müsste, um ein Ereignis aus der Umwelt als Systemelement *selektieren* zu können. Kann dieser Widerspruch systemtheoretisch aufgelöst werden? Oder sind es die systemtheorieimmanenten Grundbegrifflichkeiten selbst, die dieses Paradox erzeugen, und gegebenenfalls modifiziert werden müssen? Kann man von der Gleichzeitigkeit der Konstitution von System und Umwelt ausgehen, wenn diese Differenz selbst schon erforderlich ist, um Aktualität selektieren und damit die funktionalen Äquivalente (Möglichkeiten) zu negieren und als Potentialität appäsentieren zu können? Gibt es logische Widersprüche, die aufkommen, wenn man von der gleichzeitigen Konstitution von System und Umwelt ausgeht? Was bringt diesen Prozess in Gang, wenn die System-Umwelt-Grenze nicht von Anfang an gegeben ist?

Die Antworten dieser Fragestellungen können auf dem Weg der Suche eines Begriffes, der einen Außenbereich der Systeme beschreiben kann, der dieses Außen nicht als bloß interne Konstruktion darzulegen imstande ist, gefunden werden. Dieser Begriff muss einem Außen die Qualität zurechnen können, schon vor der Systembildung ‚da‘ zu sein und die Disposition zu besitzen, aus sich heraus Systeme emergieren zu lassen. Dies scheint gegen die von

---

<sup>15</sup> Siehe in Kap. 8, wie man dieser strengen, aber dennoch, nimmt man den radikalen Konstruktivismus der Systemtheorie ernst, konsequenten Lesart-, mithilfe einer Interpretation und Modifikation der Systemtheorie, den daraus folgenden problematischen Konsequenzen entgehen kann.

Luhmann selbst formulierte Intention zu sein. Denn wenn er schreibt, dass in der Sprache der Systemtheorie

„[...] *Tatsachen* die Außenwelt, *gesehen von innen*, repräsentieren; dass sie die Ergebnisse der Irritation des Systems fixieren, die auf Grund einer strukturellen Kopplung des Systems mit seiner Umwelt anfallen; oder auch: dass der Begriff *Tatsache* die strukturelle Kopplung des Wissenschaftssystems mit seiner Umwelt im System repräsentiert, so dass das System mit Hilfe dieses Begriffes für Zwecke interner Kommunikation davon ausgehen kann, dass es sich nach den Gegebenheiten seiner Umwelt richte, und dabei vergessen kann, dass dies nur dank der selbstreferentiellen Geschlossenheit des Netzwerkes der eigenen Operationen möglich ist. Und es kann dies vergessen [...], weil dies ohnehin nicht zu ändern ist.“ (Luhmann 1990: 288; diskursiv M.G.)

dann wird deutlich, dass der systemtheoretische *Tatsachen*-begriff nicht auf die qualitativen Modalitäten einer von den Systemen vorgängigen ‚Welt‘ zielt, sondern dass „*Tatsachen*“ immer als systeminternes Konstrukt fungieren, die die Funktion einer Realitätsillusion übernehmen. Die Schwierigkeit einen *Tatsachen*-begriff zu entwickeln, der den Systemen vorgängig ist, zeigt sich an der problematischen Ambivalenz der Begriffsbestimmung des *Autopoiesis*-begriffes. Nämlich darin, dass ‚*Autopoiesis*‘ als Ergebnis von sozialer Evolution im Prozess funktionaler Differenzierung entstanden sein soll, zugleich aber als deren Voraussetzung schon gegeben sein muss. Luhmann selbst formuliert diese Paradoxie: „Die *Autopoiesis* des Systems setzt voraus, dass sie immer schon in Gang ist.“ (Luhmann 1990: 595).

Diese Aussage bestätigt zwar den paradoxalen Gestus der Systemtheorie, wenn man aber die gesellschaftstheoretische Intention der Theorie ernst nehmen möchte, treten Problemen auf, diese Aussage mit den evolutionstheoretischen Beobachtungen Luhmanns zu vereinbaren. Wie soll sich ein autopoietisches System in diachroner Hinsicht zu einem solchen evolvieren? *Autopoiesis* ist ja immer radikale *Autopoiesis*. Bewusstsein ist immer nur Bewusstsein und Kommunikation ist stets nur Kommunikation. Die Grenzen sind eindeutig und es gibt keine ‚verschmutzten Ränder‘. Existenz oder Nicht- Existenz. *Tertium non datur*. „Entweder Kommunikation findet statt oder nicht. Der Begriff verlangt diese kompromisslose Härte.“ (Luhmann 1999a: 440).

An dieser Theoriestelle kommt es zu Problemen, die die Zirkularität von konstitutionstheoretischen, erkenntnistheoretischen und evolutionstheoretischen Fragen betreffen. Die Radikalität der Systembegrifflichkeit lässt sich gleichermaßen auf die synchrone, wie auf die diachrone Undurchlässigkeit der autopoietischen Grenzbildungsprozesse beziehen. Das System hat keinen Zugriff auf das Jenseits des Systems: weder auf das synchrone Außen noch auf seinen eigenen diachronen Anfang. Das, was außerhalb der *Autopoiesis* geschieht ist für das System nichts weiter als ein Rauschen. Bzgl. des zeitlichen Problems des Anfangs des Systems, besteht die Luhmannsche Lösung

dann einfach darin, dass der eigene Beginn vom System zwar thematisiert werde, wobei dieser Rückgriff allerdings kein Garant für Treffsicherheit, in dem Sinne sei, dass das System den tatsächlichen Anfang seiner eigenen Autopoiesis realitätsgetreu rekonstruieren könne. (vgl. dazu die Ausführungen in Kap. 2) Die Anfangssemantiken haben vielmehr die Funktion einer notwendig simplifizierenden Identifikation des eigenen ‚Selbstseins‘. Luhmann geht davon aus, dass es sich bei solchen rückschlüssigen Operationen stets um irrtumsbelastete Deutungen der eigenen Vergangenheit handele (vgl. Luhmann 1999a: 443ff.) (zu dem Problem und den daraus entstehen Schwierigkeiten der begrifflichen Fassung einer Konstitutionstheorie, bei der der systemtheoretische Beobachter selbst unter den Beobachtungsbedingungen der autopoetischen Schließung seine Aussagen trifft, siehe Kap. 2 und Kap. 8).

An dieser Stelle wird die Unterscheidung von Selbstreferenz/Fremdreferenz und System/Umwelt wieder relevant. Denn, da das System seinen eigenen Anfang anhand der intern konstruierten Selbstreferenz/Fremdreferenz – Differenz rekonstruieren kann, aber diesen eigenen Anfang dabei aufgrund des nachträglich konstruktiven Charakters dieser Erzählungen notwendig ‚mythisch‘ verfehlt, ist die Selbstreferenz/Fremdreferenz – Unterscheidung nicht mit der Unterscheidung von System und Umwelt gleichzusetzen. (vgl. dazu auch Koschorke 1999) Nun schreibt Luhmann aber der Systemtheorie die evolutionstheoretische Kompetenz zu, von eben diesen Anfängen erzählen zu können, indem sie von Übergängen (Sprüngen) von verschiedenen Gesellschaftsformationen bzw. – differenzierungsmustern zu berichten weiß. Die funktional differenzierte Gesellschaft geht zum Beispiel aus der stratifikatorisch differenzierten hervor. (vgl. dazu Luhmann 1999a) Nun stellt sich hier aber die Frage, ob sich die Systemtheorie mit ihrer theoretischen Prämisse der Autopoiesis nicht schon für eine solche Beobachtung über ihre eigenen Grenzen hinweg disqualifiziert. (vgl. dazu auch Koschorke 1999) Wie kann sie ihre eigene selbstreferentiell gebildete Grenze überwinden, wenn sie selbst von der Tatsächlichkeit (Sachhaltigkeit) solcher Differenzierungsgeschichten erzählt. Wie kommt sie überhaupt zuallererst zu einem ‚Begriff‘ der tatsächlich existierenden Differenz von intern und extern?

Die logischen Probleme, die entstehen, wenn die Systemtheorie solche Erzählungen anfertigt, hat dann auf theoretischer Ebene der Begriff der ‚strukturellen Kopplung‘ zu kompensieren. Theoretische Voraussetzung für die Denkbarkeit von System/Umwelt- Grenzen ist nämlich, dass trotz der scharfen System/Umwelt- Differenz das System nicht unabhängig von einer tatsächlich gegebenen diachronen und synchronen Umwelt konzipiert werden kann. Mit der Selbstreferenz/Fremdreferenz – Unterscheidung allein lässt sich dieses Problem begrifflich

nicht lösen, da das System seinen Bezug nach außen rein durch Fremdreferenz produzieren kann, der aber selbst in den selbstreferenziellen Reproduktionsprozessen erzeugt wird. In diesen Modus kann keine Bezugnahme auf ein tatsächliches Außen stattfinden. Wenn wir diese paradoxe Lage auf die konstitutionstheoretischen Begrifflichkeiten der Systemtheorie beziehen, ergeben sich folgende Fragen:

Was kann vom System negiert und appräsentiert werden, wenn Sinn noch nicht systemisch selbstreferenziell erzeugt ist? Muss die Systemtheorie hier eine Vorgängigkeit der System/Umwelt- Grenze postulieren, deren Erzeugung man eigentlich nur im Modus der Gleichzeitigkeit denken kann? Muss die Systemtheorie evtl. aufgrund dieser zeitlichen Paradoxie der Sinnselektion selbst einen *Boden* des Sinns postulieren, der die Beschränkung des Sinnkonzeptes als rein horizontales aufheben würde?

Aufgrund der differenzlogischen Konzeption allen Sinngeschehens, erlangt aktueller Sinn seinen konkreten Inhalt im Prozess der Differenzsetzung zu nicht aktualisiertem Sinn. Der Nicht- aktualisierte Sinn ist so zum einen notwendig für die *Bestimmung* des aktuellen Sinns als auch für die *Konditionierung* der Fortsetzung der Sinnreproduktion. Bestimmtheit erlangt ein Sinnelement so durch die Differenzierung in einem rein *horizontalen* Sinnzusammenhang. (vgl. Luhmann 1987, 93ff., und siehe die Ausführungen in Kap. 2 und Kap. 8)

Die Abgrenzung von nicht- aktualisierten Sinn als auch die inhaltliche Bestimmung (d.i. unterscheidende Bezeichnung) des sich verwirklichenden Sinns, sind Operationen, die im Prozess der Sinngenesse gleichzeitig stattfinden müssen, um die oben geschilderte temporale Paradoxie zu vermeiden. Aber von welchen gegebenen Möglichkeiten soll die Negation negieren, wenn der aktualisierte Sinn gleichzeitig erzeugt wird. (vgl. zum Problem der Negation bei der Sinnbestimmung Luhmann 1971, und Jung 2009: 159ff.) Der Prozess des Negierens erfordert identitäre Bestimmungen. ‚Negation‘ kann in diesem Sinne nicht mehr der Ebene der primären Sinnkonstitution zugerechnet werden, sondern müsste als nachträglich reflexiver Modus verstanden werden. In weiteren Schritten *könnte* das kondensierte Negat dann als Semantik konstitutiv wirksam werden.<sup>16</sup> Die primäre Form der Konstitution von Systemen qua Selektionszwang aufgrund der durch die im Modus der Gleichzeitigkeit erzeugte Differenz zwischen Aktualität und Potentialität, welche die Form der Kontinuität des Systemreproduktionsprozesses ist, gerät mit dem eigentümlichen Verhältnis von primärer und sekundärer (nachträglicher) Sinnkonstitution aber ins Wanken. Die primäre Sinnkonstitution verläuft radikal operativ. Beobachtungslogisch formuliert bedeutet dies, dass gleichzeitig die eine Seite der Unterscheidung bezeichnet wird, während die andere unmarkiert bleibt (vgl.

---

<sup>16</sup> Zur konstitutiven Funktion von Semantiken siehe Kap. 2.

Luhmann 1990: 68ff.). In diesem sich kontinuierlich fortsetzenden Unterscheidungsprozess erst generiert sich die *Grenze* zwischen bezeichneten (aktuellen) Sinn und unbezeichneten (potentiellen) Sinn stets neu von Zeitpunkt zu Zeitpunkt. Dies ist die Form der Operation von Unterscheidungen, die systemtheoretisch als Erzeugung der System/Umwelt – Grenze die *Selektionsbedingung* der Konstitution des Sozialen selbst darstellt. Der im Moment nicht gewählte Sinn ist gleichzeitig mit der Bezeichnung konstitutiv wirksam. Konkret heißt dies, dass Inhalt – im Sinne einer bezeichnenden Unterscheidung - stets durch Differenzsetzung erzeugt wird.

Zeitlich gesehen folgt die Reproduktion des Systems erst mit dem Übergang, der Grenzüberschreitung von der einen zur anderen Seite – erst dann kann sich die Kommunikation als Element generieren, indem Ego die Kommunikationsofferte von Alter als mitgeteilte Information versteht – ein Wechsel von der bezeichneten Aktualität zur unbezeichneten (aber appäsentierten) Konditionalität. Unterscheidungslogisch ist somit eine Umpolung im System notwendig, um den Prozess erklären zu können. An dieser Stelle hilft es weiter sich den Unterschied zwischen internen potentiellen Sinn und externer Umwelt zu veranschaulichen. Dazu muss die Kopplung der Konzepte der nach innen gerichteten ‚Offenheit‘ und dem der ‚radikalen‘ - in Bezug auf ein Außen - gerichteten ‚operativen Geschlossenheit‘ stärker beleuchtet werden.

Das im System erzeugte fremdreferenzielle Außen des Systems kann nicht die Funktion übernehmen, einen *qualitativen* Außenbereich des Systems zu kennzeichnen. Auch beobachtungslogisch lässt sich diese theoretische Schwierigkeit nicht auflösen: Denn dieser tatsächlich vorhandene, qualitative Außenbereich kann mit der beobachtungstheoretischen Anlage (vgl. dazu Luhmann 1990: 68ff.) der Systemtheorie nicht konsistent als ‚unmarked state‘ verstanden werden, da die Umgebung in ihrer Faktizität selbst niemals (weder sachlich, noch zeitlich, noch sozial) repräsentiert werden kann – der ‚unmarked state‘ aber von einem Beobachter 2. Ordnung prinzipiell inhaltlich bezeichnet werden kann. Indem nur der ‚unmarked space‘ prinzipiell durch ein Überschreiten der Grenze erreichbar ist, kann nur die durch diesen gekennzeichnete interne Offenheit als Offenheit des Systems verstanden werden. Das Außen, das nur in Form von Irritationen und nicht in der Form von Informationen relevant werden kann, ist in diesem Sinne nicht die unmarkierte Seite der Differenz, sondern es ist das (eingeschlossene) *ausgeschlossene Dritte* der Differenz selbst – in der beobachtungstheoretischen Terminologie der ‚unmarked state‘. Dieser muss in diesem Sinne als konstitutiv wirksam postuliert werden, indem er den Differenzierungsprozess als latente Paradoxie ständig antreibt. Dieses ausgeschlossene Dritte ist also in dem Sinne immer auch

eingeschlossen, indem es als von außen kommende Irritation konstitutiv wirksam wird. Meine These lautet nun, dass jenseits des Systems nicht der ‚unmarked state‘ (die Einheit einer aktuellen *intern* produzierten Unterscheidung als der blinde Fleck einer Beobachtungsoperation) sein kann, sondern jenseits ist die *tatsächliche* Einheit der Differenz selbst – im allgemeinen die Weltkomplexität. Die Unerreichbarkeit der Einheit ist nun die Paradoxie, welche die Konstitution des Systems zum Laufen bringt. Bei diesem Prozess muss nun die Gleichzeitigkeit von Innen und Außen *und* von Aktualität und Potentialität angenommen werden. Die Einheit dieses Prozesses wird mit dem Welt/Sinn-Ausdifferenzierungsprozess bezeichnet (vgl. dazu Kap. 8). ‚Sinn‘ selbst – als ‚Möglichkeitenüberschussproblematik‘ - ist dabei weder erreichbar, noch hintergebar. Dies führt zu der logischen Notwendigkeit die primordiale Einheitsparadoxie temporal (notwendig nicht erkennend) zu entfalten. Indem im Prozess ständig Grenzüberschreitungen zwischen markiertem und unmarkiertem Sinn stattfinden, wird die Paradoxie der Einheit zeitlich prozessiert und zugleich für den aktuellen Sinn invisibilisiert (vgl. dazu Luhmann 1990: 172ff., 189, 312). Beide Seiten einer Unterscheidung müssen als Beobachtungs- und Systemoperationen als eine sinnhafte Unterscheidung auf der Innenseite des Systems gedacht werden. Die andere Seite der bezeichneten Unterscheidung appräsentiert als Horizont *die Struktur des Systems* und steht mit dem aktualisierten Sinn in *unmittelbarer* Beziehung.

Ein zeitliches Paradox entsteht bei der Frage, wie das System selektieren kann, wenn es die Einheit seiner selbst im Modus primärer Autopoiesis nicht habhaft werden kann. Die Luhmannsche Lösung über ein Re-entry der Ausgangsunterscheidungen jedenfalls kann das *zeitliche Paradox der primären Autopoiesis* nicht lösen.<sup>17</sup> Die Unterscheidung System/Umwelt, die von Anfang an das Konstituens des Systems war, wird nachträglich wieder in das System eingeführt. Dies aber ist keine Lösung für das theoretische Problem des zeitlichen Paradoxes, denn das zeitliche Paradox der *primären* Autopoiesis besteht eben genau darin, dass die System/Umwelt – Differenz erst nachträglich als Re- entry in das System eingeführt werden kann, die Einheit der Differenz für die Selektion aber schon zuvor als notwendig betrachtet werden muss. Wenn das Oszillieren zwischen beiden Seiten die Konstitution des Systems selbst ist, dann müssen beide Seiten gleichzeitig gegeben sein, sobald der Prozess in Gang kommen kann. Die Frage ist also, in welcher Form die Unterscheidung von System/Umwelt hier schon ‚gegeben‘ sein kann? Auf dieser Ebene hat

---

<sup>17</sup> Wie ein Re-entry, das nicht auf die System/Umwelt- Unterscheidung als Ausgangsunterscheidung referiert, sondern auf die Differenz von Welt/Sinn, die Paradoxie dann doch entfalten kann, siehe Kap. 8.

die Systemkonstitution jedenfalls noch kein explizites Wissen oder eine Semantik zur Verfügung, die sich ja erst mit dem Re- entry kondensieren und entfalten können.

Denn das explizite Wissen etabliert sich nachträglich gegenüber einer primären strukturellen Kopplung von System und Umwelt:

„[...]Strukturelle Kopplungen produzieren in den Systemen, die sie koppeln, Irritationen – wir können auch sagen: Überraschungen, Enttäuschungen, Störungen. Das sind ‚Zwischenformen‘, die noch nicht eigentlich Wissen sind, sondern nur Anlass geben, Wissen zu fixieren [...]. Wissen entsteht erst dadurch, dass das System auf Irritationen reagiert, indem es die vorhandenen Ressourcen rekursiv aktiviert, um dem Problem die Form ‚Wissen‘ zu geben. Überraschungen lösen Zurechnungsprozesse aus, und nicht umgekehrt (wie es in der wissenschaftlichen Methodologie erscheinen mag) Zurechnungen Überraschungen. Langfristig gesehen wirkt sich dann die strukturelle Kopplung sehr wohl auf die Strukturentwicklung des Systems aus. Wissen entsteht keineswegs auf Grund einer rein intern erzeugten Imagination. Strukturelle Kopplungen kanalisieren das, was auf dem Bildschirm des Systems als Irritation (oder dann im speziell wissenschaftlichen Sinn: als Problem) erscheint. Das macht es wahrscheinlich, dass das System auf Grund von vorsortierten Irritationen Eigenkomplexität aufbaut.“ (Luhmann 1990: 165)

Die Frage bleibt also bestehen: Wie kann die System/Umwelt – Beziehung gedacht werden, wenn noch keine Strukturen zur Verfügung stehen, welche systemische Selektion von Sinn leisten können, da diese erst im Prozess der Autopoiesis des Systems entstehen können?

Diese soeben durchgeführten Ausführungen zu den zeitlichen Paradoxien des Sinns bzgl. der Konstitution von Systemen sind nicht lediglich Paradoxien sozialer Systeme, die *in* der Wirklichkeit und *mit* ihrer Wirklichkeit aufgelöst werden können, sondern es handelt sich um theoriebautechnische, begrifflich- logische Probleme. Diese betreffen die Frage, wie die Konzepte der ‚internen‘ und ‚externen‘ Offenheit und das Konzept der ‚operativen Geschlossenheit‘ gemeinsam gedacht werden können, in einer Weise, die eine Beschreibung der Operativität von Systemen nicht an den theoriearchitektonischen Paradoxien kollabieren lässt. Aber wenn theoriebautechnische Probleme nachgewiesen werden können, verweist dies zugleich auf inhaltliche Probleme der Konstitutionstheorie:

Wie kann die selbstreferenzielle Geschlossenheit der Systemkonstitution unterbrochen werden, um für die Verarbeitung von außen kommender Irritationen *offen* zu sein?

Ist mit dem Konzept der ‚strukturellen Kopplung‘ eine Lösung dieses Problems zu erwarten?

In der Anwendung dieses Konzeptes scheint Luhmann darauf angewiesen zu sein, neben der *tatsächlichen* internen Offenheit auch eine *tatsächliche* nach außen gerichtete Offenheit postulieren zu müssen. Indem Irritationen aus der Umwelt als Gegebenheit für das System vorausgesetzt werden müssen, weil diese als Initiationen für die Transformation eines Ereignisses in ein Element fungieren, scheint es eine externe Dimension zu geben, welche die *Konstitution* des Systems mit *konditioniert*. Wie also ist das Konzept der ‚strukturellen Kopplung‘ mit dem Konzept der ‚operativen Geschlossenheit‘ vereinbar? Diese Frage ist eng an die erkenntnistheoretische Frage gekoppelt, wie aus einem selbstreferentiellen

theoretischen Zusammenhang heraus die Differenz von intern/extern postuliert werden kann, wenn dabei die Externität als tatsächliche verstanden werden soll.

Zwar betont Luhmann immer wieder die Koinzidenz der Geschlossenheit der Systeme und der unendlichen Offenheit der Welt. (vgl. Luhmann 1987: 96). ‚Die Welt‘ ist aber *für* das System stets eine selbstreferentiellen Konstitutionsleitung.<sup>18</sup> Sie ist die selbstreferentielle Verweisstruktur zum einen auf sich selbst, als potentiell wiederholbares Element (das durch die Wiederholung dann selbstverständlich nicht mehr *dieses* Element sein kann), und zum anderen auf die aktuell nicht selektierten, aber appräsentierten Möglichkeiten.

‚Sinn‘ wird systemtheoretisch als unnegierbare Kategorie behandelt. Die sinnhaften Verweisungen können nicht auf Nicht- sinnhaftes referieren. So ist Sinn ein zirkulär geschlossener Prozess.

„Sinn ist also eine Form, die auf beiden Seiten eine Copie ihrer selbst in sich selbst enthält. Das führt zur Symmetrisierung des zunächst asymmetrisch gegebenen Unterschieds von aktuell und möglich, und folglich erscheint Sinn als weltweit überall dasselbe [...]“ (Luhmann 1999a: 50)

Die Denkfigur der Symmetrisierung vorgängiger Asymmetrien soll das Koexistieren und den Zusammenhang von operativ geschlossenen Systemen plausibel machen. Der Prozess des gesamten Sinngeschehens bzw. die Einheit desselben erscheint Luhmann deshalb folgerichtig als Letzthorizont des Sinns, als Welt schlechthin. Die Einheit des Sinns und der Welt sind demnach differenzlogisch nicht weiter dekomponierbar. Dem Sinn/Welt – Konstitutionszusammenhang kann nichts vorausgehen.<sup>19</sup> Dies ist auch eine Folge der Abstraktion vom phänomenologischen extramundanen Subjekt. „Sinnerfahrung“ ist nach Luhmann nichts anderes als „Selbstbeschreibung der Welt in der Welt“ (Luhmann 1987: 105). Diese konsequente Immanenz selbst ‚macht den Sack zu‘. Die ‚letztgültige Form‘ einer Unterscheidung kann dabei nur die Differenz von Sinn und Welt sein. Der Begriff ‚Welt‘ kann dann aber nicht mehr weiter differenziert werden, sondern er bezeichnet die Einheit aller sinnhaften Verweisungsmöglichkeiten.

„Das heißt vor allem: dass der Welthorizont jeder Differenz ihre eigene Einheit als Differenz garantiert. Damit hebt er auch die Differenzen aller Einzelsystemperspektiven auf, indem für jedes System die Welt die Einheit der eigenen Differenz von System und Umwelt ist.“ (Luhmann 1987: 106)

---

<sup>18</sup> Wie man diesem Zirkel entkommen kann, und den Welt/Sinn- Zusammenhang als tatsächlich für die Systemkonstitution wirksam konzipieren kann, siehe Kap. 8.

<sup>19</sup> Aufbauend auf dieser Erkenntnis entwickle ich in Kap. 8 einen gangbaren Weg die systemtheoretische Konstitutionstheorie mit (neo)pragmatistischen Konzepten zu verknüpfen.

Kann diese begriffliche Unterscheidung von Welt und Sinn die Lösung der zeitlichen Paradoxie der Autopoiesis erklären? Und können die Konzepte der ‚strukturellen Kopplung‘ und der ‚operationalen Geschlossenheit‘ dann auf dieser Ebene konsistent gedacht werden?<sup>20</sup>

Um diese Fragen adäquat beantworten zu können, müssen wir einen längeren Weg gehen. Zunächst zurück zu den konstitutionstheoretischen Problemen der Systemtheorie. Wir wollen den Informationsbegriff als Verbindungsglied von äußerer und innerer Komplexität betrachten. Wie können die Konzepte der ‚internen Offenheit‘ und der ‚operativen Geschlossenheit‘ im Theorem der ‚strukturellen Kopplung‘ münden, wenn ‚Sinn‘ als radikal zeitlich gegebene Einheit der Differenz von Aktualität und Möglichkeit begriffen wird?

Wie gesehen, benötigt die interne Fortsetzung von außen kommende Ereignisse. Der je aktuelle Sinn konstituiert sich in selbstreferentieller Bezugnahme auf den internen Verweisungshorizont durch ständige Irritationen neu. Da aber die Irritation selbst nicht im Modus der selbstreferentiell konstituierten Fremdreferenz beobachtet werden kann, bleibt der Status des Außen des Systems ungeklärt. Die Konstitution des System kann also nicht allein durch die verschiedenen Modi der systemischen Selbstreferentialität erklärt werden, sondern setzt eine wechselseitige Beeinflussung von selbstreferenziellen Modi und Modi von außen voraus, deren konstitutive Wirksamkeit aber nicht allein durch interne Fremdreferenzen erklärt werden können.

Wie aber soll die Theorie diese konstitutionstheoretische Notwendigkeit beobachten können, ohne in Widerspruch mit ihren eigenen Grundlagen zu kommen? Wenn diese Widersprüchlichkeit systemtheorieimmanent nicht aufgeklärt werden kann, ist das ein Indiz dafür, dass Grundbegrifflichkeiten umgestellt werden müssen. Damit wäre die Zirkularität von Theorie und Gegenstand im Gesamten betroffen und die Modifikationen würden sich auch auf die begrifflichen Konzepte auf sozialtheoretischer Ebene auswirken.

Die entscheidende Frage hierbei ist es, ob es Luhmann gelingt auf der Grundlage der Differenzlogik die moderne Gesellschaft konsistent als polykontexturalen Systemzusammenhang beschreiben zu können. Um der Antwort auf diese Frage etwas näher zu kommen, können wir im Sinne eines Fazits der angestellten Rekonstruktion und Kritik der Systemtheorie auf das methodologische Problem zurückkommen, wie wir es oben in Bezug auf Husserl angedeutet hatten (vgl. Kap. 2 und Kap. 3) und dieses sodann auf die Zirkularität von Problemen der systemtheoretischen Methode und Theoriebildung beziehen.

---

<sup>20</sup> Diese Fragen werden letztendlich in Kapitel 8 beantwortet und gezeigt, wie qua Sinn/Welt – Zusammenhang pragmatistische Modelle in die Systemtheorie integriert werden können.

Die Frage lautet dann, wie Luhmann einen Ego und Alter vermittelnden Zwischenbereich denken kann, wenn er den konstitutionstheoretischen Anspruch eine Theorie polykontexturaler Systeme begründen zu können, einlösen will, ohne an der Vorstellung einer konstituierenden Subjektivität festhalten zu wollen. Die methodologische damit relevante Umstellung von einer Innen – zu einer Außenperspektive erfordert eine Umstellung des Legitimationsgrundes gültiger theoretischer Aussagen. Während Husserl sich noch auf die introspektiv zugängliche Selbstgegebenheit von identischen Ereignissen im Bewusstsein verlassen wollte, benötigt Luhmann eine Legitimationsinstanz die außerhalb des eigenen psychischen Systems existiert (siehe dazu Kapitel 2).

Da Luhmann nun nicht mehr wie Husserl versuchen kann, die Evidenz der Geltung theoretischer Aussagen reflexiv an ‚Selbstgegebenheit‘ zurückzubinden, aber dennoch an verschiedenen Theoriestellen von der ‚Identität‘ von Ereignissen ausgehen muss, scheint zunächst unklar zu sein, wie er dies legitimieren will. Jedenfalls kann im Falle der Erklärung polykontexturaler Strukturen über das Konzept der Gleichzeitigkeit von Ereignissen, die außerhalb der Systeme stattfinden sollen, nicht auf die Evidenz eines phänomenologischen Datums rekuriert werden, da Systeme die Bezugnahme auf tatsächliche Ereignisse außerhalb ihrer selbst nur selbstreferentiell konstruieren können. (vgl. zu dieser Kritik auch Joachim Renn 2006a, 2012). Das gleichzeitig stattfindende Ereignis, das die Möglichkeit struktureller Kopplungen garantieren soll (vgl. Luhmann 1999a: 52ff., 605), kann aus diesem Grunde von Innen aus einem System heraus nicht als solches ‚gesehen‘ werden. Phänomenologisch gegebene Evidenz kann also nicht das Kriterium dafür sein, theoretisch von gleichzeitig identischen Ereignissen ausgehen zu können. Für die Methodologie der Theoriebildung kommt schon hier ein gewichtiges Problem zustande. Wie begründet der Theoretiker – verstanden als operativ geschlossenes psychisches System – das Konzept einer kommunikativ operierenden Theorie, die als Kommunikationszusammenhang selbst geschlossen konzeptualisiert ist? Luhmann stützt sich hier auf etwaige Evidenzen des Kommunikationsgeschehens, die für das Bewusstsein reflexiv zugänglich sind (vgl. Luhmann 1987: 143). Die Nachträglichkeit der Reflexion wird in der Systemtheorie in Kauf genommen, da sich letztbegründende Ausweisungen von Geltung nicht notwendig auf mögliche Gegenstände des Bewusstseins beziehen müssen. Luhmanns Sozialtheorie kann weder Anschaulichkeit noch Gegenwärtigkeit der betrachteten Gegenstände für sich in Anspruch nehmen. An die Stelle dieser Kriterien der Geltung von theoretischen Aussagen tritt bei Luhmann das Prinzip der ‚Kontingenz‘ (vgl. dazu Luhmann 1987: 379ff.), welches die

Kopplung von Methode und Theorie fundiert. Die Theorie platziert sich sodann autologisch selbst in die kontingente ‚Ordnung der Dinge‘.

Der theoretische Vorteil der Übersetzung der Husserlschen Theoriestructur in das systemtheoretische Vokabular ist in den Fundamenten der Theoriearchitektur vor allem in einem gesteigerten Dekompositionspotential zu sehen, indem die analytische Unterscheidung von Bewusstsein und Kommunikation zurückgeführt wird auf die tatsächliche empirische Unterschiedenheit derselben. Denn die Konstruktion einer Sozialtheorie kann nur gelingen, wenn man Begrifflichkeiten zur Verfügung hat, die nicht an ein transzendentes Subjekt gebunden bleiben. Der Standort der Theoriebildung ist dann radikal immanent, in dem Sinne, dass die Systemtheorie sich selbst als Teil ihres Gegenstandes versteht und sodann ihre eigene Aussagefähigkeit autologisch von ihrer eigenen Existenz selbst ableitet. (vgl. dazu Luhmann 1990: 9f.)

Das Husserlsche Problem, die unmittelbare Gegenwart als phänomenologisches Datum ausweisen zu müssen, um den Kriterien phänomenologischer Evidenz gereicht zu werden (vgl. dazu Kap. 2, siehe dazu auch Renn 1997: 23ff.), fällt bei Luhmann weg, indem er in der Radikalisierung der Zeitdimension eine Weiterentwicklung des Husserlschen Ansatzes auszumachen sucht. (vgl. dazu Luhmann 1996) Die temporalisierte Form gilt zugleich für den Gegenstand als auch für die Theorie. Eine Konsequenz dieser neuen Theorieform liegt dann gerade in der radikalen Kontingenz ihrer Begriffe. Die Theorie hält sich offen, indem sie neue Formen anbieten kann, für den Fall, dass die Alten nicht mehr überzeugen können (vgl. Luhmann 1996: 51f.). Bezogen auf ihren Gegenstand erhält man eine „Theorie selbstreferentieller, nicht – trivialer unzuverlässiger, unberechenbarer Systeme, die sich von einer Umwelt abgrenzen müssen, um Eigenzeit und Eigenwerte zu gewinnen, die ihre Möglichkeiten einschränken.“ (Luhmann 1996: 52).

Der ‚Gegenstand‘ sowie Erkenntnisoperator ist dabei nicht mehr das transzendente Subjekt, sondern der Kommunikationszusammenhang ‚Gesellschaft‘. Nur eine radikale Trennung von Subjekt und Kommunikation macht diese Konzeption möglich. Und diese Möglichkeit gründet sich in Luhmanns Perspektive zum einen auf dem Zusammenspiel des konsequenten Denkens in Differenzen und zum anderen der radikalen Temporalisierung der Theorie.

Das die unmittelbare Gegenwart immer nur nachträglich erschlossen werden kann, was schon Husserl zum Verhängnis wurde, indem diese sodann nicht mehr als phänomenologisches Datum konzipiert werden konnte, sondern als methodologisches Postulat (siehe dazu Renn 1997: 23ff.), wird nun aber auch für Luhmann in einer anderen Hinsicht zum Problem. Das Prinzip der notwendigen Nachträglichkeit der Reflexion kann Luhmann methodologisch

akzeptieren, indem er von Evidenz auf Kontingenz umstellt. In Bezug auf die Theorie eines polykontexturalen Sinnzusammenhangs nimmt diese Struktur aber eine andere Funktion ein. Die Identität von gleichzeitigen Ereignissen als Grundlage für strukturelle Kopplungen muss postuliert werden können, damit die Luhmannsche Gesellschaftstheorie begrifflich überhaupt weiter konsistent gedacht werden kann.

Wenn die Systemtheorie nun den Übergang von einem Systemelement zum anderen als Re-entry konzipiert, dann setzt sie schon die Möglichkeit der Sinnkontinuität in einem gemeinsamen Horizont und zwar als identisch bleibende System/Umwelt- Unterscheidung voraus. Die Systemtheorie hebt zwar die Gegenwart als Differenz von Vergangenheit und Zukunft hervor (siehe dazu Luhmann 1987: 116f.), sie selbst denkt diese aber von einer anderen Gegenwart aus. Um die Kontinuität des Sinngeschehens garantieren zu können, benötigt die Systemtheorie nun zwei differente Begriffe der ‚Gegenwart‘. Einerseits die punktuelle Gegenwart eines irreversiblen Wandels, andererseits eine kontinuierliche Gegenwart, die „realisierbare Reversibilität“ ermöglichen soll (Luhmann 1987: 117). ‚Punktualität‘ ist die Gegenwart einer Aktualität und ist notwendig für die Abfolge von Ereignissen, während die kontinuierliche Gegenwart auf die Aktualität der Potentialität verweist. Die zweite der genannten Gegenwarten verweist dabei auf den Horizont möglicher sinnstiftender Selektionen. Wie diese Zeitproblematik die konstitutionstheoretischen Schwierigkeiten betrifft, erörtere ich in im folgenden Abschnitt.

#### **4.4 Kontinuität der Gleichzeitigkeit**

Die These Luhmanns, dass alles „was geschieht, gleichzeitig geschieht“ (vgl. Luhmann 2005a: 92ff.) verhält sich orthogonal zum Konstrukt eines Beobachters der zwischen Vergangenheit und Zukunft unterscheidet und das ‚dazwischenliegende‘ als ‚Gegenwart‘ bezeichnet. Die Annahme der Gleichzeitigkeit allen Geschehens gilt *universal* und ist daher kulturell nicht kontingent. Kontingent ist dann erst der Umgang mit der Paradoxie, die notwendig dadurch entsteht, dass ein System, um operieren zu können, diese Gleichzeitigkeit invisibilisieren muss. (vgl. Luhmann 2005a) Zeitlich gesehen gibt es im punktuell Gleichzeitigen zunächst weder ein Vorher und Nachher noch eine daran anknüpfende Unterscheidung von Vergangenheit und Zukunft. Diese Paradoxie wird dann durch zeitliche Differenzen entfaltet, wie zum Beispiel durch die Differenz von Vergangenheit und Zukunft. (vgl. Luhmann 2005a) Die Unterscheidung von Vergangenheit und Zukunft ist nun stets eine Operation eines Beobachters, der Luhmann zufolge die Grundbedingung der Gleichzeitigkeit

als Struktur seines Unterscheidens übernehmen muss. Bei den Unterscheidungen des Beobachters handelt es sich immer um gegenwärtige Horizonte, um gegenwärtige Vergangenheit und gegenwärtige Zukunft. Die Gegenwart ist dann im Moment der Unterscheidung die Grenze, welche die Differenz von Vergangenheit und Zukunft konstituiert. Wichtig dabei ist, dass die Begriffe der Gegenwart und der Gleichzeitigkeit nicht gleichgesetzt werden dürfen.

Unterscheidet der Beobachter Vorher und Nachher, wird die Bedingung der Möglichkeit der operativen Inangsetzung dieser Unterscheidung also die Gleichzeitigkeit allen Geschehens invisibilisiert. Sie „verkümmert“ zu der Bezeichnung ‚Gegenwart‘ als das „zwischen‘ vorher und nachher.“ (Luhmann 2005a :103f.)

„Gegenwart ist jetzt das, was die Zeithorizonte Vergangenheit und Zukunft trennt. Gegenwart ist das ausgeschlossene Dritte der Zeitdimension, ist die Zeit in der man keine Zeit hat – und sei es nur deswegen weil zu viel gleichzeitig geschieht.“(Luhmann 2005: 106)

Die Implikate der Gleichzeitigkeitsthese fungieren sodann als Bedingung der Möglichkeit der sozialen Konstruktion einer operativ handhabbaren Zeitdimension. Sie bezeichnet die Gleichzeitigkeit konstituierende Aktualität als Gegenwart und setzt diese Gegenwart mit Hilfe einer weiteren Unterscheidung wie ein ausgeschlossenes Drittes in die Differenz von Vergangenheit und Zukunft.

Mit dem Postulat der Gleichzeitigkeit reduziert sich alles Geschehen auf die Aktualität des Momentes eines Ereignisses. Bezogen auf die Frage der Systemkonstitution kann man daraus folgern, dass sich jeweils im Moment der Gleichzeitigkeit die Komplexität der Umwelt des Systems reduziert, weil nicht alles auf einmal verarbeitet werden kann. Dieser Sachverhalt – diese Tatsache - ermöglicht es, dass Zeit als Medium fungiert, indem die Dauer eines Ereignisses von einem Beobachter mit Hilfe der Konstruktion der Unterscheidungen von Aktualität/Inaktualität und Vergangenheit und Zukunft bestimmt werden kann. Hier ist es ein Zusammenspiel der Tatsächlichkeit der Gleichzeitigkeit alles Sinngeschehens und der darauf bezogenen Konstruktion eines Beobachters, welches sodann ‚Zeit‘ als Medium fungieren lässt, um Verbindungen zwischen einzelnen zeitpunkthaften Ereignissen herstellen zu können. Die Form ‚Sinn‘ gewinnt ein Ereignis dann, wenn es als Ursache für eine Wirkung oder als Wirkung einer Ursache beobachtet wird, indem kausale Zusammenhänge im Medium Zeit konstruiert werden. Mit der Konstruktion von ‚Kausalität‘ wird somit

„[...] das Zeitschema gewonnen, mit dessen Hilfe das System seine Beobachtungen kontextieren und – zwar immer gleichzeitig in der Welt, aber doch im Hinblick auf (funktionierende und nichtfunktionierende) kausale Verknüpfungen in der Zukunft und/oder in der Vergangenheit – zu hoher struktureller Komplexität ausarbeiten kann.“ (Luhmann 2005a: 109)

Der Zusammenhang der These der Gleichzeitigkeit mit dem daraus resultierenden Entparadoxierungsmuster hat entscheidende Konsequenzen für die allgemeine systemtheoretische Konzeption der System/Umwelt – Beziehung. Die tatsächlichen Irritations- Beziehungen zwischen System und Umwelt laufen allgemein im Modus der strukturellen Kopplung ab (siehe oben). In Bezug auf die These der Gleichzeitigkeit allen Geschehens und der damit verbundenen notwendigen operativen Entparadoxierung qua Konstruktion eines Vorher/Nachher- Schematismus, bedeutet dies, dass die gleichzeitig mitgeführte Umwelt für das System selektiv relevant wird, indem die systemisch konstruierte Eigenzeit das real im Verhältnis der Gleichzeitigkeit existierende Umweltereignis, mit Hilfe der Unterscheidung von Selbstreferenz und Fremdreferenz als ‚von außen‘ kommende Irritation beobachtet und rekursiv mit Hilfe der Unterscheidung Vorher/Nachher bearbeitet und so in die systemeigenen Kausalitäts- und Zeitkonstruktionen als Information also als Selektion aus einem Entwurf von selbsterzeugten Möglichkeiten selbstreferentiell in den systeminternen Operationsvorgang eingefügt wird.

Die Voraussetzung des Vorkommens eines ‚weltgleichzeitigen‘ Ereignisses, welches das System dann als Irritation erfährt und in systemischer struktureller Eigenleistung in eine Information transformiert, setzt zum einen die (objektiv überhistorisch gültige) Gleichzeitigkeitsthese voraus, und zum anderen eine darauf aufbauende entparadoxierende systemische Konstruktion einer systemisch – eigenzeitlichen Gegenwart, ohne die das Ereignis für das System nicht informativ werden kann. Die strukturelle Kopplung erfordert also eine strukturelle Systemorganisation (in Fall der Zeit eine beobachtbare Struktur systemischer Eigenzeit) die selektive Anschlussfähigkeit garantiert, ohne die so Luhmann „die Gesamtwelt im schwarzen Loch der allzeitigen Gleichzeitigkeit [kollabieren würde]“.  
(Luhmann 2005a: 107)

„System und Umwelt bleiben aber einmal auf diese Weise verbunden, nicht aneinander kleben. Sie trennen sich sofort wieder (obwohl die Zeit gleichmäßig Gleichzeitigkeit garantiert), um anderen Integrationen, anderen Geräuschen, anderen Bewegungen Platz zu machen. Die Ereignishaftigkeit der Koordination genügt, um die Beziehung zwischen System und Umwelt in die Form der Zeitlichkeit (des Vorher/Nachher) zu bringen [...]“  
(Luhmann 2005a: 110)

Die Unterscheidung von objektiver Gleichzeitigkeit und systemischer Konstruktion von Gegenwart ermöglicht es nun, gesellschaftsstrukturelle Analysen aufzubauen, indem das Problem der Entparadoxierung der Gleichzeitigkeit konstant gehalten wird, und nach historischen funktionalen Äquivalenten der Entparadoxierung gesucht wird. (vgl. Luhmann 2005a: 112ff.)

Auch wenn die Synchronisation zu einem großen Teil die Sach- und die Sozialdimension des Sinns belastet bleibt die Zeitdimension dafür grundlegend. Denn Synchronisation geschieht operativ immer in der Gegenwart mit den konstruierten Zeithorizonten der Vergangenheit und der Zukunft, welche erst die Vorstellung von Kausalität ermöglichen. Dass die Annahme der Gleichzeitigkeitsthese quasi als Fundament des Aufbaus der Welt des sozialen Sinns gesehen werden kann veranschaulicht folgendes Zitat:

„Als Ausgangspunkt muss angenommen sein die absolute Gleichzeitigkeit der Welt, eingeteilt durch die gemessene Zeit, garantiert durch die Uhr. Und das heißt zum Beispiel: Gleichzeitiges kann nicht kausal aufeinander einwirken. Alle Kausalität muss, und kann, verzeitlicht werden, gerade weil die Zeit keine kausalen Wirkungen hat. Sie ist nur Schema der Synchronisation. Eben deshalb ist die Zeit eine einzige Zeit, unabhängig von Beschleunigungen und Verzögerungen (Newton), aber auch unabhängig vom Knappwerden der Zeit in einzelnen Systemen und unabhängig von der tiefe der Zeithorizonte Vergangenheit und Zukunft, die für alle Systeme relevant werden können. Gerade diese monochrome Zeit, die jedem Zeitpunkt garantiert, dass gleichzeitig mit ihm eine Welt existiert, und die alle anderen Zeitpunkte im Verhältnis zu diesem Jetzt ungleichzeitig werden lässt, lässt völlig verschiedene Dringlichkeiten und Tempi zu; eben weil diese nie dazu führen können, dass der Eilige in die Zukunft entschwindet. Er strampelt sich ab, die anderen schauen gleichzeitig zu.“ (Luhmann 2005a: 115f.)

Sowohl die gesamte Konzeption der System/Umwelt- Beziehungen als auch die darauf aufbauenden gesellschaftsanalytischen Zeitdiagnosen Luhmanns fußen also auf der Prämisse, dass ‚alles was geschieht, gleichzeitig geschieht‘. Diese These hat den Vorteil, dass sie transhistorisch das Problem der Gleichzeitigkeit konstant hält und somit einen abstrakten Vergleichsgesichtspunkt bereitstellt, um den herum historisch spezifische Entparadoxierungen als Problemlösung vergleichend identifiziert werden können. Aufgelöst werden muss die Paradoxie ganz allgemein immer dadurch, dass ein Beobachter eine Unterscheidung trifft, welche die Paradoxie unsichtbar macht und das Weiteroperieren erlaubt. Die Frage, die sich hier stellt, ist nur, ob die sonstige systemtheoretische Theoriearchitektur einen solchen *objektiven* Zeitbegriff zu konstruieren erlaubt. Die Beobachtertheorie Luhmanns lässt eigentlich keinen Raum für transzendente absolut gültige nicht- kontingente Aussagen der Konstanz. (siehe zu diesem Problem auch Kap. 3) Bezogen auf eine systemtheoretische Aussage über die moderne Gesellschaft aus der modernen Gesellschaft heraus, findet die Form einer solch übersystemisch gültigen Aussage keinen Platz. Die Systemtheorie sieht sich nach eigener Selbstbeschreibung selbst als einen kontingenten, dynamischen Beobachtungs- und Kommunikationszusammenhang, welcher stets selbst neue Paradoxien erzeugt und Erkenntnis in der kontingent- kreativen Auflösung derselben gewinnt. (vgl. dazu Luhmann 1988; 2003; 2005c)

Der beobachtungstheoretischen Erkenntnisproduktion der Systemtheorie zufolge, müsste die Aussage, dass ‚alles was geschieht, gleichzeitig geschieht‘ die bezeichnete Seite einer Unterscheidung sein. Gerade das ist sie aber nicht, wenn sie absolute, d.h. transzendente

Gültigkeit für sich beansprucht. In diesem Sinn kann diese These dann auch nur als differenzloser Begriff – analog den Begriffen von ‚Sinn‘ und ‚Welt‘ - konzipiert werden, der alles andere in Gang setzt. Die Konsequenz des Widerspruchs der Verwendung eines differenzlosen Begriffs mit der Beobachtertheorie (bzw. mit dem zirkulären Zusammenhang von Beobachtertheorie und Systemtheorie) ist ein Widerspruch, der sich nicht wie üblich dazu eignet kreativ aufgelöst zu werden. Die übliche Form der Paradoxieauflösung nämlich, liegt darin, dass das System durch Temporalisierung die Nicht- Sichtbarkeit der anderen Seite einer Bezeichnung invisibilisiert. Die Form eines Widerspruches, der entsteht, wenn eine Theorie die von sich selbst behauptet, stets nur kontingente Erkenntnisse zu produzieren, auf einmal einen differenzlosen Begriff als Fundament integriert, ist ein höchst problematischer Widerspruch, und muss genauer unter die Lupe genommen werden. In diesem Sinne ist mit dem Konzept der ‚Gleichzeitigkeit‘ auch für das für die Systemtheorie zentrale Problem der ‚strukturellen Kopplung‘ noch keine adäquate Lösung gefunden worden – es sei denn man ist bereit, diese These als eine Art metaphysischen Kern zu akzeptieren, und diesen dann aber auch so zu kennzeichnen. Der Begriff der ‚Gleichzeitigkeit‘ fungiert dann als transzendentaler Begriff. Kann ein solcher theorieimmanent widerspruchsfrei postuliert werden? Es stellte sich hier dann dieselbe Frage, die sich auch in Bezug auf den ‚Welt‘ und den ‚Sinn‘ – Begriff, als differenzlose Kategorien stellt: Kann man über diese ohne die Angabe einer konkreten Systemreferenz sprechen. All diesen Begriffen kommt in der Theorie eine wichtige Stellung zu, indem sie als Möglichkeitsbedingungen von ‚strukturellen Kopplungen‘ fungieren, weshalb es sich lohnt diese Fragen noch genauer in Betracht zu ziehen.

Kann die begriffliche Unterscheidung von ‚Welt‘ und ‚Sinn‘ gekoppelt mit dem Gleichzeitigkeitspostulat die Lösung der zeitlichen Paradoxie der Autopoiesis sein? Und können die Konzepte der ‚strukturellen Kopplung‘ und der ‚operationalen Geschlossenheit‘ dann auf dieser Ebene aufbauend konsistent gedacht werden?

Der obigen Argumentation zufolge, benötigt die Systemtheorie zu Beantwortung dieser Fragen einen Begriff von ‚Tatsächlichkeit‘, der als unabhängig von internen Konstruktionen gedacht werden kann. In vielen Aussagen scheint Luhmann dies aber für unmöglich zu halten.

„Mit dem Begriff der Repräsentation fällt die Vorstellung, dass das System Merkmale seiner Umwelt kopiert. Auch von Simulation wird man nicht sinnvoll sprechen können, denn auch das setzt eine Analogie voraus. An die Stelle solcher Erkenntnisbegriffe muss die Vorstellung treten, dass das System eigensinnig Komplexität aufbaut und dadurch in immer stärkerem Maß unwahrscheinlich, irritierbar, störrisch, enttäuschbar wird. Aber wenn es gelingt, die Autopoiesis unter solchen Bedingungen struktureller Komplexität trotzdem fortzusetzen, hat das System darin einen internen Anhaltspunkt dafür, dass es ‚richtig liegt‘, obwohl es nicht wissen kann, wo und wie, da es niemals unabhängig von dem eigenen Umweltentwurf (Fremdreferenz) wird feststellen können, was in der Umwelt ‚an sich‘ der Fall ist.“ (Luhmann 1990: 317)

Eingefordert werden muss selbstverständlich nicht die Möglichkeit einer repräsentationalistischen Erkenntnismöglichkeit der Umwelt ‚an sich‘. Aber durch die Reduktion der Erkennbarkeit der Umwelt qua fremdreferentieller Verweisungen im Allgemeinen, negiert die Systemtheorie – selbst verstanden als ‚System‘ - auch im Speziellen die Möglichkeit, einen ‚Umweltbegriff‘ zu entwickeln, der unabhängig von fremdreferentiellen Bezugnahmen postuliert werden könnte. Nun muss die Systemtheorie aber, wie gezeigt wurde, einen solchen qualitativen Begriff tatsächlicher Welt voraussetzen, um die eigenen Begriffszusammenhänge konsistent entwickeln zu können. Wie man systemtheorieimmanent mit diesen Schwierigkeiten umgehen kann und inwiefern eine pragmatistische Fortführung sich diesbezüglich als hilfreich erweisen kann, ist die Fragestellung der Untersuchungen in den folgenden Kapiteln.

## **5. Probleme der doppelten Kontingenz<sup>21</sup>**

Sich der Frage und den Antwortmöglichkeiten zu nähern, inwiefern und wie soziologische Aussagesequenzen sich auf soziale Phänomene beziehen, ist ein komplexes Unterfangen.

Die Soziologie ist eine moderne Unternehmung, die es als Disziplin innerhalb des Wissenschaftssystems mit einer paradoxen Ausgangslage zu tun hat. Sie selbst ist Teil ihres Gegenstandsbereiches. Die Aussagen, die sie trifft kommen *in* der Gesellschaft als ein Teil dieser zustande. Die Analyse der Konstitutionsbedingungen dieses Zustandekommens ist also schon ein Teil des *soziologischen* Erkenntnisprozesses. Eine Selbstbeobachtung dieser Bedingungen beschreibt den Modus der Praxis der eigenen Begriffsgenese und dann letztendlich auch den Charakter der begrifflichen Resultate. Will man die Frage nach der Referenzhaltigkeit soziologischer Beschreibungen beantworten, so liefert die Untersuchung dieser Praxis Hinweise auf die *Art* des *Konstruktionszwanges* sozialwissenschaftlicher Begriffsbildung. Handelt es sich bei den theoretisch-soziologischen Beschreibungen um kreative Erfindungen, die evtl. und überraschenderweise *ex post* zu adäquaten Erkenntnissen führen können? Oder sind diese immer schon an die ‚Gegenstände‘ ihrer Aussagen gebunden? Diese Fragen nach dem Grad der Autonomie theoretischer Begriffsbildungen betrifft also die *Form* der Referenznahme auf Inhalte. Im Folgenden soll deshalb die Zirkularität der Gründungsszenarien von Sozialität, als primärer ‚Gegenstand‘ sozialtheoretischer Analysen, und der soziologischen Bezugnahme auf diese thematisiert werden.

---

<sup>21</sup> Beim folgenden Kapitel handelt es sich um eine überarbeitete Fassung von Gubo (2012)

Die Systemtheorie beschreibt mit dem Konzept der ‚doppelten Kontingenz‘ eine Problemsituation, die für die soziologische Rekonstruktion von Sinnbildungsprozessen von zentraler Bedeutung ist. Die Positionierung dieses Konzeptes innerhalb der Theorie ist, so die in diesem Kapitel zu entfaltende These, von bestimmender Bedeutung für die Konsistenz und Adäquanz der systemtheoretischen Dekompositionsleistung. Denn sowohl die sozialen Mikro- (Interaktionen), wie auch Makrophänomene (die Form der Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilsysteme) werden als Lösung des Problems der doppelten Kontingenz gewertet.

Indem diese zirkulären Bestimmungen der Systemtheorie rekonstruiert werden, wird dargelegt, welche Konsequenzen logische Widersprüche bei der Beschreibung der Konstitutionszusammenhänge von Sozialität für die Bestimmung der Praxis von Theoriebildungsprozessen haben können. Dies wird in diesem Kapitel vor allem daran gezeigt, inwiefern die Bestimmungen der formalen Bedingungen von Konstitutionsleistungen die weitere Praxis theoretischer Heuristik beeinflusst.

Das Konzept der ‚doppelten Kontingenz‘, so wie es in der Systemtheorie positioniert ist, kann weder konstitutionslogisch noch äquivalenzfunktionalistisch widerspruchsfrei gedacht werden, so das Resultat der Rekonstruktionen, die im ersten Teil des Kapitels dargelegt werden. Die aufgezeigten Widersprüche bedeuteten aber nicht, dass das Konzept nun gänzlich verworfen werden müsste. Sie decken aber auf der Ebene der notwendigen Voraussetzungen in Bezug auf die das Soziale konstituierende Bedingungen Lücken auf. Wenn man nun die von der Systemtheorie geschaffene die soziale Welt erschließende Analysekraft nicht aufgeben möchte, ist es unabdingbar, diese Lücken zu schließen.

Die Frage nach der Referenzhaltigkeit von soziologischen Aussagen, also der Inhalt von Begriffszusammenhängen bzgl. ihrer ‚Gegenstände‘, wie zum Beispiel die Geartetheit und Dynamik von Interaktionen, Organisationen und Funktionssystemen ist nur adäquat bearbeitbar, wenn man die zirkulären Abhängigkeiten und Bestimmungen verschiedener und im Verhältnis zueinander emergenten Ebenen in den Antwortversuch mit einbezieht. Das bedeutet zum Beispiel, dass theoretische Bestimmungen auf der Ebene von Interaktionen in zirkulärer Weise Identifikationen und Zusammenhänge auch auf der Ebene sozialer Makrophänomene mit beeinflussen – und umgekehrt gilt das gleiche. Die Bestimmungen, welche die ‚Theorie‘ auf diesen Ebenen trifft, beeinflussen dann auch die Form und den Inhalt soziologischer Selbstbeschreibungen, die sich ja selbst als Resultat eines komplexen Wechselspiels von gesellschaftlichen Makro- (Ausdifferenzierung als moderne wissenschaftliche Disziplin) und Mikrophänomenen (Anwendung von Theorien und

Methoden auf Themen innerhalb von Interaktionen in Forschergruppierungen) begreifen müssen. (siehe dazu auch Kap. 8)

Vor dem Hintergrund dieses Rahmens, versucht der folgende Beitrag ausgehend von einer Rekonstruktion des Luhmannschen Konzeptes der ‚doppelten Kontingenz‘, zu zeigen, inwiefern begriffliche Bestimmungen auf der ‚Ebene‘ dieses die Beschreibung der Konstitution von Sozialität bestimmenden Konzeptes die Bestimmung der Wechselwirkung von Mikro- und Makrophänomenen zunächst der Form nach beeinflussen.

Die zu behandelnde These ist, dass die Systemtheorie sich in Bezug auf die Konzeption der *Erfahrbarkeit* des Problems der ‚doppelten Kontingenz‘ in Widersprüche verstrickt, die sodann die Theoriearchitektur in Bezug auf die Konzeption von sozialen Makrophänomenen, wie das der Emergenz von sozialen Systemen, (mit)bestimmt. In einem zweiten Schritt wird dem systemtheoretischen Konzept der Erfahrbarkeit doppelter Kontingenz ein pragmatischer Erfahrungsbegriff gegenübergestellt, der aufgrund seiner differenten Form dazu beitragen kann, die systemtheoretischen Widersprüche zu nivellieren, wenn man im Anschluss an die Theorieübersetzung das systemtheoretische Konzept der ‚doppelten Kontingenz‘ – in dann pragmatisierter Form – neu positioniert.

Der wesentliche Unterschied der beiden Konzeptionen des Erfahrungsbegriffes liegt in den Möglichkeitsbedingungen der Erfahrbarkeit von sozialen Anderen. Dieser Unterschied zeigt sich in den unterstellten *Kompetenzen* der beteiligten Entitäten. Was nämlich bei der systemtheoretischen Konzeption des für die Konstitution von Sozialität immer zu lösenden Problems der doppelten Kontingenz unterstellt wird, ist eine *kognitive Konstruktionskompetenz*. Die erfahrbare Unsicherheit in Bezug auf das Verhalten des/der Anderen, das für die Gründung menschlicher Sozialität die wesentliche Erfahrung sein soll, ist nämlich bezogen auf die Selektionsfähigkeit *vor dem Hintergrund* einer bestimmten *Konstruktionsleistung* (d.i. Konstruktion der Bedingungen der Erfahrung doppelter Kontingenz) der in der Situation beteiligten Individuen. Wie die folgenden Überlegungen zeigen werden, erfordert gerade der *Konstruktionscharakter* dieser Leistungen theoretische Annahmen, die konträr sind. Mit der Aufdeckung dieser Widersprüchlichkeiten kann darauf geschlossen werden, dass es gerade der Charakter der angenommenen Leistungen *als* Konstruktionen, der der Situation doppelter Kontingenz innewohnenden Kompetenzen der Beteiligten ist, welcher dieses Konzept als Dreh- und Angelpunkt für die äquivalenzfunktionalistische Analyse sozialer Gründungsprozesse zumindest ergänzungsbedürftig macht.

Eine produktive Fortführung der systemtheoretischen Konstitutionstheorie ist im Sinne einer ‚Pragmatisierung‘ möglich, wie die folgenden Argumentationen programmatisch anzeigen sollen. Eine Umstellung der Annahme des Charakters der primäre Sozialität begründenden Kompetenz von der Form *kognitiver Konstruktivität* hin zu einer *pragmatischen leiblichen* Kompetenz der *impliziten* Bezugnahme auf die Umgebung (vgl. Joas 1996, Renn 2006a), macht es möglich, das Konzept der ‚doppelten Kontingenz‘ eingebettet zu denken in einer komplexeren Verflechtung von auf einander beziehbaren Fähigkeiten hinsichtlich der Form der Bezugnahme auf den/die Andere. Aufgrund dieser Umstellung, der in Bezug auf die den Entitäten sozialer Gründungssituationen zugeschriebenen Fähigkeiten von kognitiv-konstruktiven Bezugnahmen hin zu pragmatisch motivierten Problemidentifikations- und – Löseprozessen, kann man sodann bei der damit parallel einhergehenden Modifikation sozialwissenschaftlicher *Begriffsbildungspraxis* von einer Bewegung von (radikal) konstruktivistischen hin zu ‚postkonstruktivistischen‘ Modellen sprechen. ‚Postkonstruktivismus‘ bezeichnet dann eine Komplexion typisch auseinanderzuhaltender Kompetenzen, die Bedingungen für die Konstitution von Sozialität sind. Soziale Situationen enthalten dann Elemente sowohl impliziter Bezugnahmen, die zugrunde liegenden materialen Bedingungen der Umgebung entstammen *und* Konstruktionsleistungen, die dann das Moment der *Kontingenz* in erweiterter Form enthalten, weil bei der Entstehung sozialer Konstruktionen neue Horizonte von möglichen Problemlöseprozessen in Bezug auf materielle Problemlagen emergieren, die sowohl das Verhältnis von Organismus und Umgebung, als auch die Beziehung von ‚Alter‘ und ‚Alter ego‘, und den diesen Beziehungen innewohnenden Kompetenzen, gleichzeitig umfassen. Die der sozialen Realität angemessene Komplexität der Analyse sozialer Phänomene steigert sich somit im Vergleich zur Systemtheorie. Sozialität baut sich *nicht nur* aufgrund der Lösung des Problems der doppelten Kontingenz auf, sondern doppelte Kontingenz selbst bezieht sich (in differenten Formen) als Problemlösung auf materielle vorgängige Problemkonstellationen, welche noch unabhängig (oder nicht mehr abhängig) sind von wechselseitigen Unsicherheitsunterstellungen, die Welt hier also als Lebenswelt fungiert<sup>22</sup>. Diese Umstellung hat Konsequenzen für die *Theorie* des Zustandekommens auch sozialwissenschaftlicher Bezugnahmen auf soziale Phänomene. Theoretische Begriffszusammenhänge müssen dann selbst als kontingente Konstruktionen verstanden werden, die sich aber ‚postkonstruktivistisch‘ auf ihre Inhalte, also auf materiale, nicht nur konstruierte Problemkonstellationen beziehen lassen *müssen*, im Sinne einer

---

<sup>22</sup> Siehe Genaueres zur Verbindung dieser primären Ebene der Sozialität mit dem Sinn/Welt- Zusammenhang in Kap. 8.

wissenschaftstheoretisch normativen Unterstellung, die die Praxis sozialwissenschaftlicher Begriffsbildung selbst eingebettet sieht in ein Wechselspiel von impliziten und konstruiertem Wissen. Theoretisch konstruierte Entitäten sind dabei in ihrem konstruktiven Charakter solange brauchbar, wie sie sich auf die Beschreibung von materialen Problemlagen beziehen lassen. Konstruktivistische Theorieangebote unterscheiden sich dann von postkonstruktivistischen im Niveau der Dekompositionsfähigkeit, wie die folgende Analyse am Beispiel der ‚doppelten Kontingenz‘ zeigen wird. Denn eine postkonstruktivistische Dekomposition macht die Situation der doppelten Kontingenz selbst als kontingente Problemlösung von schon zugrunde liegenden materiellen Problemkonstellationen sichtbar. Dies erfordert eine Pragmatisierung des Konzepts. Das folgende Kapitel will hierzu einen ersten Schritt anzeigen.

## **5.1 Äquivalenzfunktionalismus und Konstitutionstheorie doppelter Kontingenz**

Im Gegensatz zu Parsons sucht Luhmann die Lösung des Problems der ‚doppelten Kontingenz‘ nicht „ausschließlich in schon vorhandenem Konsens“ (Luhmann 1987: 150). Indem er doppelte Kontingenz als ein Problem ansieht, das *jeglicher* sozialen Situation zugrunde liegt, und mit dessen Lösung die selbige beschäftigt ist, kann er differente Formen der Bearbeitung dieses Problems identifizieren. Die allgemeine Form des Problems ist es, prinzipielle Unsicherheiten bzgl. der Situationsdefinition durch komplexitätsreduzierende Bestimmungen handhabbar zu machen. Für diese Funktion gibt es Äquivalente, welche Anlass sind für zum Beispiel systemtheoretische Analysen funktionaler Teilsysteme (Recht, Wissenschaft, Politik etc.). Von der Bestimmung der allgemeinen Form des Problems hängt es ab, wie konkretere Problem/Problemlösungszusammenhänge dann beschrieben werden. Deshalb beschäftigt sich die folgende Rekonstruktion primär mit Problemen, die schon auf Ebene des allgemeinen Konzepts entstehen. Diese Probleme müssen zuerst aufgedeckt und beseitigt werden, um dann in weiteren Schritten darauf aufbauende systemtheoretische Dekompositionen zu rekonstruieren und modifizieren zu können.

Der systemtheoretisch- soziologische Blick setzt zuallererst bei der Spannung der Unterscheidung von Problem und Problemlösung an – doppelte Kontingenz ist immer das Problem, das auf differente Weisen gelöst werden kann. Der theoretische Einstieg ist also eine

Differenz, keine Identität<sup>23</sup>. Abgrenzen muss sich Luhmann dann infolge eines solchen Einstiegs freilich von allen Theoriekompositionen, die von *vorgängigen Einheiten* ausgehen, die im Lichte seiner Theorie dann als Lösungen für von der jeweiligen Theorie selbst verdeckten Probleme gelten können. In Bezug auf das für den konstitutionstheoretischen Anspruch der Systemtheorie grundlegenden Theorems der ‚doppelten Kontingenz‘ muss sich Luhmanns Programm deshalb zunächst von einem zu voraussetzungsreichen Einstieg distanzieren, wie sie die Theorie zum Beispiel bei Talcott Parsons’ Konzeption vorfinden muss. Bei Luhmann liefert das Theorem nicht gleich die Lösung für alle Situationen doppelter Kontingenz mit, wie das bei Parsons’ Idee des Wertekonsenses (als *einheitliche Entität*) der Fall ist.

„There is a double contingency inherent in interaction. On the one hand, ego’s gratifications are contingent on his selection among available alternatives. But in turn, alter’s reaction will be contingent on ego’s selection and will result from a complementary selection on alter’s part. Because of this double contingency, communication, which is the precondition of cultural patterns, could not exist without both generalization from the particularity of specific situations (which are never identical for ego and alter) and *stability* of meaning which can only be assured by ‘conventions’ observed by both parties.” (Parsons, Talcott; Shils, Edward A. (1951); zit. In: Luhmann, Niklas (1992): 30 (Anm. 19))

Der Bedeutungsgehalt und die Funktion des Luhmannschen Begriffes ‚doppelter Kontingenz‘ sind vielfältig und nicht ohne komplizierte Rekonstruktionen einzusehen. Zunächst bedeutet der Begriff, dass die Begegnung zweier *geschlossener* psychischer Systeme als doppelt kontingent beschrieben werden kann. Beide haben die Fähigkeit in einer Situation etwas zu tun – ein Sinnelement als Anschluss aus einem Möglichkeitsbereich zu wählen<sup>24</sup>. In diesem Sinne liegt hier doppelte Kontingenz (Unsicherheit) vor, denn die konkreten Selektionsbedingungen des je anderen sind für den psychischen Beobachter intransparent.

Diese Situation ist nun aber sehr voraussetzungsreich und muss theoretisch dekomponiert werden. Dafür stellt die Systemtheorie einige begriffliche Mittel zur Verfügung. Es muss die Form der zugrunde liegenden Kompetenzen der ‚Kontingenz‘ der Sinnauswahl der teilnehmenden psychischen – als geschlossene – Systeme geklärt werden. Zum anderen benötigt man ein Konzept, das die soziale Dimension dieser Situation der wechselseitigen Aufeinanderbezogenheit adäquat beschreiben kann. Zudem verschärft sich das Problem, wenn doppelte Kontingenz als dasjenige Problem beschrieben wird, auf dem aufbauend sich soziale

---

<sup>23</sup> Zu Rückfällen der Luhmannschen Systemtheorie in Aspekte identitätslogischen Denkens siehe Jung 2009, und auch Kapitel 4 dieser Arbeit.

<sup>24</sup> Hier wird schon die prinzipielle Eingebettetheit des Konzeptes der doppelten Kontingenz in den allgemeinen Sinnprozess angezeigt. Inwiefern es wichtig ist, den allgemeinen Sinnprozess als Basis der Theoriebildung anzusehen, siehe Kapitel 8.

Systeme bilden. Die Emergenz bzw. die Autonomie sozialer Systeme wird dabei als Lösung des Problems der doppelten Kontingenz angenommen.<sup>25</sup>

Wie die Komplexität, mit der es das Konzept zu tun hat, aufgebaut ist, zeigt sich recht anschaulich, wenn man die Luhmannsche Weiterentwicklung ausgehend vom Parsonschon Theorem betrachtet. Wie können *Erwartungen* von alter Ego und Ego komplementär so aufeinander bezogen werden, dass Anschlussmöglichkeiten verfügbar werden? Dies ist die Ausgangsfrage die Luhmann mit Talcott Parsons teilt, wenn den Möglichkeitsbedingungen sozialer Ordnung auf die Spur gekommen werden soll. (vgl. dazu Göbel 2000: 88ff.) In den angebotenen Lösungen unterscheiden sich sodann die Abstraktionsniveaus der beiden Theorien. Parsons geht von einer die Situationen der doppelten Kontingenz versöhnenden *Gegebenheit* einer allgemeingültigen normativen Wertstruktur aus. (vgl. Parsons 1951: 14ff.) Luhmann rekonstruiert die Parsonschon Lösung als einen Effekt der Prämisse, dass mit dem Begriff ‚contingent on‘ ein *Abhängigkeitsverhältnis* zwischen Alter und Ego konzipiert wird. (vgl. dazu Göbel 2000: 90) Aus der Parsonschon handlungstheoretischen Warte konfliktieren Handlungsziele, die wechselseitig als Widerstände bezüglich ihrer Durchsetzung wirken – wodurch sich Abhängigkeitsverhältnisse etablieren (vgl. Luhmann 1976: 508 und dazu: Göbel 2000: 90). Sodann müssen also Lösungen gesucht werden, die sich auf *diese* Problemlage beziehen. Parsons stellt sich das in etwa folgendermaßen vor: Ausagierbar werden diese sich möglicherweise widersprechenden Ziele nur vor dem Hintergrund der Geltung eines überwölbenden Wertekonsenses. Die eigenen Handlungsziele werden hierbei nicht als kontingent erfahrbar angenommen, der soziologische Blick Parsons richtet sich allein auf die Abhängigkeit der wechselseitigen Hemmnisse bezüglich der Durchführbarkeit. Dadurch wird Luhmann zufolge die real wirksame Kontingenz der je *eigenen* Erwartungen für sich selbst theoretisch zu wenig in Betracht gezogen. Dies hat erhebliche Folgen. Denn führt man diese zusätzliche Komplexität mit in das Theorem ein, handelt es sich nun um eine *doppelte* doppelte Kontingenz: Egos Selektionen sind sowohl für sich selbst als auch für Alter kontingent. Dies ist die Problemkonstellation, die die Sozialdimension des Sinns konstituiert und als Motor der Fortsetzung derselben dient (vgl. Luhmann 1976: 509; und dazu auch Göbel 2000: 90f.).

„Soziale Systeme entstehen aber dadurch (und nur dadurch), dass beide Partner doppelte Kontingenz erfahren und dass die Unbestimmbarkeit einer solchen Situation für beide Partner jeder Aktivität, die dann stattfindet, strukturbildende Bedeutung gibt. Das ist mit dem Grundbegriff der Handlung nicht zu fassen.“ (Luhmann 1987: 154)

---

<sup>25</sup> Verdeutlichen lässt sich dieser Zusammenhang genauer, wenn man Systeme als Lösungen des allgemeinen Sinnproblems – der Selektionsnotwendigkeit qua Möglichkeitsüberschussdruck–, und doppelte Kontingenz als in diesem Zusammenhang integriert, sieht, siehe dazu die Ausführungen in Kap. 8.

Der entscheidende Unterscheid ist hier also die Extension des Kontingenzbegriffes, was dann in Bezug auf weitere Analysen auch zu modifizierten Beschreibungen der sozial zu lösenden Problemzusammenhänge führt, und dann selbstverständlich auch zu differenten Beschreibungen der Lösungen und somit zu grundlegend anderen Beschreibungen sozialer Phänomene insgesamt hinleitet.

„Doppelte Kontingenz“ wird in der Luhmannschen Denkweise sodann beschrieben als grundsätzlich komplexe Situation, die als ein ständiges, nicht tilgbares Problem fungiert. In seiner Form stellt es primäre Paradoxien zur Verfügung, die für die Konstitution sozialer Ordnung die basale Antriebskraft sind. In Bezug auf das Ordnungsproblem heißt das für die Systemtheorie, dass es die Leistung der Emergenz<sup>26</sup> sozialer Systeme selbst ist, welche auf das Problem der doppelt doppelten Kontingenz reagiert, und so bestimmte Anschlüsse in bestimmten Situationen wahrscheinlicher macht als andere. Diese Leistung kann nur von einem qualitativ gegenüber den beteiligten psychischen Systemen *neuen* System erbracht werden – dies folgt logisch aus der Konzeption der Grundsituation der doppelt doppelten Kontingenz.

„Sie bleiben aber getrennt, sie verschmelzen nicht, sie verstehen einander nicht besser als zuvor; sie konzentrieren sich auf das, was sie am anderen als System in – einer – Umwelt, als Input und Output beobachten können, und lernen jeweils selbstreferentiell in ihrer eigenen Beobachterperspektive. Das, was sie beobachten, können sie durch eigenes Handeln zu beeinflussen versuchen, und am feedback könnten sie wiederum lernen. Auf diese Weise kann eine emergente Ordnung zustande kommen, die bedingt ist durch die Komplexität der sie ermöglichenden Systeme, die aber nicht davon abhängt, dass diese Komplexität auch berechnet, auch kontrolliert werden kann. Wir nennen diese emergente Ordnung soziales System.“ (Luhmann 1987: 157) weiter unten dann fährt er fort: „Es geht um Wiederherstellung von Transparenz trotz intransparenter Komplexität, und dies kann *nur* durch Emergenz neuer Ebenen der Systembildung erreicht werden“ (Luhmann 1987: 159; Hervorhebung von M.G.).

In der Logik der Theoriegenese der Systemtheorie müssen deshalb soziale Systeme als *selbstreferentielle* Systeme gelten (vgl. dazu auch Göbel 2000: 180f.). Zu jedem ‚Zeitpunkt‘ muss das soziale System aus Eigenproduktion heraus Anschlüsse zur Lösung des Kontingenzproblems bereitstellen können.

Die Konsistenz dieser Luhmannschen Idee hängt stark mit der Konzeption des Begriffs der ‚Selbstreferenz‘ zusammen. (vgl. Göbel 2000: 179ff.) Denn in Bezug auf diese Begrifflichkeit

---

<sup>26</sup> Die Beschreibung sozialer Systeme als gegenüber der aufgrund doppelter Kontingenz sich konstituierenden Problemsituation als ‚emergent‘ ist dadurch begründet und notwendig, indem das Problem ja aufgrund des selbstreferenziellen Charakters der beteiligten psychischen Systemen erst entsteht. Es ist ja logisch unmöglich, dass aus einem der selbstreferenziellen Systeme, Lösungen für genau das aufgrund der sich gegenüberstehenden Selbstreferenzen sich konstituierende Problem, hervorgebracht werden soll. Um dieses Problem zu lösen, muss also ein *soziales* System angenommen werden, dessen allgemeine Funktion es ist, die komplexe Struktur des Unsicherheitscharakters doppelt doppelter Kontingenz als basaler Grundform der sozialen Situation zu unterbrechen. Die problemlösende Eigenschaft des sozialen Systems muss deshalb gegenüber dem zu lösenden Problem als emergent gedacht werden. Emergenz ist dann sozusagen diejenige Eigenschaft, die soziale Prozesse trotz und aufgrund des Problems doppelt doppelter Kontingenz erst ermöglicht. (vgl. dazu Luhmann 1987: 157ff.)

ergeben sich komplizierte Verflechtungen innerhalb der Architektur der Beschreibung des Sozialität konstituierenden Problemzusammenhangs. Beteiligt am Problem und den Problemlösungsprozessen der doppelt doppelten Kontingenzsituationen sollen nämlich verschiedene Selbstreferenzen *unterschiedlichen Typs* sein. (vgl. dazu auch Kap. 3 und Kap. 8)

Auf der allgemeinsten Ebene bezeichnet der Begriff ‚Selbstreferenz‘ die *Zirkelhaftigkeit* der Situationen des Problems selbst. Auf der Basis der Voraussetzung der Kontingenz bezüglich der Selektionen von Alter und Ego sind die Möglichkeiten von wechselseitigen Bestimmungen abhängig von einer *willentlichen*<sup>27</sup> Aufeinander-Bezogenheit der Bestimmungen des Tuns. Alter tut nur, was Ego will, wenn Ego das tut, was Alter will. Daraus ergibt sich logisch ein infinites Regress der Notwendigkeit von Abhängigkeitsbezügen (Ego-Alter-Ego-...). Diese Tautologie der Grundsituation der unendlichen Selbstreferenz ist das *Problem* der doppelt doppelten Kontingenz. ‚Selbstreferenz‘ bezieht sich hier also auf die Situation im Ganzen – auf die Selbstbezüglichkeit des unendlichen Regresses. In der Situation sind mindestens zwei selbstreferentiell geschlossene psychische Systeme beteiligt, die beobachtend wechselseitig aufeinander Bezug nehmen. Das andere System erscheint dabei immer im Modus selbstreferenziell erzeugter Fremdreferenz. Andreas Göbel bemerkt hier zu Recht: „Und hier hat ‚Selbstreferenz‘ deutlich die Konnotation: für sich bleibend, nicht zugänglich“ (Göbel 2000:182 (Fußnote 320)). Diese theoretische Konzeption von Selbstreferenz wird, wie wir weiter unten rekonstruieren, zu unauflösbaren Widersprüchen (nicht etwa zu kreativ entfaltbaren Paradoxien) führen – deshalb ist zu betonen, dass es sich hier um eine *theoretische* Konzeption handelt, deren Widersprüche nicht im Sinne eines konstitutionstheoretischen Prinzips kreativen Paradoxienmanagements aufgelöst werden kann. Der theoretische Widerspruch kann nicht als sozialer Widerspruch verstanden werden, der im Sinne von sozialen Invisibilisierungsleistungen zu neuen konstitutiven Erzeugnissen führt. (zu sozialen Widersprüchen als Konflikte, vgl. Luhmann 1987: 488ff.) Aufgrund der nun aufzudeckenden Widersprüche muss man vielmehr davon ausgehen, dass es sich beim Luhmannschen Konzept der ‚doppelt doppelten Kontingenz‘ um ein theoretisches *Konstrukt* handelt, das in *dieser* Form (als allgemeines Ausgangsproblem der Konstitution von Sozialität) keine Entsprechung in der sozialen Wirklichkeit finden kann.

---

<sup>27</sup>Es muss hier von einer willentlich intentionalen Bezugnahme ausgegangen werden, da eine kognitive Kompetenz vonnöten ist, die mindestens dazu verhilft, eigene Selektionsprozesse auf die Möglichkeit der Autonomie (woraus die Kontingenz für alter ego in Bezug auf ego erst resultiert) eines/r Anderen zu richten. Der Wille bezieht sich in diesem Sinne eben darauf, in einer Situation wechselseitiger Intransparenz aufgrund der Autonomie der jeweiligen Sinnselektionsprozesse, anschlussfähige Operationen zu produzieren.

Soweit zunächst die Rekonstruktion der wichtigsten Implikate des Begriffs der ‚doppelten Kontingenz‘. Auf den ersten Blick könnte man meinen, dass dieser Begriff nun zum Beispiel anstatt einer *primären* Intersubjektivität die *Differenz* von Ego und Alter als Ausgangspunkt *voraussetzt*. So einfach ist es jedoch nicht. Geht man der Sache auf den Grund, erweisen sich die sozialtheoretischen Basisüberlegungen der Systemtheorie als etwas trickreicher.

Aus systemtheoretischer Sicht erscheint nämlich die Annahme der *Gegebenheit* von Ego und Alter selbst als kontingent. Die Figur der doppelt doppelten Kontingenz kann aus der systemtheoretischen *ex post* Reflexion ernsthaft betrachtet nicht als Nullpunkt sozialer Konstitution oder Evolution ‚gesetzt‘ werden. Vielmehr ist die Figur als theoretisch-methodologisch konstruierte Entscheidung zu begreifen, vor deren Hintergrund soziale Systeme dabei beobachtet werden können, wie sie Strukturen als Lösungen für dieses Problem kondensieren (vgl. Luhmann 1987: 148ff.).<sup>28</sup> Die Systemtheorie versucht mit dieser Denkbewegung, traditionellen Problemen der Annahme von *Konstitutionshierarchien* zu entgehen. Der Systemtheorie will es also weder bei vorausgesetzter Intersubjektivität um die Probleme theoretischer Erklärung der Autonomie von Ego und Alter gehen, noch möchte sie umgekehrt aus einer Situation vorausgesetzter getrennter individueller Konstitutionsoperatoren ‚Ego‘ und ‚Alter‘ der Frage nach der Möglichkeit von Intersubjektivität nachgehen (an einer analogen Fragestellung ist ja bekanntlich schon Edmund Husserl in seiner fünften Cartesianischen Meditation auf eine sehr elaborierte, schwer zu überwindende Weise gescheitert)<sup>29</sup>.

Aber gerade hier kommt es dann doch zu systemtheorieimmanenten Widersprüchen. Luhmann will ja zum einen nicht von einer *Evidenz* etwaiger alltäglicher Erfahrbarkeit doppelt doppelter Kontingenz in einem individuellen ‚Kopf‘ ausgehen und dann aufgrund komplizierter Verschachtelungsverhältnisse von irgendwie aufeinander bezogenen Analogieunterstellungen auf die reale Wirksamkeit des Theorems schließen. Hier folgt Luhmanns Argumentation seiner äquivalenzfunktionalistischen Methodologie:

Die Komplexität des Problems der ‚doppelt doppelten Kontingenz‘ ist als solches im Alltag nicht erfahrbar – gerade weil die Welt hier als Lebenswelt fungiert. Die Meisten würden die Anwesenheit eines solchen Problems auf Nachfrage hin wohl eher bestreiten (außer vielleicht postmodern geschulte Theoretiker\_innen). Vielmehr muss dieses Problem irgendwie *theoretisch konstruiert* werden. *Erfahrbar* sind laut Luhmann zunächst nur Problemlösungen

---

<sup>28</sup> Dies ist auch ein Hinweis darauf, der es sinnvoll erscheinen lässt, den Sinnbegriff als Grundbegriff der Systemtheorie zu rekonstruieren (vgl. dazu auch Schützeichel 2003) und nicht etwa den Begriff der ‚doppelten Kontingenz‘; siehe dazu Kapitel 8.

<sup>29</sup> Siehe dazu Kapitel 2.

dieses Problems. Das Problem selbst muss nachträglich erschlossen werden. Der Konstruktionsprozess dieses Theorems läuft sodann auf eine komplizierte Weise methodologisch im Sinne des Äquivalenzfunktionalismus ab.<sup>30</sup>

Nur in diesem äquivalenzfunktionalistischen Sinne kann man systemtheoretisch von der *Gesetztheit* einer Pluralität von Systemen ausgehen, von wo aus man dem unwahrscheinlichkeitstheoretischen Postulat zufolge rekonstruieren kann, wie sich durch Verdichtung von Semantiken ein Vorvertrauen der sozialen Lebenswelt erst aufbaut – den Gewissheiten der Lebenswelt also ein Prozess vorausgeht, der im Alltag der Lebenswelt aber nicht mehr erfahrbar ist. Die systemtheoretische Dekomposition beschäftigt sich dann mit der Frage, welche Strukturen sich durchsetzen, damit die Lebenswelt ihre Funktion unter Bedingungen der Kontingenz und der Ungewissheit erfüllen kann. Der Clou scheint hier also zu sein, nicht von einer Konstitutionshierarchie im Sinn von einer Vorgängigkeit von Konstitutionsleistungen der beteiligten psychischen Systeme auszugehen und dann das Problem der Konstitution sozialer Systeme lösen zu müssen. Aus dem Alltag bekannte Personalisierungen von Konstitutionsleistungen werden hier methodologisch dekomponiert.

*Aber genau diesem eigenen Dekompositionsanspruch scheint Luhmann bei seinem zentralen sozialtheoretischen Theorem der ‚doppelt doppelten Kontingenz‘ dann doch nicht konsistent folgen zu können.*

Vielmehr muss er entgegen dem Auflöseanspruch der Theorie bestimmte Entitäten *mit bestimmten Eigenschaften* voraussetzen, die eine wesentliche Funktion für den Konstitutionsprozesses des Sozialen leisten sollen. Wenn aber Luhmann das unter der Hand voraussetzen muss, kann man nicht mehr konsequent von einem äquivalenzfunktionalistischen Rückschluss sprechen, weil dann schon *vorgängig* bestimmte

---

<sup>30</sup> Auch das Problem der ‚doppelt doppelten Kontingenz‘ entsteht in der Wissenschaft zunächst im Vergleich zu alltäglichen Problemkonstitution in umgekehrter Form: Von der Problemlösung wird auf das Problem zurückgeschlossen. Allgemein beschreibt Luhmann diesen Erkenntnisprozess in *Wissenschaft der Gesellschaft* wie folgt: „In der Normalform hat man zunächst ein bestimmtes Problem, für das man sodann eine Lösung sucht. Sobald die ‚Dialektik‘ und der Selbstsubstitutionsprozess der Wissenschaft in den Blick kommen, gewinnt aber auch die Gegenform an Bedeutung. Man hat eine Lösung und sucht das Problem – vor allem, wenn man der Lösung ‚widersprechen‘ will (Dialektik!) und nach einer anderen funktional äquivalente Lösung suchen möchte. Diese Gegenform hebt die Normalform nicht auf, sie führt nur zu einer Verlängerung des Prozesses, in dem die gelösten Probleme reproblematisiert, vermeintlich gelöste Probleme abstrakter begriffen und dafür dann neue Lösungen entwickelt werden können. [...] In der Praxis der Forschung ist dies kein Zirkel, sondern eine Sequenz. Nur für die Theorie dieser Praxis, nur für die Methodologie und nur für den Fall ihrer Beobachtung ihrer Einheit erscheint das Vorgehen als zirkulär: Diese Problemlösung entdeckt das Problem, das sie löst, und kann sich deshalb als Problemlösung behaupten. In der Praxis der Forschung, in der Sequenz ihrer Operationen ist dieser Zirkel von Problem und Problemlösung gerade die Garantie dafür, dass es immer weitergeht. Hierin liegt, anders gesagt, die Absicherung einer Restliquidität gegenüber allen theoretischen Festlegungen. Sie erscheinen als Problemlösungen, die jederzeit reproblematisiert werden können. Zugleich kontrolliert sich die Methode auf diese Weise selbst.“ (Luhmann 1990: 423)

Möglichkeitsbedingungen für die Konstitution von Sozialität vorausgesetzt werden müssten. Um diese These zu prüfen, soll nun zunächst eine genauere Analyse *nahe am Text* der systemtheoretischen Beschreibung der Grundsituation ‚doppelter Kontingenz‘ durchgeführt werden.

„Die Grundsituation der doppelten Kontingenz ist dann einfach: Zwei black boxes bekommen es auf Grund welcher Zufälle immer, miteinander zu tun. Jede bestimmt ihr eigenes Verhalten durch komplexe selbstreferentielle Operationen innerhalb ihrer Grenzen. Das, was von ihr sichtbar wird, ist deshalb notwendig Reduktion. Jede unterstellt das gleiche der anderen. Deshalb bleiben die black boxes bei aller Bemühung und bei allem Zeitaufwand (sie selbst sind immer schneller!) füreinander undurchsichtig“ (Luhmann 1987: 156).

Das Problem ist hier, wie sich zeigen wird, dass zwei selbstreferentiell operierende black boxes einfach vorausgesetzt werden, ohne darauf einzugehen, wie sich diese wiederum konstituieren – was gezeigt werden müsste, wenn man diesen schon aus theoretischer Perspektive bestimmte Kompetenzen zuschreibt, wie Luhmann dies tut. Ihm scheint zwar klar zu sein, dass ‚Ego‘ und ‚Alter‘ als Handlungssubjekte nicht einfach vorausgesetzt werden dürfen, wenn man diese als systemische Konstitutionsresultate begreift, wie er in kritischer Distanz zu Parsons feststellt.

„Man wird fragen müssen, was eigentlich diese als Ego und Alter bezeichneten Handlungssubjekte sind, wenn doch das, was an ihnen ‚organism‘ und ‚personality‘ ist, erst im Handlungssystem ausdifferenziert wird, dem System also nicht vorgegeben ist. Und man wird fragen müssen, wie die Kontingenz zu begreifen ist, wenn doch alle bestimmte Ordnung erst auf Grund der Problemlage doppelter Kontingenz entsteht“ (Luhmann 1987: 151).

Aber woher sollen die Kompetenzen, die Luhmann selbst den black boxes zuzuschreiben scheint – zumindest implizit zuschreiben muss – kommen, die vorhanden sein müssen, um das Problem der ‚doppelt doppelten Kontingenz‘ überhaupt als solches konsistent *beschreiben* zu können. Um also nochmals explizit zusammenzufassen: In der Situation der doppelt doppelten Kontingenz gibt es noch nicht ‚Alter‘ und ‚Ego‘ als ‚Handlungssubjekte‘, sondern es treten sich zwei ‚black boxes‘ gegenüber. Mit dieser Strategie versucht Luhmann, dem äquivalenzfunktionalistischen Postulat des Rückschlusses von der Problemlösung auf das Problem gerecht zu werden. An dieser Stelle führt aber die Kopplung äquivalenzfunktionalistischer Methodologie mit den ‚abgeleiteten‘ konstitutionstheoretischen Voraussetzungen zu unauflösbaren Widersprüchen. Die äquivalenzfunktionalistische Methode soll davor bewahren können, konstitutionstheoretisch substantialisierte Eigenschaftenträger voraussetzen zu müssen. Von den an der Existenz sozialer Systeme ‚ablesbaren‘ Problemlösungen soll vielmehr rückgefragt werden können auf das Problem.

„Das bedeutet Verzicht auf jede substantialisierte Auffassung von Individuen oder Akteuren, die als Träger bestimmter Eigenschaften die Bildung sozialer Systeme ermöglichen. Stattdessen wird von der Ebene sozialer Systeme aus die Frage gestellt, wie weit die Beteiligten einander verstehen können müssen, um kommunizieren zu können“ (Luhmann 1987: 155).

*Nun wird aber, trotz der hier dargelegten Zurückhaltung in Bezug auf die Zuschreibung von Eigenschaften der teilnehmenden black boxes, seltsamerweise widersprüchlich vorausgesetzt, dass diese mit der Fähigkeit ausgestattet sind, doppelte Kontingenz erfahren zu können.*

„Soziale Systeme entstehen aber dadurch (und nur dadurch), dass beide Partner doppelte Kontingenz erfahren und dass die Unbestimmbarkeit einer solchen Situation für beide Partner jeder Aktivität, die dann stattfindet, strukturbildende Bedeutung gibt“ (Luhmann 1987: 154)

Hier sind also zwei „Partner“ vorausgesetzt, die die *Kompetenz* haben sollen, den Anderen *als* Anderen zu beobachten, der es mit dem der Form nach identischen Problem der Unsicherheit zu tun hat. Wie sich aber zeigen wird, ist mit dieser Kompetenz eine *kognitive* Beobachtungsfähigkeit vorausgesetzt, die sich nicht einfach aufgrund des äquivalenzfunktionalistischen Rückschlusses theoretisch legitimieren lässt.

Bei dieser Voraussetzung handelt es sich um eine Widersprüchlichkeit, die Inkonsistenzen in den Begrifflichkeiten der Theorie anzeigt: Die Theorie kann nicht gleichzeitig für eine Konstitution des Sozialen relevante Kompetenzen von Ego und Alter voraussetzen, zugleich aber behaupten, dass sie sich nicht um die Anfangssituation kümmern und Probleme ausschließlich als entfaltete Paradoxien wahrnehmen. Die zur Debatte stehenden Kompetenzen sollen explizit schon auf der ‚Ebene‘ des primären Grundproblems doppelter Kontingenz vorausgesetzt werden können – in diesem Sinne also auch schon auf der Ebene der Konstitution der Sozialdimension des Sinns vorhanden sein.

Das dabei auftretende theoretische Problem lässt sich folgendermaßen explizieren: Doppelt doppelte Kontingenz wird als *Grundsituation* des Aufbaus von Sozialität (im Modus des äquivalenzfunktionalistischen Rückschlusses) postuliert. *Das Problem ist aber, dass hier Voraussetzungen schon gegeben sein müssten, die eigentlich erst zustande gekommen sein können, wenn das Problem mit der Emergenz sozialer System gelöst ist (theoretisch temporales Paradox).* Denn die Kompetenz von Alter, die Intransparenz Egos erfahren zu können, ist an eine bestimmte Beobachtungsfähigkeit gebunden, die nicht einfach ex nihilo vorausgesetzt werden kann. Auch die Form des äquivalenzlogischen Rückschlusses reicht hier nicht aus, um theoretische Konsistenz herzustellen, denn rückgeschlossen wird hier ja gerade auf eine Situation, die bestimmte Kompetenzen voraussetzt, deren Konstitution gesondert erklärt werden müssen. Und genau bei der Explikation der Ansprüche, die eine solche gesonderte Erklärung in Bezug auf den äquivalenzfunktionalistischen Rückschluss liefern müsste, kommt es zu dem angezeigten temporalen Paradox auf der Ebene theoretischer Begriffsbildung. Die in der Systemtheorie zumindest implizierten konstitutionstheoretischen

Voraussetzungen können nicht konsistent mit der äquivalenzfunktionalistischen Methodologie in Einklang gebracht werden.

Meine These ist, dass die konstitutionstheoretisch vorausgesetzte Kompetenz erst dann adäquat verstanden werden kann, wenn man sich ‚alter Ego‘ als derart konstituierte Entität vorstellen kann, die bereits Zugriff und eine damit verbundenen Anwendungskompetenz haben muss auf eine gewisse *Freiheitssemantik*. Diese emergiert aber evidenterweise im Sinne der systemtheoretischen Logik erst mit der Ausdifferenzierung sozialer Systeme respektive Semantiken.(vgl. dazu Kap. 3) Luhmanns begrifflich-methodologische Strategie erfordert es deshalb, dass die Unterstellbarkeit der doppelten Kontingenz auf der Sozialebene schon vor dieser *Konstruktion*, eine Freiheitssemantik angenommen werden können muss, denn theoretisch fungiert der Begriff der ‚Emergenz‘ des ‚sozialen Systems‘ (in dem die Freiheitssemantik erst konstituiert wird) ja als Lösung des Problems der doppelten Kontingenz. Der Widerspruch ist damit also nicht gelöst. Würde man doppelt doppelte Kontingenz aber unter der Voraussetzung bereits konstituierter Freiheitssemantik als historisches Problem betrachten, könnte dieses Theorem nicht mehr das zugrunde liegende Dekompositionsniveau der Theorie bereitstellen, weil es sich dann ja auf ein rein semantisches *nachträgliches* Konstrukt (ohne klare Referenz auf ein vorgängiges Problem) beschränken würde und damit die äquivalenzfunktionalistische Dialektik ‚doppelt doppelter Kontingenz‘ im Sinne einer allen sozialen Tatsachen zugrunde legen zu könnende Heuristik von Problem/Problemlösung außer Kraft setzen würde. Um diese aufrechterhalten zu können, muss das Problem schon auf der Ebene der Sozialdimension *real* bereitstehen (also schon bevor qua Semantikbildung ‚Freiheit‘ zur Verfügung gestellt werden kann), um Systembildungsprozesse initiieren zu können.

Denn wie wir rekonstruiert haben, stellt Luhmann sich das ja folgendermaßen vor: Doppelt doppelte Kontingenz soll zunächst die *Voraussetzung* für die Ausdifferenzierung (Konstitution) der Sozialdimension sein. Erst darauf aufbauend, also nachträglich fungiert sie dann *auch* als *Katalysator* für die Emergenz sozialer Systeme – *nachdem* die Emergenz schon als Problemlösung des Problems doppelter Kontingenz konstituiert ist. Denn gemäß Luhmann, ist die Grundsituation der doppelt doppelten Kontingenz bereits in der Sozialdimension des Sinns vorhanden. Hier erzeugt diese dann *Aktionsdruck*. Dieser Druck zur Enttautologisierung der Grundsituation ist *das* soziale Problem schlechthin. Dieses erfordert immer wieder neue Lösungen. Die Konstitution sozialer Systeme stellt diese bereit. Wenn aber der Aktionsdruck erst zustande kommen kann, wenn doppelt doppelte Kontingenz *erfahren* werden kann, und die dafür notwendigen kognitiven Kompetenzen vorhanden sein

müssen (das Zur-Verfügung-haben und Anwenden-können einer Freiheitssemantik), dann kommt es zu den genannten temporalen Paradoxien: Soziale Systeme müssten schon etwas bereitgestellt haben, damit sie entstehen konnten, noch bevor es sie also geben konnte.

Kann diese Paradoxie äquivalenzfunktionalistisch entfaltet werden? Die Luhmannsche Methode erfordert es, dass aus der (vermeintlichen) theoretischen Sichtbarkeit der Existenz der Problemlösung doppelt doppelter Kontingenz (z.B. qua Vertrauen oder Konsens) auf die Form der Sozialdimension zurückgeschlossen werden kann. Hierauf werden dann die weiteren konstitutionstheoretischen Annahmen aufgebaut. Die Frage bleibt hier also: Was muss behauptet werden, wenn man auf der Ebene der Sozialdimension von Entitäten mit den genannten Kompetenzen (Fähigkeit, doppelt doppelte Kontingenz beobachten zu können) ausgeht?

Nur weil die Voraussetzung *noch unbestimmter* doppelt doppelter Kontingenz auf der ‚Ebene‘ der Sozialdimension angenommen werden kann, ist es Luhmann möglich, die ‚sichtbaren‘ Lösungen als unwahrscheinlich zu klassifizieren und sie eben dadurch als Problemlösung desselben allgemeinen Problems vergleichbar machen zu können. Hierin soll ja gerade der Abstraktionsvorteil begründet sein: Reziprozität und Intersubjektivität können dann als Problemlösungen des Problems der doppelt doppelten Kontingenz beschreiben werden.

Kann der Äquivalenzfunktionalismus mit notwendigen konstitutionstheoretischen Voraussetzungen eventuell doch kompatibel gemacht werden, wenn man als basale Selbstreferenz die ‚Einzelhandlung‘ setzt? Da Luhmann ja, wie oben gesehen, weiß, dass Ego und Alter nicht einfach als Handlungssubjekte vorausgesetzt werden können, er aber dennoch das Theorem der ‚doppelt doppelten Kontingenz‘ auf der Ebene der Sozialdimension voraussetzen will, versucht er, als basale Selbstreferenz die ‚Einzelhandlung‘ zu postulieren. Auf der Ebene der allgemeinen Sinnproduktion und Reproduktion ist dann die Einzelhandlung für die basale Selektion der Anschlüsse gesetzt. Weder das Subjekt noch primäre Intersubjektivität kommen für die basale Sinnkonstitution in Frage, will Luhmann den Clou seines dekomponierenden Blickes aufrechterhalten. Diese Lösung ist bei oberflächlichem Blick plausibel angelegt:

„Das ‚selbst‘, um das es hier geht und auf das rückverwiesen wird, ist also nichts weiter als die Handlung, die ihren Sinn festgelegt hat und dabei sozusagen ertappt wird und dies mitberücksichtigt. Die basale Selbstreferenz wird auf diese Weise in den Sinnbestimmungsprozess, der Handlungen erst konstituiert, immer schon eingebaut. Die Elemente bzw. Elementarereignisse, aus denen Systeme gebildet werden, kommen ohne solche Selbstreferenz gar nicht zustande, sie werden selbstreferenziell konstituiert und entwickeln erst auf dieser Grundlage ihre Strukturbaumöglichkeiten und ihr Raffinierungspotential“ (Luhmann 1987: 182f.)

Weiter heißt es dann:

„Da diese Selbstreferenz jedoch über ein alter Ego läuft, als durch einen dies bestimmte Handeln nicht selbst Vollziehenden vermittelt wird, ist immer auch eine andere Ebene der Selbstreferenz im Spiel, nämlich der Bezug auf das soziale System, das die basale Selbstreferenz erst ermöglicht und auf diese Weise selbst am Handlungsverlauf beteiligt wird. Zur Selbstreferenz gehört mithin einerseits: dass die Handlung sich selbst in der Perspektive des alter Ego kontrolliert; und andererseits: dass sie sich eben damit einem sozialen System zuordnet, in dem dies der Fall ist.“ (Luhmann 1987: 183)

Diese Lösung wäre aber nur konsistent, wenn Ego und Alter als formal analoge Entitäten – also tatsächlich als black boxes, ohne Eigenschaften – konzipiert werden könnten, die ihre Differenz quasi erst vermittelt durch die basale Selbstreferenz der Handlung nachträglich generieren würden. Gleichzeitig setzt das Theorem der ‚doppelt doppelten Kontingenz‘ aber voraus, dass entweder Alter oder Ego *anfangen* können muss, etwas zu tun, und dies aufgrund von Aktionsdruck auch tut. Dann muss aber der *Übergang* von einer Situation, in der formal identisch gegebenen Entitäten sich gegenüberstehen, hin zu einer Situation erklärt werden können, in der einer der beiden anfängt. Lutz Ellrich erkennt hier folgerichtig:

„Luhmann kommt bei der Bestimmung des Identität/Differenz-Problems nicht aus dem altbekannten Dilemma heraus. Die den Systembildungsprozess einleitende Handlung Egos muss Luhmann dem Black- box-Modell folgend als Selbstfestlegung definieren, die den Akteur bindet, ‚bevor der andere sich gebunden hat‘.“ (Ellrich 1992: 42)

Die Kompetenz überhaupt Anfangen zu können, setzt also die *Fähigkeit* voraus, sich in einer Situation doppelt doppelter Kontingenz zunächst selbst, als Selektionsoperator mit Bezug auf eigene und fremde Möglichkeiten, *bestimmen* zu können. Dies ist nicht denkbar, wenn Handlung die primäre Selbstreferenz sein soll. Denn dann müsste *diese* ja für den primären Bestimmungsprozess zuständig sein. Die primäre Selbstreferenz würde sich dann, wie auch oben schon beschreiben, auf die Situation als Ganze beziehen: Die Handlung hätte die Aufgabe, die Situation der doppelt doppelten Kontingenz den beiden beteiligten noch formal als analog vorgestellten Entitäten wechselseitig zu spiegeln (vgl. Ellrich 1992: 42). Dazu müssten aber wiederum gleichzeitig den beteiligten Selbstreferenzen von Alter und Ego schon die oben genannten kognitiven Fähigkeiten des Erkennens des Anderen *als* anderen mit Freiheitskompetenzen unterstellt werden, um dieses Spiegelungsverhältnis erfahren zu können, und den damit verbunden Aktionsdruck überhaupt erklären zu können.

Summa summarum lässt sich also sagen, dass auch dieser Versuch daran scheitert, dass wiederum eine *Kompetenz* zur Erklärung der Situation benötigt wird, durch die der Aktionsdruck, der eigentlich erst aus der Erfahrbarkeit der doppelt doppelten Kontingenz resultieren soll, zuvorderst ermöglicht wird (theoretisch temporales Paradox). Das Anfangen können Egos setzt genau diese Fähigkeit voraus, er/sie muss gleichzeitig doppelt doppelte Kontingenz erfahren können und auch schon aus einem Horizont möglicher Anfänge

selektieren können. Es müsste also tatsächliche Freiheit sowie deren Erkennbarkeit von Ego und von alter Ego vorausgesetzt werden, schon bevor sich eine Semantik der Freiheit entwickelt hat, die erst als nachträgliche Problemlösung in schon konstituierten sozialen Systemen zustande kommen kann.

Man kann jetzt also sehen, dass der Widerspruch, der dem Konzept der ‚doppelt doppelten Kontingenz‘ zugrunde liegt, die Form einer temporalen Paradoxie auf der Ebene der theoretischen Begriffsbildung hat.

## 5.2 Pragmatistisches Modell des impliziten Wissens

Ist es möglich, das Konzept der ‚doppelt doppelten Kontingenz‘ und das daraus resultierende Dekompositionsniveau der Systemtheorie beizubehalten? Wenn dies möglich sein soll, müssen zunächst die aufgezeigten Aporien beseitigt werden. Im Folgenden soll eine Sequenz pragmatistischer Begrifflichkeiten vorgeschlagen werden, die eine Lösung des Problems ermöglichen kann. Die Möglichkeit eines Vergleichs der systemtheoretischen mit den pragmatistischen Begriffen liefert hier zunächst die Ausgangsfrage nach den Möglichkeitsbedingungen sozialer Ordnung. In der hier diskutierten Perspektive stellt sich diese Frage in der Form, ob das Problem der doppelt doppelten Kontingenz konsistent als Ausgangsproblem sozialer Konstitutionsleistungen, sowie soziologischer Begriffsbildungspraxis gewählt werden kann.

Zu richten ist also der Blick zunächst auf die begrifflichen Bestimmungen bezüglich der Faktoren primärer Problem- und Problemlöseprozesse, welche die Konstitution sozialer Ordnungsverhältnisse orientieren. Ein in Bezug auf die Lösung der oben dargestellten Widersprüche förderlicher Vorschlag ist die Einführung eines pragmatistisch motivierten Begriffs eines primären Situationszusammenhangs. Dieser nun kurz zu schildernde Versuch hat den Vorteil, die Getrenntheit von Ego und alter Ego, als Entitäten mit komplexen Kontingenzwahrnehmungskompetenzen, weder implizit noch explizit als primäre Konstitutionsfaktoren voraussetzen zu müssen.

Wichtig für unseren Diskussionszusammenhang ist daher die Frage, welche Kompetenzen infolge eines pragmatistischen Situationsbegriffes postuliert werden müssen, um die Konstitution von Sozialität theoretisch fassbar machen zu können, ohne sich in die systemtheoretischen Aporien zu verstricken. Der Vorschlag, der hier entwickelt werden soll, geht von *praktischen* Kompetenzen bezüglich des primären Umgangs mit der Welt aus. Die Frage wird sein, ob diese Umstellung – also weg von der Voraussetzbarkeit der *kognitiven*

sehr komplexen Beobachtungskompetenzen der primären Wahrnehmbarkeit der Situation doppelt doppelter Kontingenz und der daran gebundenen Handlungsfähigkeit, dazu führen kann, das Theorem in konsistenter Weise *neu* verorten zu können, um daran anschließend von der Systemtheorie schon gebrachte Dekompositionsleistungen (auch und besonders gesellschaftstheoretischer Art) fruchtbar in integrierender Weise weiterverwenden zu können. In der Situation der pragmatischen Eingebundenheit in die Welt, muss zunächst nicht die/der Andere *als* Andere/r mit freiem Willen identifiziert werden können, der als Voraussetzung für doppelt doppelte Kontingenz gedacht werden muss, sondern es wird eine Kompetenz im Umgang mit Anderen vorausgesetzt, die zunächst keine derartige identifizierende Zuordnungen benötigt. Hans Joas spricht in Bezug auf dieses Können, das hier vorausgesetzt ist, von „vagen Zieldispositionen“ (vgl. Joas 1996: 218ff., insb. 236). Es handelt sich dabei um ein implizites Wissen, das als primärer Typ der *Erfahrung* im Umgang mit der Welt eher eine heuristische Funktion innehat (vgl. dazu auch Renn 2006a: 283ff.). Spezifische Subjekt-Objekt-Unterscheidungen sind in diesem Modus noch nicht zugänglich. Diese emergieren erst, wenn es in *praktischer* Auseinandersetzung mit der Welt zu *praktischen* Ausweglosigkeiten kommt, die so etwas notwendig machen, was man dann als *kognitives* ‚Erkennen‘ bezeichnen kann. (vgl. dazu auch Mead 1980/1903). Pragmatisch zu machende Erfahrungen sind hier also kognitiven Beobachtungsmöglichkeiten vorgängig. *Im Anschluss daran folgt die These, dass die Fähigkeit sich ‚selbst‘ in einer Situation doppelt doppelter Kontingenz wahrnehmen zu können, erst im Zuge solcher praktischen Widerstände entstehen kann.* Also erst dann, wenn sich Problemlösungsstrukturen etablieren, die nicht mehr im Modus des pragmatischen Umgangs mit der Welt allein gelöst werden können.<sup>31</sup> Die Fähigkeit, in intentionalem Bezug auf seine Umgebung handeln zu können, ist in pragmatistischer Perspektive nicht per se an das Problem der Überwindung doppelt doppelter Kontingenz gebunden. Es ist kein kognitives Erkennen einer komplexen Unsicherheitslage vonnöten, um zum Handeln motiviert zu werden. Vielmehr benötigt man hier zunächst<sup>32</sup> – auch im Umgang mit sozialen Situationen (vgl. dazu auch Renn 2006: 283ff.) – praktisches

---

<sup>31</sup> In Kapitel 8 beschreibe ich, wie diese pragmatischen Kompetenzen zu verorten sind in einem allgemeineren Sinn/Welt- Zusammenhang, der wiederum mit dem systemtheoretischen Instrumentarium von Niklas Luhmann gut beschrieben werden kann.

<sup>32</sup> Dieses ‚zunächst‘ weist in meiner Perspektive auf keinen Fall auf eine konstitutive Vorgängigkeit hin – denn konstitutionstheoretische Überlegungen und damit die Auszeichnung von bestimmten konstitutiv mitwirkenden Entitäten sind abhängig von einer allgemeinen Sinnproblematik, die allein als vorgängig respektive vorgeordnet bezeichnet werden kann; diese pragmatische Dimension des Wissens ist aber nochmal zu unterscheiden von Luhmanns Begriff der Lebenswelt als spezifische Weltrealisierung, die in komplexen Prozessen vorbereitet werden muss. Das pragmatische Wissen ist eine zusätzliche Form des Wissens, die im Zusammenspiel mit weiteren Formen des Wissens das komplexe Gefüge von Sozialität erst adäquat beschreiben kann, dazu mehr in Kapitel 8.

Wissen, welches in der Form somatisch habitualisierter Erwartungen organisiert ist. Diese sind dem Handelnden nicht unbedingt explizit bewusst. Allein der personale Körper ist schon in der Lage Handlungen anzuleiten (vgl. Joas 1996: 236). Das heißt, Handlungen kommen nicht erst nachträglich zustande, nachdem der Akteur sich bewusst einen Plan über das Erreichen von konkret identifizierbaren Zielen entworfen hat, sondern die Gegebenheiten der Situation selbst bestimmen die Handlung mit – und diese Gegebenheiten sind nicht *primär* das Problem der doppelt doppelten Kontingenz.

Diesem pragmatistischen handlungstheoretischen Konzept liegen auch bestimmte den handelnden Entitäten zuschreibbare Kompetenzen zugrunde – allerdings muss hier nicht die kognitiv anspruchsvolle Fähigkeit, doppelt doppelte Kontingenz erfahren zu können, vorausgesetzt werden. Vielmehr handelt es sich hier um eine pragmatische an den Leib gebundene Kompetenz, die für den Umgang mit der Umgebung (auch der Sozialen) erforderlich ist. (vgl. dazu auch Renn 2006a: 276ff.) Bemerkbar macht sich diese dem expliziten Wissen vorgängige Form<sup>33</sup> des Wissens erst dann, wenn es zu Handlungsproblemen kommt, die, um fortsetzen zu können, einer *reflexiven* Lösung bedürfen (vgl. dazu Mead 1980/1903). Dann aber wird auch deutlich, dass es ein vor den reflexiven Explikaten vorgängiges implizites Wissen gegeben haben muss. Denn die Reflexionen machen sich ja bemerkbar in Situationen, die Problemlösungen bedürfen, für die vorgängige Handlungspraktiken keine geeigneten Lösungen mehr bereitstellen können. Dem expliziten Wissen, welches in Form von Erwartungsstrukturen erscheint, liegt also eine implizite Handlungspraxis zugrunde, so muss man schließen. Denn allein schon dem Haben-können von Erwartungen und Erwartungserwartungen liegt eine vorgängige Praxis zugrunde, in der schon die Möglichkeit und damit die Fähigkeit intentionaler Bezugnahmen gegeben sein muss. Dies folgt zum einen daraus, dass man die evidente Möglichkeit von *Veränderungen* in den Erwartungsstrukturen nicht erklären könnte, wenn man keinen von außen kommenden initiierenden Impuls annehmen würde.<sup>34</sup> Denn im Grunde könnte gar keine Anschlussmöglichkeit auf eine von außen kommende Irritation hergestellt werden, wenn sich explizite Erwartungen nur von anderen expliziten Erwartungen irritieren lassen würden – Erwartungen hätten dann keine Referenz auf das zu reagierende Problem.<sup>35</sup> Denn die Explikation muss ja zunächst selbst eine Reaktion auf ein Problem sein, welches sich auf der Ebene pragmatischer Bezugnahmen konstituiert. Das folgt auch logisch aus dem Problem der

---

<sup>33</sup> Es gibt in dieser Perspektive also Wissensformen die aufeinander aufbauen, rückgebunden sind aber alle an eine allgemeine Sinnproblematik, siehe dazu Kap. 8.

<sup>34</sup> Zu der besonderen Problematik der Erklärung von Veränderungen und Transformationen, siehe Kap. 6 und Kap. 8

<sup>35</sup> Vgl. dazu auch die ausführliche Argumentation von Hilary Putnam 1990: 15ff.

Anwendungsfähigkeit expliziten Wissens in Situationen. Wenn es für die Applikation von expliziten Erwartungsstrukturen für jede Situation wiederum eine explizite Anwendungsregel (in Form einer etablierten kulturellen Anwendungserwartung) geben müsste, würde das in einen unendlichen Regress führen, da es für jede weitere Erwartungserwartungen und deren Anwendungsregel wieder eine Regel der Anwendung geben müsste. (vgl. dazu Renn 2006a: 173f.) Man würde sich wieder in einem selbstreferenziellen Zirkel befinden, der, um soziale Anschlüsse zu ermöglichen, einer von außen kommenden Unterbrechung des Zirkels bedürfte. Einem verleblichten impliziten Wissen wohnt eine solche Irritationsmöglichkeit inne. Deshalb muss es neben den kognitiven expliziten Erwartungsstrukturen eine andere diese irritieren könnende Form der Bezugnahme geben.<sup>36</sup>

Geht man von dem eben vorgestellten pragmatistischen Begriff des impliziten Wissens aus, ist auch die *Art* der Erwartungen, die auf soziale Andere gerichtet werden, in anderer Weise zu bestimmen, als Luhmann dies tut. Diese sind dann nicht durch eine primäre Unsicherheit in Bezug auf Erwartungserwartungen gekennzeichnet bzw. als Lösungen in Reaktion auf das Problem emergiert, welche durch die Erfahrung der doppelt doppelten Kontingenz zustande kommt. Die Art der Erwartungen bzw. Erwartungserwartungen, die sich in diesem pragmatischen Problem/Problemlösungszusammenhang als Prozess stabilisieren, können mit dem systemtheoretischen Begriffsinstrumentarium nicht adäquat gefasst werden. Das Handeln wird nicht primär durch ein implizites oder explizites Wissen um die doppelt doppelte Kontingenz gesteuert, denn primäres soziales Handeln kommt nicht zuerst aus individuellen Selbstbestimmungen im Rahmen der Problemsituation doppelt doppelter Kontingenz zustande, sondern es ist immer Teil einer komplexen Situation, einer Gruppenaktivität, deren *Teile* kooperative Beiträge der Individuen sind (vgl. Joas 1996: 277f.). Um in einer solchen Situation einen Beitrag zu liefern, bedarf es nicht primär der kognitiven Fähigkeit, die/den Andere/n als intransparent zu erkennen. *Es bedarf vielmehr zunächst nur der impliziten Fähigkeit, Erfahrungen von Erwartungen unterscheiden zu können.*<sup>37,38</sup> Die Fähigkeit, die schon auf impliziter Ebene vorhanden sein muss, ist der entscheidende Hebel auch für Explikationstätigkeiten, wenn implizites Wissen allein nicht mehr ausreicht, um soziale Koordination und Kooperation zu gewährleisten.<sup>39</sup> Und dies ist ja in menschlicher Sozialität evidenterweise häufig der Fall. Im Zuge dieses Prozesses haben sich etliche

---

<sup>36</sup> Genaueres zu der Beziehung dieser differenten Typen des Wissens, siehe Kap 8.

<sup>37</sup> Vgl. zu den folgenden auf diese Unterscheidung aufbauenden Ausführungen auch das Übersetzungskonzept (insbes. ‚Übersetzung I‘) von Joachim Renn 2006a: 283ff.

<sup>38</sup> Diese Differenz von Erwartung und Erfahrung ist sodann die entscheidende Ergänzung, die zu einer ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ führt, siehe dazu Kap. 8.

<sup>39</sup> siehe dazu Kapitel 8.

Erwartungsstrukturen entwickelt, die das Soziale ordnende Funktionen innehaben. Es handelt sich hierbei um einen Prozess, bei dem Erwartungen nicht aus der Situation doppelt doppelter Kontingenz entstanden sind, sondern aus Erfahrungen praktischer Ausweglosigkeiten auf der Ebene impliziter Bezugnahmen sich entwickelt haben. (vgl. dazu Renn: 2006b).

Dazu ist es nötig, die *Erfahrung* des aufkommenden Reizes mit der eigenen *Erwartungshaltung vergleichen* und *unterscheiden* zu können. (vgl. dazu Renn 2006a: 283ff.) Die Unterscheidungsfähigkeit liegt hier aber nicht im Bedarf, doppelt doppelte kontingente Problemsituationen zu erkennen, sondern erforderlich ist zunächst nur die weit weniger voraussetzungsreiche Kompetenz, interne Erwartungshaltungen von äußerlichen Reizen unterscheiden zu können. Die Möglichkeitsbedingung dafür ist es „zwei zeitlich getrennte Ereignisse und zweierlei Formen (typische und konkret zuhandene) aufeinander [...] beziehen“ (Renn 2006a: 284) zu können. Die Formen, die dabei typisch zuhandene sind, sind keine, die der kognitiven Reflexion bedürfen, sondern es sind habitualisierte Formen des Umgangs mit typischen Problemfällen. Die Unterstellung des alter Ego als *frei* agierender Handelnder gehört hier noch nicht dazu, vielmehr werden die eigenen impliziten Zieldispositionen verglichen mit dem jeweiligen Reiz, der eine Problemlage aus der aktuellen Umgebung anzeigt – immer bezogen auf die eigenen Erwartungsstrukturen. Dazu bedarf es zunächst nicht der Fähigkeit, die/den Andere/n *als* Andere/n mit komplexen Kontingenzwahrnehmungskompetenzen beobachten zu können. Wahrgenommen werden können müssen nur diejenigen Probleme, die die Widerständigkeit der Anderen gegenüber den eigenen impliziten Dispositionen und der auf diese bezogenen Verwirklichungsabsicht erklären können. Die Unsicherheiten, die dann im Bereich der „primären Sozialität“ (vgl. Joas 1996: 270ff.) auftreten, sind also nicht einer primären doppelt doppelten Kontingenz geschuldet, sondern vorausgesetzt werden muss zunächst nur die Möglichkeit einen Vergleich der im Leib gespeicherten Erwartungen mit der darauf bezogenen Differenzenerfahrung, welche durch die aktuelle Situation generiert wird, durchführen zu können. (vgl. Renn: 284f.) Die *Problemkonstitution* referiert dabei zum einen auf die eigenen impliziten, körperlichen Dispositionen und zum anderen auf den darauf bezogen Einfluss der Umgebung (vgl. Renn 2006a: 283ff.). Im Bereich des Sozialen treffen hier differente derartige Konstellationen aufeinander, die sich aneinander reiben können und in bestimmten Fällen zu *Explikationsversuchen* des ursächlichen Problems (und dann auch: des dafür gehaltenen), in der Absicht dieses zu lösen, führen können. Das primäre Problem der Konstitution ‚des Sozialen‘ ist hier also nicht das der doppelt doppelten Kontingenz, sondern der Versuch differente somatische Zieldispositionen im Umgang mit der zuhanden Umgebung der

Zeugwelt (vgl. Heidegger 2001: 66ff.) und der Anderen in kooperativen Einklang zu bringen (vgl. dazu auch Renn 2006a: 272ff.).<sup>40</sup>

Schaltet man diese an die pragmatistischen Konzepte von Hans Joas und Joachim Renn<sup>41</sup> angelehnte Begrifflichkeit des impliziten Wissens und der pragmatischer Problemkonstitution vor das systemtheoretische Konzept der ‚doppelten Kontingenz‘<sup>42</sup>, so scheint eine Pragmatisierung der Systemtheorie möglich. Auch wenn die wechselseitige Intransparenz in dieser Konzeption dann nicht mehr der basale Problemlieferant ist, kann diese aber weiterhin als eine wichtige Komponente sozialer Phänomene betrachtet werden. Nur werden diese jetzt anders hergeleitet. Das Problem der doppelt doppelten Kontingenz wird nicht zunächst methodisch postuliert, sondern es lässt sich mit einer pragmatistischen Formulierung der Konstitutionsbedingungen rekonstruieren. Kontingenz kommt in verschiedenen Formen dann zustande, wenn sich differente Problemlösungen in Form von Erwartungsstrukturen für verschiedene soziale Einheiten wie Personen, Milieus, Organisationen oder Systeme etabliert haben (vgl. Renn 2006a: 397ff.). In der Folge dieser Etablierung ändert sich auch der implizite Umgang mit Problemen. Die allgemeine *Form* der Derivation des primären pragmatischen Weltbezuges über pragmatische Krisen hin zu verfestigten Problemlösesituationen bleibt aber gleich. Die abgeleiteten Institutionen sind also auf einem Weg der Explikation von Problemen und der damit verbundenen Habitualisierung von Problemlösewegen entstanden. Das Problem der doppelt doppelten Kontingenz, soll es weiterhin für gesellschaftstheoretische Analysen fruchtbar sein, muss dann konsistent in diesen Zusammenhang eingebettet werden.

### 5.3 Pragmatisierung der doppelten Kontingenz

Bezieht man diese pragmatistischen Überlegungen auf das Konzept der ‚doppelt doppelten Kontingenz‘, so kann dieses weder konstitutionstheoretisch noch äquivalentfunktionalistisch als absolutes Ausgangsproblem soziologischer Theoriebildung dienen. Ohne nun hier schon ein Substitut vorschlagen zu wollen, kann man zumindest programmatisch in Bezug auf das Verhältnis von Theorie und Phänomenbezug einige (vorläufige) Schlussfolgerungen ziehen.

---

<sup>40</sup> Dieser Zusammenhang ist aber wiederum als eingebettet zu betrachten in eine allgemeine Sinnproblematik, siehe dazu Kap. 8.

<sup>41</sup> Die Kombination der Konzepte dieser beiden Autoren soll keineswegs suggerieren, dass zwischen deren Konzepten keine Widersprüche bestehen würden. Diese können hier aber nicht thematisiert werden, vielmehr interessiert hier eine konstruktive Verbindung, um die angestrebte Pragmatisierung der Systemtheorie auf den Weg zu bringen.

<sup>42</sup> Um Missverständnissen vorzubeugen, sei hier erwähnt, dass diesem Konzept des ‚pragmatischen impliziten Wissens‘ selbst wiederum der Luhmannsche Sinnbegriff vorgeordnet werden wird, siehe dazu Kap. 8.

Begriffliche Bestimmungen auf sozialontologischer Ebene sind relevant für den Charakter soziologischer Dekomposition. Der entscheidende Faktor für die Bestimmung der Zirkularität von Theorie und Phänomen ist, dass Kontingenz nicht als fundamental *erfahrbarer* Typ des menschlichen Weltzugangs konzipiert werden kann.<sup>43</sup> ‚Doppelte Kontingenz‘ kann dann auch nicht Ausgangspunkt der Analyse des Zustandekommens sozialer Ordnung sein. Vielmehr sind die für das Problem der doppelten Kontingenz notwendigen Kompetenzen dann als Resultat von Problemen zu verstehen, die auf der Ebene des pragmatischen Weltzugangs mithilfe des impliziten Wissens nicht mehr lösbar waren. Das Problem der doppelten Kontingenz ist dann als Resultat von in sozialer Evolution sich entfalteten Problem/Problemlösungsketten jeweils empirisch zu erforschen – jedenfalls kann es nicht mehr als Ausgangspunkt von theoretischer und methodologischer Begriffsbildungspraxis stehen. Als primäre Heuristik für menschliche primäre Sozialität kann vielmehr ein pragmatistisch inspirierter Situationsbegriff fungieren. In sozialen Situationen sind mindestens immer folgende Aspekte relevant: Organismen verhalten sich in Form intentionaler Bezugnahme zu ihrer Umgebung. Erfahrbare Kontingenz kommt dann zustande, wenn für die Organismen aufgrund der Widerständigkeit ihrer Umgebung die Befriedigung eigener Bedürfnisse zum Problem wird. Reiz-Reaktionsketten können dann nicht mehr reibungslos ablaufen und die Unterbrechung dieses Zusammenhangs führt zu Identifikationsprozessen dieser Reibungen und darauf bezogener Problemlösungsmöglichkeiten – dies alles ist wiederum Bestandteil eines allgemeinen Sinnprozesses<sup>44</sup>. Erst dieser Reflexions- und Identifikationsprozess konstituiert erfahrbare Kontingenz. Dies ist allerdings auch schon auf der Ebene vorprädikativer implizit bleibender Problemlösungsprozesse der Fall, indem auch hier schon zwischen Erwartung und Erfahrung unterschieden werden muss (vgl. dazu Renn 2006a: 283ff.) Die Positionierung der Form, der von Luhmann beschriebenen doppelt doppelten Kontingenz, ist auch in der pragmatisierten Fassung voraussetzungsreich. Eine Entität muss seine Handlungsmöglichkeiten in Bezug auf eine andere ‚Entität‘ als kontingent begreifen können. Das heißt, es muss eine Relation identifiziert werden können, die die Bezugnahme interner Selektionen auf ein von außen kommendes Problem (Reiz) beinhaltet. Doppelt doppelte Kontingenz bedarf der

---

<sup>43</sup> Wie ich in Kap. 8 zu zeigen versuche, ist die qua allgemeiner Sinnproblematik gegebene prinzipielle Kontingenz zwar konstitutiv für Sozialsysteme, was nicht gleichzeitig bedeutet, dass es nicht eine Form des Wissens gibt, bei der diese Kontingenz nicht die entscheidende Erfahrungsgrundlage ist, diese Form aber gleichzeitig auch nicht mit der lebensweltlichen Spezialweltrealisierung identisch ist. Deshalb benötigt man einen eigenständigen Begriff des ‚pragmatisch impliziten Wissens‘. Der Zusammenhang von Lebenswelt und impliziten pragmatischen Wissen bedürfte noch einer eigenen ausführlichen Diskussion; in Kap. 8 finden sich einige Andeutungen, in welche Richtung diese Unterscheidung weist.

<sup>44</sup> Siehe dazu Kap. 8.

wechselseitigen Unterstellung von Freiheitsmöglichkeiten bezüglich der Selektion von Problemlösungsmöglichkeiten. Die konkrete Explikation der Bezugnahme, also die propositionale Objektidentifikation, ist dann kontingent und kann auf der Basis theoretischer Dekomposition nicht als identitär (also als eine der Form nach identisch bleibende black box) unterstellt werden. Identisch ist aber die *Form* der Bezugnahme im Sinne eines Problem/Problemlösungszusammenhanges. Die Freiheit, die in der Situation der doppelt doppelten Kontingenz dem/der Anderen unterstellt werden muss, ist die Freiheit in Bezug auf konkrete Füllungen der erfahrbaren Kontingenzlücke, die immer erst als Resultat schon vorgängiger Praktiken möglich ist. Während die Form der Situation quasi materialen Charakter hat – es ist immer tatsächlich die Relation von Problemen in Bezug auf die Organismus-Umwelt-Beziehung gegeben – hat die konkrete Problemlösung schon die Form eines *erfahrbaren* kontingenten Charakters. Hier setzt die Kompetenz der Unterscheidung von Erwartung und Erfahrung ein. Dies muss man so rekonstruieren, weil man sonst die evidenten Modifikationen auf der Ebene von Erwartungsstrukturen nicht erklären könnte. Diese Konstellation macht es möglich, Konstitutionsbedingungen von kontingenten kognitiven Schemata zu formulieren. Diese kognitiven Schemata haben die Funktion komplexitätsreduzierende Zuschreibungen für Problemlösungserfordernisse bereitzustellen. Üblich sind im Bereich der menschlichen Sozialität zum Beispiel Personalisierung komplexer Konstellationen. Dies ist leicht *erfahrbar* in vielen differenten Bereichen (z.B. in der Form von Schuldzuweisungen in der Kleinfamilie, in der Politik oder in explizit institutionalisierter Form im Rechtssystem). Diese im Alltag gängigen kompakten Problem- und Problemlösungsstrukturen sind nun aufgrund ihrer Kontingenz als *Konstrukte* zu rekonstruieren – sie sind Teil eines allgemeinen Sinnprozesses<sup>45</sup>. Der Aussage, dass in ‚Wahrheit‘ (also als Aussage innerhalb des Wissenschaftssystems der modernen Gesellschaft) personale Schuldzuweisungen als Komplexitätsreduktion dekomponiert werden können, liegt aber die Annahme zugrunde, dass sich die alltäglichen Konstruktionen auf dasselbe Problem beziehen, wie die nachträgliche soziologische Dekomposition, die diese Aussage trifft. *Nur deshalb kann man sagen, dass bestimmte explizite kognitive Erwartungshaltungen qua Erfahrung in Bezug auf zugrunde liegende Probleme irritiert werden können.* Das zugrunde liegende Problem kann aber nicht zuallererst, wie gezeigt, das Problem der doppelt doppelten Kontingenz sein.<sup>46</sup>

---

<sup>45</sup> Siehe dazu Kap. 8.

<sup>46</sup> Aber auch den primär pragmatischen Situationen liegt zugriffsbereite Weltkomplexität zugrunde, weshalb diese begrifflich als eingebettet in den allgemeinen Welt/Sinn- Prozess zu verstehen sind, siehe dazu Kap. 8.

Dass die alltäglichen Problemlösungen kontingent sind, ist nicht sofort *erfahrbar*. Im lebensweltlichen Alltag fungieren die expliziten Problemlösungseinheiten (bestimmte, kondensierte Sinnprodukte in der Form sprachlicher Sequenzen) zumeist in der Form unbewusst simplifizierender Substanzzuschreibungen. Einer Person werden bestimmte Kompetenzen zugeschrieben. Solche Zuschreibungen funktionieren aber nur, solange diese als Lösungen für bestimmte Probleme möglich sind. *Institutionalisierte Erwartungen sind solange tragfähig, bis sie durch Erfahrungen derart irritiert werden, dass sie für die Problemlösung nicht mehr als geeignet erscheinen.* Diese *Erfahrungen* können nicht von den institutionalisierten Erwartungen selbst hervorgebracht werden, sondern müssen sich tatsächlich auf die Relation von institutionalisierten Problemlösungsstrukturen und auf die von außerhalb kommenden neuen Eindrücke beziehen können. Da also kognitiv explizierte Propositionen in Situationen, in denen, wie oben gezeigt, zwischen Erfahrung und Erwartung unterschieden werden muss, adäquat angewendet werden können müssen, kann man darauf zurückschießen, dass eine gewisse *Anwendungskompetenz* gegeben sein muss, ohne die die evidente Fortsetzbarkeit von Sprachspielen nicht erklärt werden kann. Erst wenn diese implizite, nicht explizierbare Anwendungskompetenz qua Erfahrung irritiert wird, kommt es zur Modifikation expliziter Schemata. (vgl. dazu auch Renn 2006a: 443f.)

Gezeigt werden konnte in diesem Kapitel, dass im Alltag fungierende Schemata nicht mit den wissenschaftlichen Begriffen identisch sein müssen, obwohl eine Koreferenz auf dasselbe Problem, welches zunächst Auslöser dieser Derivationskette war, angenommen werden muss. In beiden Fällen handelt es sich um kontingente *Konstruktionen*, die sich aber auf identische Problemkonstellationen beziehen. Anders könnte man auch nicht davon ausgehen, dass Erwartungen tatsächlich von Erfahrungen irritiert werden könnten. Eine Aufgabe der Soziologie kann es dann sein, alltägliche Problemlösungsstrategien mit der Komplexität der zugrunde liegenden Konstellationen zu vergleichen und fungierende Formen der Komplexitätsreduktion zu identifizieren.<sup>47</sup> Intentionale Freiheitsunterstellungen können dann z.B. als Reaktionen auf andere zugrunde liegende Problemkonstellationen analysiert werden. Diskutiert werden kann dann zum Beispiel die aus einer alltäglichen Perspektive kontraintuitive Annahme, dass die Freiheitssemantik erst eine *kooperative* Lösung zugrunde liegender Kooperationsprobleme ermöglicht. Auf jeden Fall ist dann aber die Freiheitsunterstellung als funktionale Semantik für die Lösung bestimmter tatsächlich vorhandener Probleme rekonstruierbar, die sich entlang der genannten pragmatistischen Derivationskette entwickelt haben müssen. Doppelt doppelte Kontingenz wäre dann zu

---

<sup>47</sup> Siehe dazu Kapitel 8.

interpretieren als nachträgliche Zuschreibung zum Zwecke der Kooperation – wiederum als Reaktion auf durch die Freiheitssemantik erst zustande gekommene Probleme. Moderne Ausdifferenzierungsprozesse funktionaler Teilsysteme könnten mit einer pragmatisierten Form des Konzepts ‚doppelt doppelter Kontingenz‘ weiterhin als Problemlösungen des Problems der doppelt doppelten Kontingenz interpretiert werden, wenn dieses Konzept selbst als Explikation vorher implizier Probleme interpretiert wird. Die Erwartbarkeit doppelt doppelter Kontingenz und deren gleichzeitiger Problemlösung, z.B. qua verfügbarer symbolsicher Kommunikationsmedien (Liebe, Geld, Wahrheit etc.), muss ja selbst als Erwartungsstruktur in Bezug auf die vorgängige Erfahrung von Problemen *zustande gekommen sein*. Auch doppelt doppelte Kontingenz ist dann eine kontingente Konstruktion, deren real vorkommende Typen es mithilfe empirischer Sozialforschung zu spezifizieren gilt, in Bezug auf die aufgezeigte notwendige Unterstellung materialer Problemlagen.

## 6. Referenz und Dynamik<sup>48</sup>

Beobachtet man aus einer differenzlogischen Warte die Entwicklung von Diskursen, so geht es immer um die Bezeichnung der Veränderungen eines Verhältnisses zwischen zwei *begrifflichen* Polen. Dabei bekommt man es stets mit einem Syndrom logischer Problematiken zu tun, das sichtbar wird, wenn man die Möglichkeiten der Relationierung der beiden Begriffe durchspielt. Die Paradoxie liegt dabei in der Form der Unterscheidung bzw. in der Art der Differenz dualer Begrifflichkeiten begründet. Man kann sagen, dass sich bei allen Texten oder Theorien, die sich dualer Begrifflichkeiten bedienen, notwendigerweise zirkuläre Relationen ergeben.

Im Zuge seiner semantikanalytischen Forschungen hat Albrecht Koschorke festgestellt, dass sich im traditionellen Umgang mit dem dual strukturierten Natur-Kultur- Diskurs für das (implizite) Problem der Zirkularität ihrer wechselseitigen Verweisungszusammenhänge dem Prinzip nach zwei Lösungen herauskristallisiert haben - entweder wurde die Differenz betont oder die Einheit der Unterscheidung. Doch jede der beiden Fälle ist beladen mit unlösbaren Widersprüchen (vgl. Koschorke 2005: 250).

Innerhalb dieser differenzlogischen Rekonstruktion ergibt sich das erkenntnistheoretische *Problem der Nachträglichkeit*. Aus den aktuellen Reflexionen heraus, muss auf ein vorgängiges identisches Ereignis geschlossen werden, um sie als eine Schwelle des Übergangs (z.B. von der Natur zur Kultur) beschreiben zu können. Geht man methodisch von

---

<sup>48</sup> Das folgende Kapitel ist eine überarbeitete Fassung von Gubo (2010)

einem Differenzdenken aus, ergeben sich spezielle Probleme, wenn man die synchronen wie die diachronen Schwellensituationen näher betrachten möchte, denn Kontinuität und Diskontinuität müssen zugleich beschrieben werden können (vgl. Koschorke 2005: 251). Wenn man diese paradoxe Lage anerkennt, kann man eine allgemeine Form von Konstruktionszwängen feststellen, denen Schwellenerzählungen genauso unterliegen wie Theorien, die Grenzen und Übergänge beschreiben.

Beide Formen des Umganges mit Differenzen können sich einem epistemologischen Standortproblem nicht entziehen. Es lässt sich allgemein auf die Frage reduzieren, wie man von der jeweiligen Seite der Operation ausgehend, die Grenzen der eigenen Intelligibilität überwinden kann. Das Forschungsprogramm Koschorkes steht nun deshalb vor folgender Paradoxie: Wie kann man dieses Problem lösen, wenn man sich einerseits nicht in epistemologische Widersprüche verstricken will und zugleich weiß, dass man die Standortproblematik in einer analytischen (quasi-objektiv distanzierten) Einstellung nicht widerspruchsfrei übergehen kann?

Koschorkes postmetaphysische Methodologie geht nun aber davon aus, dass es nur noch darum gehen kann, Diskurse zu beobachten und dann zu beschreiben, wie diese mit den genannten paradoxalen Strukturen umgehen (vgl. Koschorke 2009). Es kommt dabei nicht darauf an, *Begrifflichkeiten* angeben zu können, welche die eigenen Beobachtungen strukturieren können, sondern das Interesse wird ausschließlich darauf gelenkt, wie die Relation zwischen den Begriffen innerhalb der beobachteten Diskurse gebaut ist. Welche Position nimmt man aber selbst dabei ein? Für den Gang meiner Argumentation können aus dieser Auseinandersetzung Erkenntnisse in Bezug auf das Zusammenspiel von pragmatischem implizitem Wissen mit den drei Ebenen der Selbstreferenz (Operativität, Struktur, Semantik) von Systemen gewonnen werden.

Ist man als Diskursanalytiker nicht stets selbst in der Gefahr, sich den Gegenständen der eigenen Betrachtung in analytischer Geste quasi gegenüberzustellen, wenn man den Beobachter dabei beobachtet, wie er seinerseits die Paradoxien der Schwelle auflöst?

Die folgenden Ausführungen dienen - vor dem Hintergrund der von Albrecht Koschorke angestrebten Lösung dieser Fragen- dazu, eine alternative pragmatistische Sichtweise skizzenhaft vorzustellen und anzudeuten, welche wechselseitigen Übersetzungsmöglichkeiten, aber auch welche Inkommensurabilitäten bestehen.

## 6.1 Emergenz und Situation

Einem Argument Hilary Putnams zufolge, wird die Situationsgemäßheit der Äußerung von Sätzen sowohl von sprachimmanenten als auch von sprachexternen Faktoren bestimmt. Um Sätze überhaupt situationsadäquat verwenden zu können, reicht es nicht aus, über einen semantischen Zusammenhang von Begriffen und zugehörigen Vorstellungsbildern zu verfügen (vgl. Putnam 1990: 38). Hinzukommen muss die *Fähigkeit*, internalisierte Satzzusammenhänge situationsgemäß applizieren zu können. Wichtig bei dem Argument Putnams ist, dass auch nicht-sprachliche Faktoren zur Situationsbestimmung gebraucht werden. Diese These, für deren Geltung in den folgenden Schritten argumentiert werden soll, dient in meiner Auseinandersetzung mit der Koschorckeschen Perspektive auf Diskurse dazu, zu zeigen, inwiefern eine konstitutionstheoretische Betrachtung von emergenten Ebenen, die beim Aufbau sozialer Strukturen beteiligt sind, dazu beitragen kann, die ethnographisch-diskursanalytischen Entdeckungen in ein fruchtbares, aber auch notwendiges Verhältnis mit begrifflich- theoretischen Festlegungen zu setzen. Diese Auseinandersetzung dient der Weiterführung der in Kapitel 3 entwickelten Überlegungen zur Rolle von Semantiken bei der Konstitution sozialer Wirklichkeit.

Allein die Möglichkeit auf sprachliche Phänomenbeschreibungen zurückgreifen zu können, reicht nicht aus, um in einer sozialen Situation Sprache oder Wissen *anwenden* zu können – so die These Putnams, in deren Folge das Problem der Sprachverwendung weder rein konstruktivistisch, noch rein repräsentationalistisch gedacht werden kann. Sprachlich strukturierte Vorstellungsbilder allein können nicht bestimmen, was eine Situation ‚ist‘. Vielmehr kommt es darauf an, dass ein Handelnder dazu in der Lage ist, Denken und Handeln in einen wechselseitigen Bezug setzen zu können und anhand dieser zweiseitigen Wirkbeziehung eine Anwendungskompetenz gedanklicher Bilder zu erlernen. Wenn das Problem der *Anwendung* von Sprache ernst genommen wird,

„[...]so ist der Versuch, Denken durch so genannte ‚phänomenologische‘ Untersuchungen zu verstehen, grundsätzlich verfehlt; denn was die Phänomenologen übersehen, ist, dass das von ihnen Beschriebene der innere *Ausdruck* des Denkens ist, während das *Verstehen* dieses Ausdrucks – das Verstehen der eigenen Gedanken – kein *Ereignis* ist, sondern eine *Fähigkeit*“ (Putnam 1990: 39; kursiv M.G.).

Die eigenen Gedanken zu verstehen ist die Grundvoraussetzung dafür, diese für Situationen applizierbar zu machen. Indem Verstehen nun nicht als Ereignis, sondern als Fähigkeit gefasst wird, ist ein aktives Verhältnis angezeigt, das nicht wiederum mit der Produktion neuer Gedanken allein erklärt werden kann. Warum aber soll diese *Fähigkeit* zur *Anwendung* mit

einer rein phänomenologischen Auffassung des Verstehens und der Bedeutungskonstitution nicht adäquat beschrieben werden können?

Die folgende Rekonstruktion Putnams Gedankenganges, wie er ihn in seinem Text ‚Gehirne im Tank‘ (Putnam 1990: 15-40) vorstellt und dessen Ziel es ist, argumentative Evidenz für ein Verständnis von *Begriffen als Fähigkeiten* zu erzeugen, deren konkreter Inhalt sich notwendig auf reale Relata in der Außenwelt beziehen soll, ist ein erster Schritt des Versuches, zu zeigen, inwiefern es wichtig ist, den *begrifflichen* Inhalt von Diskursen wiederum mit eigenen *Begriffen* aus einer eigenen *begrifflich* herzuleitenden Position heraus zu rekonstruieren.

Dabei muss gezeigt werden, dass das Verhältnis von Wort und Wirklichkeit, von dem Putnam ausschließlich ausgeht, hinsichtlich der auf dieses angewendeten Argumentationsstruktur, übertragbar ist auf die Problematik der Referenz von Diskursen (also Zusammenhängen und Zirkulationen mehrerer aneinander gereihter Wörter, also strukturell und/oder semantisch kondensierter Sinn). Die Quintessenz des Argumentes in Bezug auf dieses Problem besagt dann – so meine Interpretation –, dass die Geltung und Bedeutung von *Diskursen* nicht allein durch diese selbst konstituiert werden kann. Denn – so die Annahme – die Produktion und Reproduktion von Diskursen auch abhängig ist von äußeren *Relata*, auf die sich die sprachlichen Ausdrücke innerhalb der Diskurse beziehen.<sup>49</sup> Wenn dies gilt, so müsste man folgern, dass die erzeugten diskursiven Fiktionen nicht rein fiktional *hervorgebracht* worden sein können, sondern in ihrer Konstitution in gewisser Weise (die es noch näher zu bestimmen gilt) von einer äußeren Wirklichkeit abhängig sind, zumindest darauf bezogen werden müssen. Wären Diskurse rein fiktional, also ohne jeglichen ontologischen Bezug auf einen Inhalt, so könnten diese nicht ‚legitimerweise‘ ‚Wahrheit‘<sup>50</sup> für sich beanspruchen.<sup>51</sup> Zur Hinführung der Begründung dieser Aussage kann ein von Putnam verwendetes Gedankenexperiment hilfreich sein (vgl. Putnam 1990: 18ff.):

Man stelle sich einen Menschen vor, der keine Bäume kennt. Er/Sie hat noch niemals einen Gegenstand gesehen, den wir als ‚Baum‘ bezeichnen. Dennoch hat er/sie ein *Vorstellungsbild*

---

<sup>49</sup> Wie wir gesehen haben, geht Luhmann dagegen nicht von Relata, sondern von Differenzen aus, siehe dazu Kap. 2. Um die gleichzeitige Abhängigkeit und Unabhängigkeit von Systemen begrifflich adäquat zu bestimmen zu können, so meine These, kommt es im Zuge der ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ zu einer Re-Integration vom Denken in Relata, so dass es um eine Thematisierung des Zusammenspiels von Differenzen *und* Relata gehen muss.

<sup>50</sup> Selbstverständlich gibt es im modernen Wissenschaftssystem, das unter dem kommunikativen Leitcode der ‚Wahrheit‘ fungiert, Diskurse und Aussagen, die auf ontologische Aussagen gerne verzichten – sofern diese in wiss. Publikationen zitiert werden, gehören diese selbstverständlich zur gesellschaftlichen Wahrheitskommunikation, also zum Wissenschaftssystem, zu der Grenzbildungsproblematik des Wissenschaftssystems, siehe Kap. 8.

<sup>51</sup> Dies gilt mutatis mutandis sowohl für alltagsweltliche, als auch für wissenschaftliche Diskursformationen.

eines Baumes. Diese Vorstellung des Baumes soll als identisch mit der *Vorstellung* eines Baumes eines Menschen angenommen werden, der *tatsächlich* schon Bäume gesehen hat.

Der wesentliche Unterschied, der schon auf der Ebene des Gedankenexperimentes festgemacht werden kann, besteht nun darin, dass es nicht vorstellbar ist, dass ein Mensch der lediglich die Vorstellung eines Baumes besitzt, diese in verschiedenen Situationen und Kontexten zur Anwendung bringen kann. Und wenn er/sie dies nicht kann, kennt er/sie auch nicht die Bedeutung des Wortes ‚Baum‘ (vgl. Putnam 1990: 38).

Um deutlich zu machen, warum nicht denkbar ist, dass ein Bild bzw. eine bewusste Vorstellung ausreichen kann, um handlungsfähig zu sein, hilft ein Verweis auf das Problem des unendlichen Regelregresses, wie man es im Anschluss an die Darlegungen von Ludwig Wittgenstein verstehen kann (vgl. dazu Wittgenstein 2003: 133ff.).

Für die Anwendung einer innerhalb eines Sprachspiels gültigen Regel bedarf es eines *Könnens*, welches *implizit* strukturiert sein muss, um eine abstrakte (situationstranszendente) Regel<sup>52</sup> zu applizieren. Gäbe es nur explizite Regeln zur Anwendung einer anderen (vorgängigen) Regel, so müssten stets wieder Regeln bereit stehen, welche für deren Anwendung bereitstünden. Denkt man sich das Problem der Regelanwendung auf diese Weise, so würde dies zu einem unendlichen Regress führen. Aufgrund der Evidenz der Anwendungsfähigkeit von expliziten Regelwissen (Beispiel: ein Richter spricht Urteile) muss man auf ein implizit strukturiertes Anwendungskönnen zurückschießen. Umgekehrt erfordert diese Annahme dann aber natürlich auch, dass das explizite Wissen als ein nachträgliches Erzeugnis impliziter Weltverarbeitungsprozesse angesehen wird - deren Explikation auch implizites Können voraussetzt (auch hierfür kann es in analoger Weise keine expliziten Regeln geben). (vgl. dazu auch Renn 2006a: 366ff.) Diese Argumentation in Anlehnung an Wittgenstein ist mit Putnams Situationsbegriff kompatibel und wechselseitig ergänzbar. ‚Kreativität‘ – im Sinne eines basalen Könnens des Umgangs mit zuhandenen<sup>53</sup> Strukturen der Welt (d.i. pragmatisch bearbeitbare Weltkomplexität) und mit Regeln - ist notwendiges Medium der Formbildung von sprachlichen Aussagen, wie auch der pragmatischen Anwendung von kondensierten regelhaften (sprachlichen) Sinn. Die Indexikalität der Situation stellt für diese kreativen Prozesse den Rahmen dar. Hinsichtlich der Annahme – welche im folgenden noch plausibel gemacht werden muss - einer außerhalb eines Applikationsoperators existierenden Referenz, kann man dann nicht dualistisch von der

---

<sup>52</sup>Das Rätsel des Zustandekommens und der situationstranszendenten Stabilität von Regeln muss hier nicht behandelt werden. Wir halten es an dieser Stelle der Argumentation für evident, dass, wenn vom *Anwenden* einer Regel gesprochen wird, transsituative Elemente im Regelbegriff enthalten sein müssen.

<sup>53</sup> Zum Begriff der ‚Zuhandenheit‘, siehe Heidegger 2001: 66ff., und zu dessen Anwendung für eine pragmatische Gesellschaftstheorie, siehe Renn 2006a: 272ff..

vorgängigen *Vorhandenheit* von Dingen an sich ausgehen. Die Annahme (welche man über einen indirekten Rückschluss gewinnt) der *Zuhandenheit* einer Welt<sup>54</sup> (ich interpretiere diesen Begriff als *eine* Form der generellen Weltkomplexität, welche pragmatisch bearbeitbar ist), welche eine autonome materielle Sphäre darstellt, die Voraussetzung für eine pragmatisch – kreative Formbarkeit (,Verdinglichung‘) von Situationen und damit für Sozialität und soziale Binnenstrukturen, also auch für die Konstitution und Genese von Diskursen ist, ist aber unabdingbar.<sup>55</sup> Ob eine Anwendung in der Situation adäquat ist oder nicht, bestimmen dann sowohl eingespielte kommunikative Erwartungsstrukturen wie auch das real zuhandene Relatum in der Außenwelt und der nichtsprachliche Umgang mit diesem (der durchaus von kondensierten Sprachbedeutungen abhängig ist, aber nicht von diesen absolut determiniert werden kann).

Versuchen wir nun die dargestellte Argumentation auf die Struktur von Diskursen zu beziehen. Nehmen wir dazu gedankenexperimentell an, Diskurse würden sich fiktional ohne tatsächliche Referenznahmen reproduzieren. Für den Fall des Unterschiedes von Kultur/Natur würde dies bedeuten, dass wir also nicht davon ausgehen, dass der begriffliche Unterschied von tatsächlichen Referenzen abhängig sein muss. Auch die *Transformation* der mit dieser Differenz befassten Diskurse, müsste sich ausschließlich und radikal konstruktivistisch und selbstreferenziell erklären lassen. Können wir dies aber mit guten Gründen annehmen?

Eine aussagenlogische Betrachtung kann ein erster Schritt zur Beantwortung dieser Frage sein. Dazu soll die Struktur der Aussage ‚Differenzdiskurse haben keine reale Referenz *und* sie reproduzieren *und* transformieren sich ausschließlich selbstreferenziell als reine Fiktion‘ näher betrachtet werden.

Die skizzierte Kommensurabilität der Argumentation Putnams (Begriffe als Fähigkeiten) und Wittgensteins (Annahme der Notwendigkeit eines impliziten Könnens bei der Anwendung von Regeln) würde die ‚Falschheit‘ dieser These nahe legen, weil diese These als sprachliche Aussage auch als Resultat eines sozialen Konstitutionsprozesses angesehen werden müsste. Unklar würde nämlich bleiben, wie bzgl. des Sprunges von einer primären Referenznahme auf Zuhandenes nachträglich im Prozess der Diskursivierung und der damit einhergehenden und nicht zu bestreitenden zunehmenden Selbstbezüglichkeit der Kommunikation<sup>56</sup>, die

---

<sup>54</sup> Zum Begriffsdual von ‚Vorhandenheit‘ und ‚Zuhandenheit‘, siehe Heidegger 2001: 70f..

<sup>55</sup> Ich vertrete an dieser Stelle keine bottom-up Konstitutionstheorie, vielmehr ist der Zusammenhang von Zuhandenheit der Welt und pragmatischer sozialer Umgang mit dieser ein Aspekt unter anderen, der in eine allgemeine Sinn - Konstitutionstheorie eingefügt werden muss; etwas klarer wird diese Vorstellung dargelegt in Kap. 8.

<sup>56</sup> Die zunehmende Abstraktion und Selbstbezüglichkeit der Kommunikation im Zuge des Prozesses gesellschaftlichen Wandels ist wohl kaum zu übersehen. Bzgl. ihrer theoretischen Grundannahmen vollkommen inkommensurabel Theorien sind sich hier einig.

Annahme der vollkommenen Fiktionalität, also der Unabhängigkeit der diskursiven Reproduktion von äußeren referentiellen Tatsächlichkeiten für gültig erklärt werden kann. Der ersten Intuition folgend wäre die genannte Aussage also nicht haltbar. In einem weiteren Schritt soll nun die ‚Falschheit‘ dieses Satzes aussagenlogisch genauer nachvollzogen werden. Begründet werden soll, dass es sich um eine sich ‚selbstwiderlegende‘ Aussage handelt – also um eine Aussage, die, wenn sie als ‚wahr‘ gilt, ihre eigenen Falschheit implizieren würde (vgl. Putnam 1990: 23). Eine Paradoxie, die nicht produktiv aufzulösen wäre, nimmt man den der Aussage inhärenten Wahrheitsanspruch<sup>57</sup> ernst.

Betrachten wir nun die Figur einer sich selbst widerlegenden Aussage für den Fall der These ‚referenzloser Differenzdiskurse‘. Folgender Syllogismus soll zu Klärung beitragen:

- 1.) Differenzdiskurse haben keine reale Referenz und sie reproduzieren sich selbstreferenziell als fiktionaler Bedeutungszusammenhang.
- 2.) Es gilt: Sofern wir *legitimerweise* darüber *spekulieren* können, ob diese Aussage wahr oder falsch ist, ist sie nicht wahr.
- 3.) Also ist sie nicht wahr.

Die Gültigkeit dieses syllogistischen Schlusses hängt nun von der Plausibilität der mittleren Aussage ab. Was heißt es, ‚legitimerweise‘ über eine Aussage ‚spekulieren‘ zu können, ob diese wahr oder falsch ist?

Das Ziel der im Rahmen dieses aussagenlogischen Modells durchgeführten Argumentation ist es zu zeigen, dass ein Diskurs ‚legitimerweise‘ von sich selbst nicht sagen kann, dass er rein fiktionaler Natur sei – d.h., dass es keine Aussage innerhalb seiner selbst geben kann, die von sich in ‚legitimer‘ Weise postulieren kann, dass ihr begrifflicher Inhalt ohne die Möglichkeit realer Referenz zirkuliert.

Die Rechtfertigung einer solchen Aussage bedürfte der Vorstellbarkeit eines selbstreferenziellen Apparates, der eine Zirkulation von Differenzen erzeugt, dem die

---

<sup>57</sup> Was man unter einem Wahrheitsanspruch versteht, ist abhängig von der angenommenen Theorie der Sinn- und Bedeutungskonstitution, welche in einem engen Verhältnis steht mit der Problematik des Referenzbezuges von sprachlichen Aussagen (als eine Einführung in diese Problematik kann zum Beispiel dienen: Habermas 1997). Demnach ist es sinnvoll, will man die Frage nach der Referenzhaltigkeit von Diskursen auf die Spur kommen, dieser Zirkularität nachzugehen. Wie oben schon angedeutet, befinden wir uns hier aber auf der Ebene der Selbstbeobachtung von wissenschaftlichen Aussagen, auf der ein normatives Wahrheitskriterium entwickelt werden kann; dies beeinflusst aber nicht den Begriff der ‚Wahrheit‘, der als positiver Wert des Leitcodes des Wissenschaftssystems der modernen Gesellschaft fungiert, denn dieser hat die allgemeine Funktion, Dazugehörige und Nicht-Dazugehörige Kommunikation in Bezug auf das Wissenschaftssystem zu ordnen, siehe dazu genauer Kap. 8.

Möglichkeit innewohnen würde, immer weitere Differenzen in differenten Kontexten hervorzubringen, ohne für die eigene *Veränderbarkeit* einen Bezug zur Realität aufbauen zu können und zu müssen. Was sind die Bedingungen der Möglichkeit, sich einen solchen Apparat *vorstellen* zu können? Wie kann eine solche Vorstellung Geltung beanspruchen?

„Indem man über etwas spricht, impliziert man die Geltung des Gesagten.“ Akzeptiert man zunächst diese Aussage, muss noch theoretisch geklärt werden, von welcher Eigenschaft diese Geltung abhängen soll. Für uns interessant ist dabei die Frage, was es für Diskurse bedeutet, Geltung zu beanspruchen. Vor dem Hintergrund, des oben dargestellten Argumentes liegt es nahe, die Geltung von Aussagen und Aussagenzusammenhängen von deren Gebrauchsfähigkeit in Situationen abhängig zu machen. Wodurch bestimmt sich aber diese Fähigkeit?

Ein Advokat der Theorie der Fiktionalität könnte anführen, dass die Gebrauchsfähigkeit von Sätzen allein davon abhängt, dass der Inhalt, also die Referenzen derselben konventionelle Sinnkondensate sind, die ihre Gültigkeit und Anschlussfähigkeit dadurch gewinnen, indem sie als Referenzillusionen im Sinne von ‚Repräsentationskonventionen‘ fungieren (vgl. dazu auch Putnam 1990: 27f.). Allein, dies kann nicht erklären, warum wir Äcker und Äpfel wahrnehmen können *und* zugleich in der Lage sind, etwas mit ihnen anzufangen im Sinne eines praktischen Umgangs mit diesen. Um diesen Schritt der zwischen dem pragmatischen Umgang und der sprachlicher Identifizierbarkeit besteht näher erläutern zu können, hilft die Erinnerung daran, dass ein (sprachlich strukturiertes) Vorstellungsbild allein nicht ausreicht, um eine Handlung durchführen zu können. Putnam spricht in diesem Zusammenhang von einer bestimmten Art von Regeln, die in diesen Schwellensituationen zur Anwendung kommen:

„Es gibt ‚Spracheingangsregeln‘, die uns von Apfel – Erlebnissen zu solchen Äußerungen führen wie ‚Ich sehe einen Apfel‘, sowie ‚Sprachausgangsregeln‘, die uns von sprachlich artikulierten Entscheidungen (‚Ich werde ein paar Äpfel kaufen‘) zu nicht – sprachlichen Handlungen führen.“ (Putnam 1990: 26).

Für fiktionale Diskurse, die sich rein selbstreferenziell ohne Referenz erzeugen, können solche ‚Regeln‘ nicht konstitutiv wirksam sein. Wichtig ist nun, dass es zwar logisch denkbar ist, dass Differenzdiskurse zustande kommen, ohne dass ihre konkreten inhaltlichen Aussagen auf ein reales Außen referieren, solche rein fiktiven Diskurse aber Probleme bekommen, wenn sie vor der Frage stehen, wie sie ihre eigenen strukturellen Transformationen (welche zum Beispiel bei den Natur/Kultur – Diskursen zu beobachten sind, vgl. dazu Koschorke 2009) aus sich selbst heraus erklären sollten. Es ist nun also zwar möglich, dass solche Diskurse im Umlauf sind, diese hätten aber keine Möglichkeit auf eine Veränderung der realen Referenz zu reagieren. Sie könnten einen Input, der auf einen nichtsprachlichen

Umgang mit realen Referenzen aufbauen würde, nicht integrieren. D.h., dass ihre eigene Transformation von einer anders gearteten Widerständigkeit initiiert worden sein muss. Da dafür nur kondensierte und konventionell gültige Deutungsmuster in Frage kommen, und diese wie wir oben argumentiert haben, aufgrund derer Nicht-Einsetzbarkeit für eine Erklärung des Problem des praktischen Umgangs, zusammengenommen mit der Evidenz des Anwendungszwanges expliziter Regeln und der damit verbundenen theoretischen Verpflichtung, die Frage nach dem Modus deren Applikation zu lösen (wobei hier als Lösung nur implizite Strukturen des Könnens in Frage kommen), können diese nicht für die Erklärung der Transformationen von Diskursen in Anschlag gebracht werden. Die Idee also, dass die Veränderung dadurch zustande gekommen sei, dass sich ‚alte‘ Fiktionen an ‚neuen‘ Fiktionen gerieben haben, ist nicht haltbar. Denn wie sollte man sich das Zustandekommen dieser neuen Fiktionen überhaupt erklären können und welche Korrekturverhältnisse sollten für deren Konstitution in Betracht kommen? Solange sich eingespielte Natur/Kultur – Diskurse, die entweder die eine oder die andere Seite der Differenz betonen, keine äußere Widerständigkeit erfahren, können die von Koschorke (2009) beobachteten Veränderungen (Annäherungs- und Überlappungsprozesse) nicht erklärt werden. Auch wenn es der Fall ist, dass sich Fiktionen selbstreferenziell an Fiktionen messen, so ist doch die Entstehung strukturell neuer Diskursformationen – so wie Koschorke (2009) sie beobachtet - nur erklärbar, wenn man die reale Existenz einer äußeren Tatsächlichkeit als Initiator der Transformation der diskursiv erzeugten konstruktiven begrifflichen Bezugnahmen annimmt. Diskurse (bzw. die beteiligten Sprecher\_innen) können also von sich nicht behaupten, dass ihre Referenz von ihnen selbst erzeugt ist und diese lediglich als *Realitätsillusion* fungiert, wenn sie die Bedingungen der Möglichkeit ihrer eigenen Transformation mit reflektieren.

In Bezug auf den obigen Syllogismus können wir nun zusammenfassen und präzisieren:

Der Satz, Diskurse seien rein selbstreferenzielle Konstrukte besagt etwas Falsches. Der Irrtum, der diese Aussage als sinnvoll erscheinen lässt, geht wie wir gezeigt haben, von einer unzulässigen Theorie der Referenz aus. Ein legitimes spekulieren über die ‚Wahrheit‘ oder die ‚Falschheit‘ der Aussage (1.) würde es erfordern, sich einen selbstreferenziellen Apparat vorzustellen, der diese Transformationen erklären könnte. Wir haben gezeigt, dass dies nicht möglich ist. Es ist also nicht ‚legitim‘ über diese Aussage zu spekulieren (2.) und daraus folgt deren Falschheit (3.).

Wenn das sprachliche Denken also nicht lediglich ereignishaftes Verstehen selbstreferenzieller Gedankenproduktion ist, sondern grundsätzlich an die Fähigkeit der situativen Anwendung gebunden ist, ergibt sich für die in Differenzdiskursen entfaltenen

Begriffsoptionen, aufgrund des dargestellten Konzeptes der notwendigen Referenzunterstellung, dass die Transformation der Diskurse nicht reduktionistisch mit semiotischen Prämissen erklärt werden kann. Die Conclusio Putnams, dass ‚Begriffe‘ nicht lediglich Vorkommnisse sind, sondern Fähigkeiten (vgl. Putnam 1990.: 40), kann als Beleg für eine notwendige Ebenendifferenzierung bzgl. der Entwicklung eines theoretischen Konzeptes zur Erklärung des Zustandekommens, der Transformation und dann des methodischen Beobachtens von Diskursen genommen werden. Begriffe sind somit keine in einem fiktionalen Diskurs hervorgebrachten *Ereignisse*, die *entweder* als reine Realitätsillusion fungieren *oder* ‚Dinge‘ der Außenwelt adäquat repräsentieren.

Aber auch wenn nun keine Dinge, Sachverhalte oder Ähnliches der Außenwelt eins zu eins repräsentiert werden können – dem Denken Vorgängiges also nicht im Sinne einer adäquaten Repräsentation intelligibel ist –, so muss doch im Zuge der angestrebten pragmatistischen Position im Gegensatz zu der von Koschorke (vgl. Koschorke 2009) vertretenen Semiotischen von den Konsequenzen einer *real wirksamen* äußeren Referenz des Denkens ausgegangen werden, wenn man die Evidenz der Strukturveränderung der beobachteten Diskurse theoretisch genauer betrachten möchte.

Eine theoretische Bestimmung des eigenen Beobachtungsstandortes muss diesen Umstand mit reflektieren: zum einen, um über die Form und Möglichkeitsbedingungen der eigenen Aussagen Rechenschaft ablegen zu können, und zum anderen, um die Struktur und den Wandel der beobachteten Diskurse *begrifflich verstehen* zu können. Das Kriterium ist dabei zwar nicht die Materialität von ‚vorhandenen‘ Gegenständen, sondern die im beschriebenen Prozess entstehende Wirksamkeit von Referenzen der pragmatischen Bezugnahme. (vgl. Renn 2006b) Ein der Reflexion auf dieses Korrelat entstammender Begriff, der in dem beschriebenen Sinn als pragmatische Fähigkeit verstanden werden muss, ist somit also an einen kontinuierlichen Prozess der Erzeugung und Transformation seiner selbst *angeschlossen* – erzeugt sich aber nicht rein selbstreferenziell oder fiktional. Diese Angeschlossenheit ermöglicht es überhaupt erst, von einem Verstehen begrifflicher Transformationen sprechen zu können.<sup>58</sup>

In einem nächsten Argumentationsschritt soll nun näher darauf eingegangen werden, *inwiefern* die von Koschorke (2009) beobachteten Strukturänderungen der Natur/Kultur-Diskurse selbst Indikatoren für die Annahme sind, dass sich diese Diskurse (auch) aufgrund

---

<sup>58</sup> Aus dieser Erkenntnis folgt keine Verabschiedung des systemtheoretischen Konzeptes der Selbstreferenz von Sinn, Kommunikation und Systemen, vielmehr leitet sie dazu an, das Verhältnis der drei Ebenen der systemischen Selbstreferenz (Operativität, Struktur, Reflexivität) mit der Selbstreferentialität von Sinn und einem impliziten pragmatischen Wissen in Beziehung zu setzen, siehe dazu Kap. 8.

der Widerständigkeit einer realen Außenreferenz transformieren. Dabei kann das neuerdings in der soziologischen Theorie immer häufiger diskutierte Problem der Emergenz eine Hilfestellung bieten.<sup>59</sup>

Folgende These liegt dabei dem nächsten Abschnitt zugrunde: Die *Emergenz* der Semantik selbst ist Interpretant der *Emergenz* von gesellschaftlichen Strukturen.

„Wir können nicht nach der Emergenz von etwas fragen, ohne die Emergenz einer *Perspektive* in Betracht zu ziehen, die ex post ihre eigenen Bedingungen der Möglichkeit und den Unterschied zwischen sich als Kontinuität und der Kontinuität, der sie zugleich entstammt und *entronnen* ist, reflektiert.“ (Renn 2008: 254, kursiv M.G.).

Dieser Zusammenhang soll nun genauer anhand der Heterogenität von Ebenen, die innerhalb der soziologischen Theoriebildung identifiziert werden, rekonstruiert werden.

Aufgrund eines differenten Umgangs mit dem Emergenzproblem, kommt es zu zentralen Unterschieden zwischen der hier skizzierten pragmatistischen Perspektive und der von Koschorke vertretenen fiktionalistisch- semiotischen Konstitutionstheorie. Allerdings können wir einen gemeinsamen Ausgangspunkt identifizieren, der einen Vergleich möglich macht: Es wird Emergenz in den gesellschaftlichen Erzählstrukturen der Moderne beobachtet (diachrone Emergenz). Nur die Modi der Ableitungen aus dieser Beobachtung unterscheiden sich. Koschorke geht aufgrund der festgestellten Strukturwandlungen in den Erzählungen zu einem Forschungsprogramm über, das die Kontaktzonen zwischen Diskursen zu beobachten sucht (vgl. Koschorke 2009); dabei nimmt er eine Position außerhalb seiner beobachteten Gegenstände ein, ohne, so meine Interpretation, die eigene Position *als Gegenstand* der Beobachtung adäquat mit zu reflektieren und *daraus* Konsequenzen zu ziehen. Zu welchen Konsequenzen das pragmatistische Argument Putnams dagegen führt, ist ein nächster Schritt, um am Ende zeigen zu können, wie ein pragmatistisch inspirierter Umgang mit modernen Differenzdiskursen aussehen könnte.

## 6.2 Referenz, Emergenz, eigener Standort

Das Argument, Begriffe als Fähigkeiten konzipieren zu müssen, weil man sonst situativ keine Anwendungsmöglichkeiten von situationstranszendierenden Strukturen hätte, macht es plausibel *konstitutionstheoretisch* von einer Ebenendifferenzierung auszugehen. Das allgemeine Problem des theoretischen Standortes lässt sich so durch eine genauere Analyse

---

<sup>59</sup> Als Einführung in das Problem der ‚Emergenz‘ in der soziologischen Theorie eignet sich: Heintz 2004.

des Zusammenspiels und der wechselseitigen Irritationsverhältnisse *zwischen* diesen Ebenen in den Blick nehmen.

Ausgehend von dem Faktum, dass die Emergenz sowohl synchrone als auch diachrone Relationen bezeichnet, kann vor dem Hintergrund der soziologischen Diskussion um dieses Problem eine theoretische Einbettung der beobachteten diachronen Emergenzphänomene der Entwicklung der Natur/Kultur- Diskurse in synchrone Verhältnisse einer Konstitutionstheorie sozialer Ordnung vorgenommen werden. Mit diesem Unternehmen ist die Frage nach der Bestimmbarkeit der Zugänglichkeit der theoretischen Konzeption zu ihrem Gegenstand und damit die Bestimmung des eigenen Standortes verbunden.

In synchroner Perspektive ist in der Soziologie das Gefälle zwischen Mikro- und Makroebenen (Individuum/Gesellschaft etc.), in diachroner Perspektive die Transformationen der gesellschaftlichen Differenzierungsstruktur (z.B. bei Luhmann: von segmentärer Differenzierung über die stratifikatorische Differenzierungsstruktur hin zur funktional differenzierten Gesellschaft, vgl. Luhmann 1999a) interessant.

Die Bestimmung der Übergänge zwischen diesen Ebenen betrifft nun notwendigerweise immer auch die Frage, wie und aus welchem Standort heraus man eine solche theoretische Präzisierung vornehmen kann. Das Paradox der Emergenz, Kontinuität und Diskontinuität gleichzeitig beschreiben zu müssen<sup>60</sup> und das damit verbundene Problem der Nachträglichkeit der Reflexion ist der abstrakte Bezugspunkt, vor dessen Hintergrund diese Frage beantwortet werden soll.

Um diesen Problemzusammenhang unter Berücksichtigung des Argumentes von Putnam auflösen zu können, richten wir nun den Blick auf das Problem des *Beobachtens von Beobachtungen*. Der eigene Standort wird problematisch, wenn man die Einheit von *verschiedenen* Diskursen beschreiben will. Wie kann man die *Instanz* der eigenen Beobachtungen näher beschreiben? Benötigt man eine *dritte* Instanz, welche den Vergleich gleichsam ‚neutral‘ durchführen kann?

Die Antwortstrategie für diese Frage koppelt zunächst Analysen des Umgangs mit Problemen synchroner wie diachroner Emergenz in Bezug auf das Standortproblem theoretischer Aussagefähigkeit, und führt dann zu dem Vorschlag methodologisch von einem bestimmten Konzept der Zirkularität von Theorie (hier: systemtheoretisch- pragmatistischer Konstitutionstheorie) und Methode (hier: ethnographischer Diskursanalyse) auszugehen.

---

<sup>60</sup> Dies muss man können, um überhaupt von einer Einheit der differenzierten Ebenen ausgehen zu können. Will man eine gleichsam magische Theorie der Emergenz vermeiden, ist die Beschäftigung der Frage um diese Übergänge von primärem Interesse.

Die festgestellten Strukturänderungen der Natur/Kultur- Semantiken innerhalb der modernen Gesellschaft können erklärt werden, wenn man die beobachtete diachrone Emergenz auf eine zugrunde liegende gesellschaftliche Strukturveränderung zurückführt. Es werden dabei zwei differente, aber voneinander abhängige Typen der diachronen Emergenz postuliert. Folgender erkenntnistheoretischer Zusammenhang, der durch eine analoge Art des Rückschlusses, wie wir ihn im allgemeinen durch die Verbindung von Putnams und Wittgensteins Konzepten bzgl. des Problems der Applikation gewonnen haben (wir schließen zurück von der Beobachtbarkeit von Transformationen in der Sprache auf materielle Initiatoren dieser Änderungen) besteht in Bezug auf diese Korrelation: Aufgrund der Beobachtbarkeit der Änderung des Natur/Kultur- Diskurses geht man referenzoptimistisch von einer zuvor stattgefundenen Änderung der gesellschaftlichen Struktur aus.

An dieser Stelle steht Koschorke vor folgender Problemkonstellation:

„[...] man könnte paradox formulieren, dass Gesellschaften in ihrem Begriff von ‚Natur‘ symbolischen Zugang zu etwas suchen, was qua definitionem unzugänglich, der kulturellen Gestaltung vorgeschaltet und letztlich kulturell unverfügbar ist.“ (Koschorke 2009: 11)

Angesichts dieser Problemlage identifiziert er sodann zwei Effekte der traditionellen Lösung dieses Problems in Differenzdiskursen. Entweder kam es zu einer Stabilisierung eines der beiden Terme als Leitmedium der weiteren Unterscheidungen innerhalb des Diskurses oder es kam zu einer Betonung der Einheit der Unterscheidung, weil durch die Betonung jeweils einer Seite ein unüberwindbarer Dualismus entstand, der aber aufgrund des offensichtlich identischen thematischen Bezugs das Bedürfnis nach Klärung auslöste (vgl. Koschorke 2009: 6f.). Weiter stellt Koschorke fest, dass im Fortgang gesellschaftlicher Entwicklungen, welche namentlich zu „modernen, dezentrierten Ordnungen“ führen, „sich Unterscheidungslogiken nicht mehr auf solche normativ prästabilierten Ungleichgewichte stützen“ (Koschorke 2009: 7) können. Vielmehr stelle sich nun die Frage, wie denn jetzt überhaupt noch die Stabilität und Einheit eines solchen Diskurses gewährleistet werden kann, wenn gleichzeitig die differenzlogische Prämisse Gültigkeit haben soll, dass „ohne das Prinzip hierarchischer Inklusion die Welt [sich] in Anomie auflösen würde“ (Koschorke 2009: 7). Die beobachtete Lösung, welche sich im Funktionieren moderner Diskurse zeitigt, ist nicht das „gleichsam in demokratischer Gleichberechtigung nebeneinanderstehen“ der Differenzpaare, denn die Feststellung, dass „die Asymmetrien wechseln“ und nicht mehr einer „einzig, alles umschließenden hegemonialen Ordnung des metaphysisch Wahren, Guten, Rechten, Eigen“ (Koschorke 2009: 7) gehorchen können, führt zu der Konsequenz, dass die „moderne[n]

Ordnungssemantiken in der Pflicht [stehen], beweglichere Modelle zu entwickeln, als sie uns durch die philosophische Tradition zur Verfügung gestellt werden.“ (Koschorke 2009: 7; kursiv M.G.). Diese beobachtete und sodann als empirische Tatsache geltende Wahrheit, ist für Koschorke Anlass für ein ethnographisch, kultursemiotisch orientiertes Vorgehen, das die „heterogene Beschaffenheit jedes epistemischen Feldes zum Ausgangspunkt nimmt.“ (Koschorke: 2009: 7). Beobachtet wird hierbei, „dass [...] immer wieder Allianzen zwischen antagonistischen Begriffspaaren entstehen.“ (Koschorke 2009: 8). Methodisch zu handhaben sind diese qua „dichte[r] Beschreibung von sich überlagernden oder gegenläufigen Kohärenzen, Querverbindungen, lokalen Grenzüberschreitungen und Symbiosen“ (Koschorke 2009: 8) Die Diskurse verändern ihre Struktur in dem Sinne als sie als „ein bewegliches, lose gekoppeltes Gefüge von Beziehungen dritter Art“ (Koschorke 2009: 8) beschrieben werden können. Dabei verklammern „diese Beziehungen [...] die beiden Terme der Unterscheidung, insofern sie sie mit Asymmetrien von jeweils begrenzter Reichweite durchsetzen.“ (Koschorke 2009: 8).

Erstaunlicherweise spricht Koschorke, wenn er die Schlussfolgerungen aus diesen Beobachtungen für sein Forschungsprogramm zieht, von „*begrifflichen Mitteln*“ (Koschorke 2009: 14, kursiv M.G.)<sup>61</sup>, mit deren Hilfe er den Beobachtungsgegenstand („binäre Oppositionen“ (Koschorke 2009: 14)), so sein Postulat, aus einer Position heraus zu beschreiben sucht, aus der es möglich sein soll, den Gegenstand selbst nicht mit einem „binär“ (Koschorke 2009: 14) strukturierten Instrumentarium zu beschreiben. Konkret geht es dabei darum, dass Möglichkeiten ausgenutzt werden sollen, die einen Mehrwert gegenüber dem „bloße Sortieren auf die linke bzw. rechte Seite der Unterscheidung bietet“ (Koschorke 2009: 14), indem der Blick auf die „Abgrenzung- und Austauschprozesse“ zwischen den Diskursen gerichtet werden soll. Für die methodische Beobachtung der Natur/Kultur-Differenz könnte dies dazu führen, dass

„[...]eine solche Feldtheorie [...] auch in zeitlicher Extension einer Art von ‚epistemischen Kampf‘ zwischen natürlichen Determinanten und kulturellen Klassifikationen mit seinen wechselnden Frontverläufen, Geländegewinnen und Niederlagen nach[z]uzeichnen.“ (Koschorke 2009: 14)

in der Lage wäre.

---

<sup>61</sup> Erstaunlich ist dies an dieser Stelle, weil sich Koschorke an anderer Stelle explizit gegen eine Praxis der eigenen Begriffsbildung bzgl. des Kulturbegriffes ausspricht, an dessen Stelle er eine Art funktionalistische Analyse von Unbestimmtheit setzt. (vgl. Koschorke 2007).

„Statt dem Imperativ ‚Natur!‘ einfach den Imperativ ‚kulturelle Konstruktion‘ oder ‚Kontingenz!‘ entgegenzustellen, wären dann Prozesse der Naturalisierung und der Entnaturalisierung zu beobachten, die in ihrer Summe die Konsistenz der sozialen Wirklichkeit bilden.“ (Koschorke 2009: 15)

Bevor wir nun zum Schluss dieses Kapitels den soeben kurz dargestellten Umgang Koschorkes mit den Transformationen der Kultur/Natur – Unterscheidung pragmatistisch hinterfragen, wollen wir zunächst die implizierten emergenztheoretischen Annahmen hinsichtlich der Zirkularität von Methode und Theorie untersuchen.

Meine These ist, dass Koschorke, indem seine Untersuchungen zu einseitig auf der semiotischen Ebene verharren, ungewollt dem differenzlogischen Denken verhaftet bleibt; deshalb bleibt seine Position des methodischen Beobachters *begrifflich* intransparent. Die Eigentümlichkeit besteht dabei darin, dass auf rein semiotischer Ebene, die nachweislich den Paradoxien des differenzlogischen Denkens unterliegt, eine Position eingenommen werden soll, die von einer differenzlogisch zu eine tertiärlogischen Position voranschreitet. (vgl. Koschorke 2009.) Sie soll also vom beobachteten Gegenstand getrennt sein. Damit kommt es in Bezug auf die Frage nach der Zirkularität von Theorie und Gegenstand zu einem Sprung, der unreflektiert bleibt. Denn theoretische begriffliche Annahmen werden ja durchaus implizit postuliert, wenn von einer ‚Fiktionalität‘ des Sozialen die Rede ist. Die Zirkularität von Theorie und Methodologie zeigt sich dann in der Form der ‚Fiktionalität‘ der Konstitution des Sozialen und der zugehörigen Methodologie der Semantikbeobachtung, welche zugleich die implizite konstitutionstheoretische These stützen soll. Doch von welchem Standort aus und mit welchen theoretischen Argumenten wird dieser Zirkel eingeführt?

Wenn man dagegen die Argumentation für eine reale Referenz in der Welt als eigenständig wirksames Konstituens annehmen will, kommt man zu einer quasi- *postkonstruktivistischen* Konzeption der Zirkularität von Theorie und Methodologie. Dadurch wird der Einstieg in den Zirkel transparent und zugleich theoretische Falsifizierbarkeit gewährleistet.

Aus diesem Blickwinkel ist die Forschungsprogrammatische die Koschorke verfolgt m.E. unterkomplex, wenn nicht zusätzlich der eigene Standort innerhalb der ausdifferenzierten Gesellschaft qua Begriffsbildung transparent gemacht wird. Und dies könnte geschehen mithilfe einer Konstitutionstheorie, welche nicht nur sensibel ist für Unterschiede auf *einer* Ebene der Konstitution (bei Koschorke die Ebene der Fiktionalität), sondern Ebenendifferenzen als Voraussetzung der eigenen erkenntnisproduzierenden Praxis annimmt. Der gemeinsame Ausgangspunkt der semiotischen wie der pragmatistischen Konzeption – die Sichtbarkeit der Veränderung der Diskurse in der Moderne – bleibt aus rein semiotischer

Warte streng genommen nicht beschreibbar, weil sie keine reale Irritation von außen für sich *theoretisch* beanspruchen kann.

Die Unterscheidung der Heterogenität von Diskursen von der Heterogenität von Emergenzebenen etabliert den entscheidenden Unterschied zwischen semiotischer Selbstbeobachtung und pragmatistischer Konstitutionstheorie.

Im Zuge dieser pragmatistischen Argumentation muss es als ein Kategorienfehler gewertet werden, wenn man nur eine Ordnungsebene als konstitutiv wirksam definiert. Damit geht eine Verkürzung des methodologischen Programms einher, welche den Modus der Zirkularität mithilfe einer Reduktion auf einen quasi-ontologischen Fiktionalismus bestimmen will. Vor dem Hintergrund der vorgetragenen Argumentation lassen sich folgende Schlussfolgerungen ziehen:

Die Konsequenz der ausschließlichen Beobachtung von asymmetrischen Diskursen ist es, dass nur *ein* Aspekt der näheren Aufklärung der Natur/Kultur-Differenz ermöglicht wird – nämlich ausschließlich derjenige, der in fremden Diskursen verhandelt wird. Darüber hinaus ist aber begrifflich-argumentative Arbeit nötig, um ein adäquates Hantieren mit diesem Begriffspaar zu ermöglichen. Denn der blinde Fleck in der Konzeption Koschorkes besteht darin, ex post nichts darüber sagen zu können, *wie* etwas ‚Neues‘ bzw. ‚Emergentes‘ entstehen kann, das zugleich aber als Beobachtetes postuliert wird. Während Koschorke das Problem der Emergenz für die Strukturänderung auf semantischer Ebene postuliert, geht es doch bei der Untersuchung von emergenten Strukturen *theoretisch* zumindest auch um das Problem, wie ‚Neues‘ auf einer anderen Ebene der Ordnungsbildung entsteht. (vgl. dazu auch Renn 2008: 258). Die Fruchtbarkeit der Koschorkeschen kultursemiotischen Beobachtungen könnten in diesem Sinne verstärkt werden, wenn man den beobachteten diachronen Emergenzbeziehungen zwischen Struktur und Semantikveränderungen, eine Konstitutionstheorie zugrunde legt, welche synchrone Strukturen der Konstitution und Genese von emergenten Strukturen beleuchten kann. Die soll anhand der Natur/Kultur –Semantik nun kurz erläutert werden.

### **6.3 Die Natur/Kultur – Differenz als komplexe Begriffsbildungspraxis**

Da nicht ‚legitim‘ denkbar ist, dass die sich transformierenden Diskurse nicht auf das beziehen, was sie versuchen auszudrücken, gehe ich von einer *gemeinsamen* Referenz der Natur/Kultur- Diskurse aus.

Wenn man sodann von einer *Vergleichbarkeit* der Diskurse ausgeht, geht man davon aus, dass diese in gewisser Hinsicht kommensurabel sind. Und diese Kommensurabilität begründet sich, folgt man der obig ausgeführten Argumentation auf der Unterstellbarkeit einer gemeinsam ‚zuhandenen‘ Grundlage der differentiellen Bezugnahme. (vgl. dazu Renn 2006b)

Die Inkommensurabilität von radikal naturalistischen und kulturalistischen Diskursen begründet sich dann auf differentiellen Wahrheitsbedingungen, die für die Geltung ihrer Erkenntnisse in Anspruch genommen werden müssen. In naturalistischen Diskursen nimmt man zumeist die physikalische Möglichkeit der Existenz eines beobachteten Phänomens, also dessen *Vorhandenheit* (also implizit schon verdinglicht), als den entscheidenden Prüfstein von Aussagen über die Tatsächlichkeit eines Phänomens an. Das Wahrheitskriterium ist hier also ein Physikalisches. Der naturalistische Diskurs geht dabei von der Möglichkeit der Annäherung an eine objektive- vorgängig *vorhandene* Welt aus. Differenzlogisch formuliert bedeutet das, dass qua Betonung der ‚Natur‘ als den bestimmenden Term die Erklärung von Kulturphänomenen allgemein, asymmetrisch auf der Grundlage eines so gearteten Naturverständnisses zu erfolgen hat. (vgl. Koschorke 2009: 9).

Dagegen schreibt ein kulturalistischer Diskurs – differenzlogisch rekonstruiert – die Irritierbarkeit seiner Erkenntnisse allein vorgängigen kulturellen Konstrukten zu. Selbst die Unterscheidung zwischen ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ wäre hier als ein kulturelles Konstrukt zu begreifen (vgl. Koschorke 2009: 9). Eine ‚wahre‘ Aussage innerhalb dieses Diskurses wäre dann zu messen allein an der kohärenten Anschlussfähigkeit innerhalb des kulturell konstruierten Diskurses. Die Widerständigkeit theoretischer Aussagen wäre also lediglich in Form von vorgängigen und anerkannten *Konstrukten* zu sehen.

Die Schlussfolgerung Koschorkes angesichts dieser Lage ist, dass „[b]eide Ansätze [...]komplementär [sind], ohne sich jedoch zu ergänzen, weil sie sich ja sozusagen wechselseitig den Boden unter den Füßen wegziehen“ (Koschorke 2009: 10)

Wie also kann man nun selbst sinnvoll mit dem Begriffspaar von Kultur und Natur umgehen? Verharrt man *entweder* bei einer naturalistischen *oder* einer kulturalistischen Position ist keine Vergleichbarkeit möglich. Die postmodernen Beobachtungen Koschorkes aber, welche Annäherungen offen legen (vgl. Koschorke 2009), sind ein Indiz dafür, dass beide in je eigener Weise ihr Wahrheits- und Geltungskriterium falsch *konstruieren*. Um nun zu einem geeigneten Geltungs- und Wahrheitskriterium zu kommen, können wir die Philosophie zu Rate ziehen – es genügt nicht, Diskurse quasi von außen beobachten zu wollen. Die begriffliche Konstruktion der eigenen Geltung ist nicht freischwebend, sondern sie muss die Regeln der Übersetzung nichtsprachlichen Inputs in sprachliche Annäherungen

berücksichtigen und so ein pragmatistisches Wahrheitskriterium hervorbringen und sodann mit integrieren. Es wird dabei eine schwache ontologische Annahme heranzuziehen sein, denn sprachliche Aussagen können nur sinnvoll- legitim in Geltung gesetzt werden, wenn eingestanden wird, dass sie sich auf ihren Inhalt tatsächlich (indirekt) beziehen.&vgl. dazu Renn 2006b) Und dies in einem Sinn, der weder naturalistisch oder kulturalistisch interpretiert werden kann. Das Minimalkriterium einer legitim anschlussfähigen Aussage ist also die Unterstellbarkeit einer äußeren Existenz der Referenz der Aussage. Diese Minimalentscheidung ist also notwendig.

Dagegen Koschorke:

„Weil hier nicht ontologisch, sondern kultursemiotisch argumentiert werden soll, kann die Frage, ob es dieses Unverfügbare ‚gibt‘ und wie es sich wissen lässt, dass es ‚da draußen‘ ist, unentschieden bleiben.“ (Koschorke 2009: 11)

Die Koschorkesche Absage an die Notwendigkeit (auch) ontologisch argumentieren zu müssen, womit die Existenz der eigenen Referenzen radikal kontingent gesetzt wird, reicht aber nicht aus, wenn man den Wandel der beobachteten Diskurse theoretisch erklären will.

## **7. Pragmatistische Konzepte: Implizites Wissen und Handlung**

Wenn wir uns ein Urteil über die grundlegenden Konstitutionsmechanismen des Sozialen erlauben wollen, müssen wir uns dem Problem stellen, dass wir aufgrund des Mediums soziologischer Erkenntnisbildung – der Sprache als kondensierter Sinn- zunächst keinen direkten Zugriff auf die Ebene vorprädikativer Sozialgenese haben. Ähnlich wie bei der Systemtheorie drehen sich auch bei dem im Folgenden rekonstruierten Pragmatismus die Bearbeitungsstrategien der Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Sozialität um die Probleme der Abgrenzung und Fortsetzung sozialer ‚Einheiten‘. Die allgemeine Sinnproduktion und Reproduktion beschränkt sich hier aber nicht auf rein beobachtungslogisch erfassbare Prozesse. Mit der Integration des Begriffes eines ‚pragmatischen Feldes‘ gewinnen wir eine Beschreibung der Konstitution sozialer Wirklichkeit, welche diese als ein Zusammenspiel von verschiedenen Dimensionen der Konstitution sozialer Realität zu thematisieren in der Lage ist. Dabei wird nun zusätzlich zu der beobachtungslogischen eine *praktisch* wirksame Dimension postuliert (‚pragmatisches Feld‘), welche unabhängig von expliziten sozialen Konstrukten handlungswirksame *Instruktionen* impliziert.

## 7.1 Zuhandenheit der Welt als pragmatisches Feld<sup>62</sup>

Das Problem des Verstehens stellt sich anders, wenn man von einem in Bezug auf die menschliche Sozialität primär *pragmatischen* Weltverhältnis ausgeht. Die *Form* des Heideggerschen Konzeptes der primären existentiellen Daseinsweise des ‚In – der – Welt – Seins‘ als *praktische* Bezugnahme auf die Dinge (auf das ‚Zeug‘) (vgl. Heidegger 2001: 66ff.), kann ‚übertragen‘ werden auf die Grundsituation des Sozialen. (vgl. Renn 2006a: 272ff.) Das ‚Zeug‘ ist für Heidegger nicht als ontische Substanz vorhanden, sondern es existiert als ‚Zuhandenes‘ mit dem *umgegangen* werden kann und muss. (zur Heideggerschen Zeuganalyse vgl. Heidegger 2001: 66ff.) Der Modus des Daseins des ‚Zeugs‘ ist *vorthematisch*, d.h. es existiert schon, bevor es von einem erkennenden Subjekt als Objekt sprachlich expliziert werden kann. Durch die reflexive Vergegenständlichung erfährt es dann einen *Bruch* in der Art und Weise seines Existierens. Wichtig für die Fruchtbarmachung dieser Heideggerschen Analysen für eine Konstitutionstheorie des Sozialen ist seine Kennzeichnung einer speziellen Form des Wissens, das für den Umgang mit dem Zuhandenen charakteristisch ist, nämlich die ‚Umsicht‘ (vgl. Heidegger 2001: 69; und dazu Renn 2006a: 273). Dabei handelt es sich um eine vorsprachliche *Interpretation*, welche basal notwendig ist, um mit den Dingen agieren zu können. *Die Impliztheit dieses pragmatischen Könnens ist nicht explizierbar*. D.h. dass das Handeln auf dieser grundlegenden Ebene nur möglich ist, *indem* es keine vollständige Kenntnis von den Eigenschaften des zu behandelnden Zeugs hat. (vgl. dazu auch Polanyi 1985: 27) Die Eigenschaft der Nichtexplizierbarkeit des impliziten Wissens liegt nun nicht nur dem Umgang mit dem Zeug zugrunde, sondern ist übertragbar auf alle Formen des sozialen und sprachlichen Handelns. (vgl. dazu Renn 2006a: S.272ff., 276ff.) Bezieht man das pragmatische implizite Wissen auf den Bereich des Sozialen, muss man ein ‚zuhandenes‘ Gemeinsames dieser Sphäre ausmachen. Die Voraussetzung für sich reproduzierende Kommunikationszusammenhänge ist an die Bezugnahme durch dieses implizite Wissen auf *das Gemeinsame* einer *Handlungsweise* (vgl. dazu Renn 2005) gebunden. Indem praktisches Wissen notwendig ist, um sich auf den *Umgang* mit sozialen Situationen zu verstehen, ist dieses Können ein notwendiges Konstituens der Sinnproduktion und zugleich der *Abgrenzung* von Sinneinheiten – wir rufen uns hier in Erinnerung, dass es beim Umgang mit Sinn immer um Selektionsprozesse geht, so dass wir uns auch das pragmatischen Handlungsfeld als eingebettet in eine diesem zugrunde liegende Weltkomplexität vorstellen müssen, aus der Handlungsmöglichkeiten gewählt werden. In

---

<sup>62</sup> Der folgende Abschnitt ist ein (stark) überarbeiteter Teil aus Gubo (2008).

diesem Sinn ist auch der pragmatische Umgang in Bezug auf konkrete Selektionen immer kontingent. Die Art der Erwartungen bzw. Erwartungserwartungen, die sich in diesem Prozess stabilisieren, können mit dem systemtheoretischen Begriffsinstrumentarium nicht gefasst werden, da diese auf einer *anderen Ebene* liegen als die Erwartungen, die durch systeminterne Semantiken erzeugt werden. Systeme reproduzieren sich in Bezug auf ihre Elemente qua expliziter unterscheidender Bezeichnungen – Sinn muss hier immer als explizite Bestimmtheit fungieren, damit weitere Elemente anschließen können. Infolgedessen steht das ‚pragmatische Feld‘ quer zu den qua Beobachtungsoperationen verselbständigten sozialen Systemen.

Das beim ‚Kontakt‘ von different etablierten sozialen Sinnzusammenhängen (Kulturen) sich entwickelnde ‚tertium comparationis‘ ist ausdrücklich kein explizierbares ‚Drittes‘, das von beiden Seiten repräsentationalistisch (im Sinne identischer Bedeutung) formuliert werden könnte. (vgl. Renn 2005; 2006a: 329ff.) An dieser Stelle ist die Unterscheidung von impliziten und expliziten Wissen der theoretische Clou, der es ermöglicht, eine pragmatische Annäherung qua impliziter *Verstehens*prozesse zu postulieren. Diese Form des ‚Verstehens‘ setzt aber dennoch explizit Differenz voraus, die auch beim Prozess der impliziten Etablierung eines *tertium* nicht gesprengt werden kann, sondern sie bleibt während des gesamten Prozesses Bedingung für die (implizite) Annäherung. Diese pragmatische Differenz ist aber nicht gebunden an explizite Bezeichnungen, vielmehr sind es implizite Sinnerwartungen, die hier die pragmatisch erfahrbare Differenz erzeugen. Verstehen ist also auch hier in ‚interkulturellen‘ Kontaktzonen nur möglich, weil und nicht obwohl eine Differenz vorhanden ist. Das Verstehen findet aber eben (zunächst) nicht auf der Ebene expliziter Semantiken statt, sondern ist auf pragmatische Verschränkungen gemeinsamer Handlungssituationen angewiesen. (vgl. Renn 2005, 2006a: 329ff.).

Diese Art der Konzeptualisierung eines ‚tertium comparationis‘ ist als theoretisches Konzept zwischen Inkommensurabilismus und Repräsentationalismus angesiedelt: es nimmt weder die explizite Form einer gemeinsamen Bedeutung an, noch sind das/die ‚Andere(n)‘ rein fiktionale semantische Konstrukte. Verstehen findet hier statt durch den impliziten koreferentiellen Bezug auf ein tertium, welches zunächst nur auf der Ebene des Handelns (und nicht etwa der explizit semiotischen Kommunikation) zur Verfügung steht. (vgl. dazu Renn: 2006a: 329ff.) Bezogen wird sich auf eine *identische* Handlung, welche beim Prozess der Fortsetzung in den beteiligten Sinnzusammenhängen implizit und explizit notwendig different interpretiert wird. (vgl. Renn 2006a: 207ff.)<sup>63</sup>

---

<sup>63</sup> Die Annahme der ‚Zuhandenheit‘ einer identischen Handlung ist dann ein notwendiger Aspekt der Bedingung der Möglichkeit des wechselseitigen Verstehens und somit als pragmatische ‚Überwindung‘ der Differenz

Das Konzept des pragmatischen Weltbezugs ist hier konstitutiv zugleich für die Genese als auch für die implizite ‚Überwindung‘ von sinnhaft generierten Grenzen. Ein auf diese Weise ausdifferenzierter Sinnzusammenhang produziert und reproduziert sich *praktisch- kulturell*, indem er Strukturen impliziten Wissens sedimentiert, welche neben (bzw. quer zu) den expliziten Erwartungsstrukturen handlungswirksame *transsubjektive Selektionspotentiale* für den Anschluss an soziale Situationen bereitstellt. Die *Anwendung* der in diesem *Prozess* entstehenden sowohl expliziten als auch impliziten Regeln ist nicht als deterministisch zu beschreiben, sondern bedarf selbst der *kreativen* auf eine Situation bezogenen Applikation. (vgl. dazu auch Renn 2006a: 298ff.) Das implizite Wissen ist somit auch als kulturelles *Können* notwendig, um abstrakte explizite semantische Regeln anwenden zu können. Konstitutiv für die Abgrenzung eines Sinnzusammenhanges sind nicht nur bezeichnende Unterscheidungen, sondern auch kreativ angewendetes implizites Wissen (welches sich selbst strukturell verfestigt, dann aber wiederum kreativ appliziert werden muss).<sup>64</sup>

## 7.2 Pragmatische Handlungen und Handlungserklärungen (Davidson, Ryle)

Geht man in Bezug auf das pragmatische Feld, welches einen eigenständigen Modus der Sinnselektion bereitstellt, von einem primär leibgebundene Weltzugang aus, wird man die systemtheoretische Kategorie ‚Kommunikation‘ mit der Kategorie der ‚Handlung‘ konfrontieren müssen. Handlungen können dann nicht als Zurechnung eines bereits existierenden Systems gelten. (vgl. dazu Luhmann 1987: 191ff.) Sie sind vielmehr dem System in einer Querlage zu sich selbst gegeben und für dessen Konstitution mit verantwortlich. Wenn wir hier weiterhin von ‚Systemen‘ sprechen wollen und dies mit guten Gründen auch tun müssen, um zu einer adäquaten Gesellschaftsbeschreibung zu kommen, wird noch zu klären sein, inwiefern sich dieser Begriff vom Luhmannschen Systembegriff zu unterscheiden hat und was er beibehalten kann.<sup>65</sup>

‚Handlungen‘ werden in der Systemtheorie als Selektionsschematismus, mit der Funktion, dem System die Attribution von Ereignissen als Elemente im Sinne der Differenz von innen und außen zu ermöglichen, begriffen. (vgl. Luhmann 1987: 123f.) Identifiziert ein System ein Ereignis als ‚Handlung‘, wird es dem Inneren des Systems zugerechnet, es erscheint sodann

---

konzipiert. *Diese* Möglichkeit einer pragmatischen Differenzüberwindung ist in der Differenz- und beobachtungslogischen Anlage der Systemtheorie nicht vorgesehen.

<sup>64</sup> Welche Rolle dieses implizite Wissen dann bei der Konstitution von Systemen spielt, siehe Kap. 8.

<sup>65</sup> Siehe dazu die Ausführungen in Kap. 8.

als Systemelement. Von der jeweiligen Zurechnung hängt das Weiteroperieren des Systems ab. Die Zurechenbarkeit von Erleben und Handeln liegt also auf der Ebene der Semantik eines Systems und ist für dessen Konstitution primär nicht notwendig mit verantwortlich. Indem die Differenz von Handeln und Erleben als nachträglicher Zurechnungsmechanismus des Systems bestimmt wird, bleibt die Unklarheit, die sich bzgl. der primären Autopoiesis zeigt, aber bestehen. Und wie gezeigt wurde, konnten diese Ungereimtheiten nicht rein mit einer beobachtungstheoretischen Differenzlogik aufgelöst werden, da eine auf diese begründete Auflösungsmöglichkeit weder das synchrone Problem der strukturellen Kopplung noch das diachrone Problem der funktionalen Differenzierung, die Luhmann selbst als *zunehmende* Autonomisierung der Systeme fasst, erklärt werden können. Diese Lücke können wir schließen, wenn wir das Problem der temporalen Paradoxie der Konstitution entfalten können. Kann man sinnvoll zwischen innen und außen, vorher und nachher unterscheiden, ohne Bezug auf das pragmatische implizite Wissen zu nehmen? Wenn wir annehmen, dass die Ur-Erfahrung des Außen in der leiblich vorprädikativen sinnhaften Vermittlung von Realität gründet, ist dies zumindest schwer vorstellbar. Lassen sich die systemtheoretischen Widersprüche mit einer Einflechtung einer auf das pragmatisch impliziten Wissens bezogenen Konstitutionstheorie überwinden? In den folgenden Ausführungen erörtern wir anhand zweier für die Begriffsbestimmung von ‚Handlung‘ relevanter Texte, die Frage welche Rolle das implizite Wissen bei dieser Begriffsdefinition spielen kann. Es handelt sich dabei zum einem um Ausschnitte des Zweiten und Fünften Kapitels aus dem Buch ‚Der Begriff des Geistes‘ von Gilbert Ryle, zum anderen um den Text ‚Handlungen, Gründe und Ursachen‘ von Donald Davidson.

Der Aufsatz von Davidson beginnt mit einer Explikation der Fragestellung, auf die der Text eine Antwort sucht:

„Was ist die Beziehung zwischen einem Grund und einer Handlung, wenn der Grund die Handlung erklärt, indem der Grund des Handelnden für sein Tun angegeben wird?“ (Davidson 1998: 19)

In einem Beispiel versucht Davidson sodann deutlich zu machen, dass Aussagen, die sich auf die Ebene der Faktizität beziehen *logisch unabhängig* von Aussagen sind, die sich auf das Wollen von Handelnden beziehen. Die Sätze ‚Ich habe das Licht angemacht‘ und ‚Ich habe das Licht anmachen wollen‘ sind Davidson zufolge logisch unabhängig, weil sie auf Unterschiedliches referieren. (vgl. Davidson 1998: 21ff.) Bezögen sich beide Sätze auf dasselbe, würde der erste aus dem zweiten folgen; doch tatsächlich sind sie logisch unabhängig. (vgl. Davidson 1998: 23).

„[...] das Ereignis, dessen Stattfinden den Satz ‚Ich habe das Licht angemacht‘ wahr macht, [kann] nicht als das – sei's noch so intentionale – Objekt von ‚Ich habe das Licht anmachen wollen‘ bezeichnet werden [...]“ (Davidson 1998: 23)

Während bei einem stattgefundenen Ereignis (z.B. dem Anschalten des Lichtes) *ex post* jede Einzelheit feststeht, muss das Wollen des Handelnden auf keinen Augenblick des faktisch stattgefundenen Ereignisses gerichtet gewesen sein. (vgl. Davidson 1998: 23) Trotz der Betonung dieser Differenz von faktischer Ebene und der Ebene des Wollens postuliert Davidson, dass es in Bezug auf Handlungen immer einen „primären Grund“ gegeben haben muss, durch welchen die Handlung erklärt werden kann. (vgl. Davidson 1998: 23) Dieser primäre Grund besteht stets aus einer Überzeugung und einer Einstellung (vgl. Davidson 1998: 23). Der primäre Grund ist nicht gleichzusetzen mit dem bewussten Wollen des Handelnden – weder die bewusste Handlungsplanung noch die *ex post* vorgenommene Handlungsrationalisierung eines Subjektes können die Handlung erklären (vgl. Davidson 1998: 23ff.). Was wir wissen können, im Sinne einer indirekten ontologischen Unterstellung, ist aber, dass es einen primären Grund *gegeben haben muss* und wie dieser im Allgemeinen beschaffen ist, auch wenn wir diesen nicht exakt explizieren können (vgl. Davidson 1998: 25). Aufgrund der Unterscheidung der beiden Ebenen (Wollen/Beschreibung – Faktizität) folgt, dass sich auch *Ausdrücke*, die sich auf die subjektive Motivation von Handelnden beziehen, nicht tatsächlich auf eine Disposition oder auf das Ereignis der ausgeführten Handlung beziehen können.

„Der Ausdruck ‚die Absicht, mit der Jakob zur Kirche gegangen ist‘ hat die äußere Form einer Beschreibung, ist aber in Wirklichkeit synkategorematisch und lässt sich nicht so auffassen, als bezöge er sich auf eine Entität, einen Zustand, eine Disposition oder ein Ereignis.“ (Davidson 1998: 25f.)

Die Funktion solcher Erklärungsversuche sind *Neubeschreibungen* der Handlung. Diese Neubeschreibungen sind abhängig von Einflüssen des jeweiligen Kontextes in dem sie geäußert werden (vgl. Davidson 1998: 26). Die Form der Handlungserklärung impliziert aber jeweils das Vorhandensein eines primären Grundes, der die Handlung *verursacht* (vgl. Davidson 1998: 26). Für die Emergenzproblematik ist nun besonders das Verhältnis von tatsächlich stattgefundenen Handlungen und den nachträglichen Handlungsbeschreibungen interessant. Die Beantwortung der Frage, inwiefern diese Beschreibungen auf die (Tatsächlichkeit der) Handlungen, die sie vorgeben zu erklären, referieren, ist nicht einfach zu rekonstruieren. Die Intension Davidson jedenfalls ist es, zu zeigen, dass die Funktion der Neubeschreibung von Handlungen in differenten Kontexten nicht der Prämisse widerspricht, dass primäre Gründe *Ursachen* von Handlungen sind. (vgl. Davidson 1998: 29)

„Da Gründe Überzeugungen und Einstellungen sind, sind sie zwar gewiss nicht mit Handlungen identisch, doch wichtiger ist, dass Ereignisse oft *im Sinne ihrer Ursachen* neubeschrieben werden. (Angenommen, jemand sei verletzt worden. Dann können wir dieses Ereignis womöglich ‚im Sinne der Ursache‘ neubeschreiben, indem wir sagen, er habe Verbrennungen erlitten)“ (Davidson 1998: 29, kursiv M.G.)

Handlungsbeschreibungen verlieren also nicht den Bezug zur *Sachhaltigkeit* der Handlungen, so könnte man dieses Zitat interpretieren, indem die Beschreibungen immer die Faktizität eines primären Grundes *implizieren*. Dass Handlungsbeschreibungen immer kontextrelative Interpretationen sind, bedeutet nicht, dass diese Interpretationen die Handlung nicht *erklären* können: Interpretationen präsupponieren damit stets einen Bezug zur Ebene des Faktischen. Die Neubeschreibung einer Handlung hat die Funktion, die Handlung zu interpretieren und in einen umfassenderen Kontext (z.B. sozialen, ökonomischen etc.) zu stellen. (vgl. Davidson 1998: 28). Diese Neubeschreibung referiert allerdings immer auf den primären Grund als Ursache der Handlung, dessen Explikation wiederum von den Bedingungen eines Kontextes abhängig ist. Wenn wir seinen Grund *erfahren*, verfügen wir über eine Interpretation, eine Neubeschreibung seines Tuns, wodurch es in ein vertrautes Bild eingefügt wird (vgl. Davidson 1998: 28). Die Sachhaltigkeit von Handlungsbeschreibungen liegt also in der Referenz auf einen primären Grund, welcher als Ursache der Handlung gelten muss, der jedoch in den Beschreibungen (Explikationen) lediglich als kontextabhängige Interpretation zu Tage tritt und deshalb die Funktion einer Neubeschreibung überhaupt erst erfüllen kann. Emergenztheoretisch könnte man die Intention Davidsons in etwa so beschreiben: Handlungen werden kausal durch den primären Grund bestimmt, die nachträglichen Beschreibungen, die sich auf ‚diese‘ Handlungen beziehen sind aber notwendig Neubeschreibungen, da sie durch den jeweiligen Kontext determinierte Aussagen sind. Diese Aussage ist nun zugleich abhängig vom primären Grund (wodurch die Sachhaltigkeit garantiert wird), während die Beschreibungen emergente Eigenschaften enthalten und deshalb selbst emergent sind, indem sie den primären Grund kontextuell auslegen. Handlungserklärungen enthalten also zugleich Momente der Kontinuität und der Diskontinuität. Das Davidsonsche Konzept der ‚Handlung‘ ist demnach gut geeignet, einen Konnex zwischen dem systemtheoretischen Konzept der Handlungszuschreibung und dem pragmatistischen Erfordernis der indirekten pragmatischen Referenznahme (vgl. Renn 2006b) auf einen ‚äußeren Gegenstand‘ in Bezug auf die Erklärung von Diskursbildungen und – Transformationen (vgl. Kap. 6) zu bilden.

Mit dem Buch ‚Der Begriff des Geistes‘ versucht *Gilbert Ryle* im Rahmen pragmatistischer Überlegungen der „intellektualistischen Legende“ (Ryle 1969: 32) und dem damit verbundenen „Dogma des Gespenstes in der Maschine“ (Ryle 1969: 36) entgegenzutreten,

indem er versucht eine Art *antidualistisches* Handlungsverständnis zu entwickeln. Mit seinem Handlungsbegriff setzt er sich von einem Verständnis von Handlungen ab, das um Handlungen beschreiben zu können, von einer Zweiteilung von Denken und Praxis ausgeht, und Handlungen in diesem Sinne als Resultat eines Wechselspiels der Abwägung von Gründen, Vorschriften, etc. und deren praktischer Anwendung konzipiert. (vgl. Ryle 1969: 32 ff.). Um seine Gegenposition zu plausibilisieren bringt Ryle zunächst das Argument des unendlichen Regelregresses.

„Die Endlosigkeit des hierin enthaltenen Regresses zeigt, dass eine Anwendung des Kriteriums dafür, dass man richtig handelt, keine vorhergehende Erwägung dieses Kriteriums voraussetzt.“ (Ryle 1969: 34)

Die Gründe, die beim erwägen der ‚richtigen‘ (d.h. der Situation angemessen) Handlung ‚im Kopf‘ erscheinen seien stets von *allgemeiner* Natur. Es sei unmöglich diese auf *spezifische* Situationen anzuwenden, da sie aufgrund ihrer Allgemeinheit unmöglich jedes situationsspezifische und für die Ausführung der Handlung relevante Detail erfassen können. Die Anwendungsproblematik kann nicht mit dem ‚Wissen‘ von Maximen gelöst werden, vielmehr bedarf es eines speziellen ‚Könnens‘, welches selbst nicht ‚gewusst‘ werden kann. (vgl. dazu Ryle 1969: 35f.). Ryles antidualistische Schlussfolgerung aus diesem Argument lautet, dass

„[...]wenn ich etwas mit Intelligenz tue, d.h. also meine Gedanken bei der Sache habe, die ich tue, dann tue ich nur ein Ding und nicht zwei (Ryle 1969: 36)

Mit dieser Folgerung verwehrt er sich gleichzeitig der Annahme, dass Handlungen von vorgängigen Motivationen mitbestimmt seien:

„Meine Handlung hat eine besondere Art der Ausführung, nicht besondere Vorgänger.“ (Ryle 1969: 36)

Wollte man hier eine Differenz zu Davidson sehen, müsste man plausibel machen, dass Davidsons primärer Grund der Handlung vorgängig sein muss. Wenn dieser allerdings als kausale Ursache betrachtet wird, scheint dies notwendig so zu sein. Eine Anschlussfrage wäre, inwiefern der primäre Grund die Ausführung der Handlung begleitet. Kann das Subjekt während der Ausführung der Handlung in diese gemäß dem primären Grund eingreifen? Die Beantwortung dieser Fragestellung ist sodann wichtig in Bezug auf die Spezifizierung des Ereignisbegriffes: Inwiefern beeinflusst das Subjekt das Ereignis ‚Handlung‘?

Bei Ryle wird die Klärung dessen, inwiefern subjektive Einflüsse das mitbestimmen, was als ‚Ereignis‘ verstanden werden kann, aufgrund der antidualistischen Anlage seines Handlungsbegriffes anders gelagert: Das Problem der Vorgängigkeit resp. der Kontinuität

subjektiver Einflussnahme auf das Ereignis ‚Handlung‘ hat sich erledigt, da die Trennung von Handlung und Subjekt für die Rekonstruktion von Handlungen nicht mehr relevant ist. Für die jetzigen weiteren Überlegungen reicht es, zu wissen, dass Ryle anstatt von in Subjekten vorzufindenden Ereignissen von Dispositionen spricht, welche für Handlungserklärungen irgendwie relevant zu sein scheinen:

„Aber der Grund, warum die in der Vorführung ausgeübte Fertigkeit nicht separat photographiert werden kann, ist nicht der, dass sie ein okkultes oder gespenstisches Ereignis ist, sondern der dass sie gar kein Ereignis ist. Sie ist eine Disposition, und eine Disposition ist eine Sache von einem ganz anderen logischen Typus, als dass man sie sehen oder übersehen, aufnehmen oder nicht aufnehmen könnte.“ (Ryle 1969: 37)

Der Grund einer Handlung sind jedenfalls keine Ereignisse im Subjekt, stattdessen spricht Ryle von Dispositionen (Gewohnheit, Neigung, Talent), die *nicht unabhängig* von der Handlung selbst gesehen werden können. (vgl. Ryle 1969: 37f.)

„Die traditionelle Theorie des Geistes hat die Typenunterscheidung zwischen Disposition und Betätigung in einen mythischen Zwiespalt zwischen unbeobachtbaren geistigen Ursachen und beobachtbaren physischen Wirkungen missdeutet.“ (Ryle 1969: 38)

Als positive Erläuterung des Begriffes der ‚Handlung‘ – als einer einzigen Tätigkeit – deren Beschreibung auf nichts Vorgängiges zurückgreifen muss, präzisiert Ryle den Begriff des Könnens als Fähigkeit, Regeln anwenden zu können und beschreibt die Genese dieser Fähigkeit als eine „Frucht der Übung“ (Ryle 1969: 49f.). Dieses ‚Können‘ ist eine Disposition. Und eine dispositionale Eigenschaft zu haben, heißt für Ryle,

„[...] sicherlich oder wahrscheinlich in einem bestimmten Zustand sein oder eine bestimmte Veränderung durchmachen, wenn eine bestimmte Bedingung erfüllt ist“ (vgl. Ryle 1969: 52)

Handlungserklärungen müssen nun diese Begriffsbestimmung von ‚Dispositionen‘ berücksichtigen. Deshalb handelt es sich bei einer Handlungserklärung, so Ryle, um eine *konjunktivistische* Aussageform (vgl. Ryle 1969: 56). In Bezug auf menschliche Handlungen ist ein komplexer Dispositionsbegriff nötig, der es erlaubt, die unendliche Vielfalt der Verwirklichungsmöglichkeiten von Dispositionen zu integrieren (vgl. Ryle 1969: 53).

Um nun eine „intelligente“ Handlung beurteilen zu können, muss man in einer gewissen Art über die Handlung selbst hinausblicken (Ryle 1969: 54f.). Der Ort auf den dabei geblickt wird, ist aber keinesfalls eine verborgene vorgängige oder parallele Dimension eines Innenlebens eines Bewusstseins (vgl. Ryle 1969: 54f.). „Die Erforschung der Fähigkeiten und Neigungen des Handelnden, die in seiner Handlung zum Ausdruck kommen“ (Ryle 1969: 54) zielt also nicht auf „gewisse gespenstische Vorgänge“ (Ryle 1969: 55), sondern es geht darum, konjunktivistische Sätze zu formulieren (vgl. Ryle 1969: 56), und diese auf Einzelfälle anzuwenden und dann zu sehen, ob diese „in ihnen [M.G.: gemeint sind die Sätze]“ (Ryle

1969: 56) wahr oder falsch sind. Handlungserklärungen haben dabei keine Referenz auf Ereignisse („[...]können‘ und ‚nicht können‘ sind nicht Ereigniswörter, sondern Modalwörter.“ (Ryle 1969: 56)). Die theoretische Bezugnahme auf Handlungen, die selbst eine Handlung ist, verläuft im Sinne einer intelligenten *Praxis*, indem der Theoretiker „in einer richtigen Methode, ohne aber die Vorschriften einer Methodologie zu erwägen“ (Ryle 1969: 58) denkt. Sowohl bei Handlungsbeschreibungen als auch beim philosophierenden Fragestellen (z.B. bzgl. der Problematik, was den Handlungen seien), verläuft der *modus operandi* der Beschreibung bzw. der theoretischen Reflexion, im Stil *einer* Tätigkeit, bei der, um sie *achtsam* im Sinne eines ‚bei der Sache-Seins‘ ausführen zu können, eine Einübung in das übliche Verfahren der Ausübung vorausgesetzt werden muss; ein vorheriges Abwägen von Kriterien ist aber nicht nötig und auch nicht möglich, und kann deshalb nicht als Grund der Handlung angesehen werden. (vgl. Ryle 1969: 58ff.) Der von Ryle diagnostizierte *Kategorienfehler* bezieht sich im Allgemeinen darauf, dass zur Erklärung bestimmter Tätigkeiten auf den „[...]Ablauf gewisser Ereignisse in irgendjemandes Bewusstseinsstrom[...]“ (Ryle 1969: 60) zurückgegriffen wird. Im Zuge dieser Diagnose wird auch die Möglichkeit *kausale* Handlungserklärungen zu geben ausgeschlossen.

„Im Gegensatz zu diesem gesamten Dogma versuche ich zu zeigen, dass wir bei der Beschreibung, wie der Geist einer Person arbeitet, überhaupt nicht eine zweite Gruppe von Schattenoperationen beschreiben. Wir beschreiben gewisse Teile ihres Lebenslaufs; die Art und Weise nämlich, wie gewisse Teile ihres Verhaltens geleitet werden. Ihre Handlung ‚erklären‘ heißt nicht, auf deren okkulte Ursachen schließen, sondern sie unter gewisse hypothetische oder halbhypothetische Sätze subsumieren. Die Erklärung folgt nicht dem Muster ‚Das Glas zerbrach, weil es von einem Stein getroffen wurde‘, sondern den eher ganz verschiedenen Muster ‚Das Glas zerbrach, als es von einem Stein getroffen wurde, weil es zerbrechlich war‘.“ (Ryle 1969.: 61)

Inwiefern sind die Positionen von Davidson und Ryle ähnlich, inwiefern unterscheiden sie sich und inwiefern nutzen Sie unserer Argumentation?

Während bei Davidson klar von einer Sachhaltigkeit der Bezugnahme ausgegangen wird, passt bei Ryle wohl eher eine pragmatistisch bedeutungstheoretische Leitlinie eines ausschließlichen ‚Die Bedeutung ist der Gebrauch‘. Bezugnahmen (auch theoretischer Reflexionen) setzen immer implizites Wissen („knowing how“, vgl. Ryle 1969: 26ff.) voraus und implizieren dies; intelligentes theoretisches Reflektieren ist sodann wiederum nur *eine* Tätigkeit, bei der explizites Wissen („knowing that“) hervorgebracht wird. Ryle vertritt im Gegensatz zu Davidson eine Position, die nicht von vorgängig wirksamen kausalen Ursachen ausgeht, sondern bei ihm geht es stets um die situative Verwirklichung von Dispositionen. Dispositionen sind Möglichkeiten, die verwirklicht werden können. Man könnte etwas Können, ohne es aktuell zu verwirklichen – man bringt bestimmte Dispositionen zum Einsatz

oder eben nicht, dies geschieht in der Situation, ohne eine vorgängige Entscheidung diesbezüglich.

Wie kann nun vor diesem Hintergrund im Anschluss an Ryle die Sachhaltigkeit der Referenz theoretischer Aussagen begründet werden? Eine Möglichkeit bestünde darin, über die Ähnlichkeit der *Form* von Denken und Handeln autologisch auf tatsächliche Strukturen außerhalb der eigenen Praxis zurückzuschließen – in etwa: theoretisches Denken ist auch ein Handeln, die Struktur des Handelns zeigt sich also dem Theoretiker in der Form seines eigenen Denkens – so kann auf das Handeln im allgemeinen zurückgeschlossen werden, mit dem Ergebnis: ‚Die Bedeutung ist der Gebrauch‘. Explizites Wissen referiert hier dann nicht auf die Sachhaltigkeit eines Ereignisses, sondern ist selbst immer Wissen ‚im Gebrauch‘ und erhält seine Bedeutung im Kontext impliziter Anwendungen; zu sagen, das explizite Wissen referiert auf eine äußere Tatsächlichkeit wäre hier wohl ein Kategorienfehler; in Bezug auf Handlungserklärungen wäre es also ein Kategorienfehler, von der *Tatsächlichkeit* etwa eines primären Grundes auszugehen, Handlungen gehen im Praxisbegriff auf und sind jeweils nur *eine* Tätigkeit (ohne mögliche Vor- und Nachgänger). Interessanterweise ergibt sich hier ein Bild, das dieser pragmatistischen Perspektive Ryles einen radikalen Konstruktivismus nahe legen würde, da hier jede der Praxis äußere situativ wirksame Referenz ausgeschlossen wird – wir haben es hier also mit einer Art monadischen Begriff der Praxis zu tun.

Während bei Davidson ‚primäre Gründe‘ Ursachen von Handlungen sind, die Nennung von ‚Absichten‘ in nachträglichen Handlungserklärungen also eine reale Referenz haben und man deshalb berechtigt ist, bzgl. Handlungsbeschreibungen von Kausalerklärungen zu sprechen. Wobei zu betonen ist, dass primäre Gründe als Motive eine Handlung bewirken können, aber sowohl der primäre Grund als tatsächliche Ursache des Handelns, wie auch die nachträgliche kontextuelle Interpretation *logisch* vom Ereignis der Handlung unabhängig sind, so dass es sich bei jeder kausalen Erklärung um eine *Interpretation* handeln muss. In diesem Sinne liegt die analytische Begriffsbildung von ‚Handlung‘ bei Davidson unserer Intention einer ‚Pragmatisierung‘ der Systemtheorie näher als die Rylesche pragmatistische Konzeption selbst. Wir würden Ryle die Tendenz zuschreiben, im Zuge seiner Gebrauchstheorie der Bedeutung einem radikalen Konstruktivismus näher zu stehen, und damit gerade die gezeigten Abrutschgefahren der Systemtheorie mit seiner pragmatistischen Version einer Handlungstheorie nicht auffangen können. Das Problem die *Qualität der Umwelt* so beschreiben zu können, dass erklärbar wird, wie diese real im Sinne einer bestimmten Art von Kausalität (siehe dazu Kap. 8) das System beeinflussen kann, kann man mit Ryles Konzeption nicht gewinnen. Besser ansetzen könnte man beim Begriff des ‚primären Grundes‘ von

Donald Davidson; hier wäre dann zu fragen, inwiefern die diesem Grund zugeordneten Eigenschaften (Wünsche, Einstellungen etc.) mit einem pragmatistischen Konzept des impliziten Wissens (vgl. Kap. 7.1) zusammenzubringen wären. Da auch bei Davidson diese Eigenschaften in den Erklärungen nicht repräsentationalistisch expliziert werden können, könnte man auch davon ausgehen, in Ergänzung zu der Davidsonschen Konzeption, den primären Grund an ein kollektives implizites pragmatisches Können zu binden, welches diesem sodann eine normative soziale Komponente hinzufügen würde. In Bezug auf dieses ‚Können‘ wäre der Rylsche Dispositionsbegriff wiederum geeignet, um hier den Aspekt der selektiven Verwirklichung in Situationen zu bezeichnen und damit die Handlung einzubinden in einen pragmatischen selektiven Umgang mit Weltkomplexität, womit das ‚pragmatische Feld‘ wiederum in einen allgemeinen Welt/Sinn- Zusammenhang integriert werden kann, den man am besten mit dem Luhmannschen Instrumentarium beschreiben kann. Damit wäre ein Handlungsbegriff gewonnen, der nicht individualistisch reduziert ist, und gleichzeitig als primärer Grund eine tatsächliche Referenz von systemischen Handlungszuschreibungen ermöglichen würde. So zeigt sich erstaunlicherweise, dass der analytische Begriff der ‚Handlung‘ von Davidson unserer Absicht einer ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ viel näher kommt und für eine Ergänzung offener konzipiert ist als der pragmatistische Handlungsbegriff von Gilbert Ryle, den wir aber dann in einem geeigneten Rahmen wiederum aspekthaft integrieren können und gerade damit wieder den Bezug zur Sinntheorie Luhmanns herstellen können.

## **8. Wissen und Wissenschaft**

Rekonstruiert man die Systemtheorie hinsichtlich einer falsch verstandenen radikal konstruktivistischen Perspektive, so kann man dieser schnell vorhalten, dass sie sich in einem Spinnennetz eigener Begriffskonstruktionen verfängt – in einem Flug über den Wolken verharret – ohne einen Bezug herstellen zu können zu dem ‚Gegenstand‘, den sie zu beschreiben vorgibt. Es lohnt sich nicht, sich allzu lange mit dieser oftmals pauschal vorgebrachten Kritik aufzuhalten, vielmehr halte ich es für sinnvoll, direkt aufzuzeigen, wie sich innerhalb der systemtheoretischen Theoriearchitektur das wissenschaftliche Selbstverständnis generiert. Es dürfte dabei schnell klar werden, dass man mit einer Pauschalkritik der Systemtheorie als monadologische Begriffsbildungspraxis ohne reale Referenz nichts gewinnen kann, außer vielleicht eine aus theoriepolitischen Gründen lukrativ erscheinende Positionierungsmöglichkeit.

Was bedeutet es nun aber für eine Theorieanlage, konsequent an der Selbstreferentialität ihres eigenen Standortes und der Autologik ihrer Begriffsbildung festzuhalten, wie die Systemtheorie dies sicherlich tut. (vgl. dazu auch Göbel 2000) Auffällig ist in jedem Fall sofort, dass aus einer solchen Position heraus ‚innerhalb‘ des Systems eine ‚äußere Realität‘ nicht *repräsentiert* werden kann. (vgl. dazu z.B. Luhmann 1988) Zudem ist es richtig, dass sich die in der Theorie formulierten Aussagen über weite Strecken hinweg nur an vorgängigen Aussagen reiben können. Sodann erstaunt es auch nicht, dass eine konstruktivistische Begriffsbildungspraxis (nicht radikal konstruktivistisch und ohne Referenzhaltigkeit) ein spezielles Augenmerk auf Probleme der Selbstreflexion und der Frage nach der Referenzhaltigkeit ihrer eigenen Erkenntnisse richtet. Kaum dürfte es ein Anliegen der Systemtheorie sein, mit der Unterscheidung von konstruktivistisch/realistisch einen Theorieversuch zu starten, aus dem eine radikale Enthaltung der eigenen Urteilskraft bzgl. gesellschaftlicher Problemkonstellationen folgen könnte, weil man den eigenen Aussagen keinen Realitätsgehalt zutraut. Vielmehr entwickelt gerade die Systemtheorie mit ihrer zirkulären Begriffsbildungspraxis eine Perspektive, in der sie sich selbst als ‚kleinen‘ Teil ihres Gegenstandes der ‚Gesellschaft‘ wiederentdeckt. Eine Rekonstruktion der systemtheoretischen Eigenperspektive über den Sinnbegriff kann die zirkulären Begriffsbildungspraktiken einfügen in einen gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang. (vgl. dazu auch Schützeichel 2003) Die Frage allerdings, ob die Systemtheorie mit ihrem beobachtenden Weltzugang, das in der Gesellschaft real stattfindende Transformationsgeschehen mithilfe ihrer Erkenntnisfindungspraxis, die allein auf Differenzsetzung vertraut, vollständig beschreiben kann, bleibt eine wissenschaftlich relevante Frage, die, wie ich zu zeigen versuche, wenn sie auf grundbegrifflichem Niveau bearbeitet wird, zu einer fruchtbaren Integration von systemtheoretischen und pragmatistischen Theoriemodellen führen kann. Man muss sich also weder in unauflösbare Widersprüche einer radikal konstruktivistischen Theorieanlage verstricken, um weiterhin gewinnbringend mit der Systemtheorie arbeiten zu können, noch ist man darauf angewiesen aus systemtheoretischer Perspektive euphorisch abgrenzend die eigene Theoriereproduktion allzu orthodox an Luhmannsche Vorgaben zu binden. Obwohl, wie ich in den folgenden Ausführungen rekonstruieren werde, die Systemtheorie Luhmanns eine solide begriffslogische Struktur liefert, um soziale Phänomene zu beschreiben, fällt doch auf, dass sie sich erstaunlich wenig um einfache und schlichte Phänomene des menschlichen Alltagsgeschehen kümmert. Woran liegt das? Führen systemtheoretische Grundbegriffe quasi-notwendig dazu, hochkulturelle Semantiken in den Mittelpunkt der gesellschaftstheoretischen

Untersuchungen zu stellen (vgl. dazu Luhmann 1980)? Eine detaillierte Analyse des Verhältnisses des systemtheoretischen Grundbegriffes des ‚Sinns‘ und des Zusammenhang mit dem Begriff des ‚Wissens‘ wird zeigen, dass auch in der Systemtheorie der Typ des impliziten Wissens eine quasi- fundamentale Rolle spielt und explizites Wissen- wozu man die hochkulturellen Semantiken zählen muss - ein dem Sinn- und Systembildungsprozessen nachträgliches Phänomen darstellt. Im Zuge unseres Vorhabens der Theorieintegration systemtheoretischer und pragmatistischer Elemente geht es nun darum, festzustellen, welches integrierende Band es geben könnte. Denn so viel ist klar, wenn man von der *Konkurrenz* von differenten Theorien sprechen kann, muss doch zumindest davon ausgegangen werden, dass sich diese zumindest auf eine *gemeinsame Problemlage* beziehen lassen können müssen, um deren adäquate Beschreibung diese dann in Auseinandersetzung geraten – wenn sich das Konkurrenzverhältnis nicht allein auf die politische Dimension beziehen soll. Ist eine solche gemeinsame Problemlage aber wirklich gegeben? Was kann bei der angestrebten Theorieintegration als *tertium comparationis* dienlich sein? Diese Fragen sind ein Spezialinteresse wissenschaftlicher Erkenntnisbildung. Wieder eine andere Frage ist es, wie sich die Dynamik des Funktionssystems der Wissenschaft selbst generiert. In Bezug auf die Systemtheorie ist es die Aufgabe des folgenden Kapitels, aufzuzeigen, inwiefern der Sinnbegriff als Grundbegriff sowohl die theoretische Beschreibung des Modus der Systembildung im Allgemeinen, als auch die der Produktion und Reproduktion des Gesellschaftssystems und seiner Funktionssysteme durchdringt. (vgl. dazu auch Schützeichel 2003) Analysiert man diese Aufbaustruktur der Theorie, so gewinnt man ein gutes Fundament für die Frage, wie eine Theorieintegration vonstattengehen kann. Ausgangspunkt ist dabei die ‚Sinnanalyse‘ – ganz im Sinne Luhmanns:

„Jedes selbstreferentielle System hat nur den Umweltkontakt, den es sich selbst ermöglicht, und keine Umwelt ‚an sich‘. Aber eben dieses ‚Sich- ermöglichen‘ von Umwelt ist in einer strukturlosen, beliebigen, chaotischen Umwelt nicht möglich, weil es in einer solchen Umwelt keine ‚innen‘ überzeugenden Bewährungen und, evolutionär gesehen, keinen Bestand gewinnen kann. Man kommt damit nicht auf das Postulat einer entgegenkommenden Rationalität oder Gesetzlichkeit der Natur zurück, aber Erkenntnis im Besonderen und Systemverhalten im Allgemeinen setzt strukturierte und in ausreichendem Maße zugriffsfeste Komplexität voraus. Wenn man daraufhin die Frage stellt, wie sinnhaft – selbstreferentielle Systeme andere sinnhaft – selbstreferentielle Systeme beobachten und analysieren können, dürfte die Sinnanalyse den Schlüssel dafür liefern.“ (Luhmann 1987: 146)

Wir vertreten hier die These, dass man nicht nur den Sinnbegriff allein, sondern diesen in Kombination mit dem Weltbegriff betrachten muss, um die Basis und die Grundprobleme und –Möglichkeiten der Entfaltung der Systemtheorie verstehen zu können. Es wird zu zeigen sein, dass die Sinn/Welt – Differenz als *Basis* des Konstitutionsprozesses von Sinnsystemen

einen Selektionsdruck erzeugt, so dass für die konkrete Sinnelementselektion weitere *Differenzen* verwendet werden müssen, um diesen Druck in die Form sinnhafter Operationen umsetzen zu können. Die Differenzen, die hierfür primär relevant sind, sind die auf die Basisdifferenz von Welt/Sinn sich aufbauenden Differenzen von Aktualität/Potentialität und Bezeichnung/Unterscheidung. Diese drei ineinander verschachtelten Differenzen benötigen zudem sodann die System/Umwelt – Differenz, um zeitlich stabile Prozesse erzeugen zu können (siehe dazu Genaueres weiter unten). Wichtig ist an dieser Stelle zu betonen, dass erst mit der Beschreibung des Zusammenspiels dieser Unterscheidungen verständlich gemacht werden kann, wie es zu konkreten Sinnselektionen und – Bestimmungen kommen kann. Bei den konkreten Bestimmungsoperationen wird jeweils eine Möglichkeit aus anderen für diesen konkreten Bestimmungsakt funktional äquivalenter Möglichkeiten ausgewählt, welche sodann als Basis für weitere Selektionsprozesse fungiert – und um diesen Auswahlakt im Detail beschreiben zu können, benötigt man mindestens die drei genannten Differenzen. Denn diese asymmetrischen Bestimmungsakte – die immer in der Form einer bezeichnenden Unterscheidung einer Möglichkeit aus einem Möglichkeitsbereich (Unterscheidung Aktualität/Potentialität) stattfinden- verlieren nicht den Kontakt zu dem basalen Sinnprozess im Gesamten, weshalb jeder Sinnbestimmung auch die Möglichkeit inhärent ist, die durch den Bestimmungsvorgang hergestellte Asymmetrie wieder zu re-symmetrisieren, und zu der basalen Welt/Sinn – Differenz zurückzukehren. Wir gehen hier davon aus, dass dem Sinnbegriff ein Problembegriff inhärent ist, der als logischer Ausgangspunkt die faktische Operativität von psychischen und sozialen Systemen erklären kann. Die einzelnen Operationen psychischer und sozialer Systeme nämlich können als Reaktionen auf allgemeine *Sinnproblematiken* rekonstruiert werden.

Es gibt eine allgemeine Form dieses Problems - Sinnselektionen liegt immer eine Möglichkeitsüberschussproblematik zugrunde - und eine typische Form des operativen Umgangs mit dieser: nämlich Differenzbildungen. Diese allgemeine Form des Problem/Problemlösungszusammenhangs findet sich sodann in den konditionierten Selektionsprozessen der sozialen und psychischen Systeme wieder, die zusammengehalten werden eben durch die aufgrund des Zusammenspiels der Differenzen Aktualität/Potentialität und Unterscheidung/Bezeichnung mit der Welt/Sinn- Differenz gegebene Resymmetrisierungsfähigkeit. Die allgemeine Sinnproblematik (Möglichkeitsüberschussbewältigung) und die auf die drei Sinndimensionen verteilten Auslöseprobleme des Sinnprozesses haben verschiedene Reaktionen auf diese hervorgebracht. Dabei ist es wichtig festzuhalten, dass es die Selbstreferentialität von Sinn selbst ist, die den

Problemdruck erzeugt, damit sich autopoietische Systeme bilden können. Damit ist der basale Problem/Problemlösungszusammenhang angezeigt dem jegliches Sinnprozessieren zugrundeliegt. Damit der Prozess gelingen kann sind spezifische Sicherungsmechanismen notwendig, um strukturiertes Sinnprozessieren zu gewährleisten. Luhmann nennt hier Selbstreferenz, Redundanz und Überschuss.

„Sinn gewährleistet somit denjenigen Eigenschaftskomplex, der für die Bildung von Systemelementen notwendig ist, nämlich die Möglichkeit, sich durch Beziehung auf andere Systemelemente bestimmen zu lassen. Selbstreferenz, Redundanz und Überschuss an Möglichkeiten gewährleisten die dafür erforderliche Unbestimmtheit.“ (Luhmann 1987: 101)

Infolge dieses primären Problem/Problemlösungszusammenhangs ergeben sich wiederum spezifische Probleme, die den erforderlichen Auslösedruck für die einzelnen Sinnoperationen bereitstellen.

„Sie [Typik der Wesensformen] ergeben sich [...] daraus, dass die sinnbezogenen Operationen selbstreferentieller Systeme durch Auslöseprobleme (primäre Disjunktion, Irreversibilität, Dissens) gereizt und die Doppelhorizonte der Sinndimension dadurch unter Optionsdruck gesetzt werden.“ (Luhmann 1987: 123)

Hiermit ist eigentlich schon das Fundament der systemtheoretischen Begriffsarchitektur angezeigt, denn alle Systembildungs- und Differenzierungsprozesse, sowie die wechselseitigen Beeinflussungen qua struktureller Kopplung basieren auf den basalen Welt/Sinn – Zusammenhang, den sie jeweils durch die Anwendung der genannten Differenzen spezifizieren und es qua Verwendung der System/Umwelt – Unterscheidung dann zu Grenzziehungsprozessen kommen kann.

Im folgenden Kapitel wollen wir anhand des auf dem basalen Welt/Sinn- Zusammenhang aufbauenden Grenzziehungsprozess des modernen Funktionssystems der Wissenschaft zeigen, unter welchen Konditionen dieses System seine Funktion erfüllen kann, die darin besteht, sicheres und neues Wissen für die Gesellschaft zu produzieren. Die Analyse dieses Prozesses auf der Grundlage des Sinnbegriffes zeigt zum einen, wie entscheidend es ist, die sinntheoretische Durchdrungenheit der gesamten Systemtheorie zu verstehen, wenn man das Zusammenspiel von Gesellschaftssystem und dessen Subsystemen rekonstruieren möchte. Des weiteren ist es nötig, auf die sinntheoretischen Setzungen zu rekurrieren, wenn es darum geht, die Binnendifferenzierungsprozesse einzelner System ins Auge zu fassen und beobachten möchte, was eigentlich, in‘ den Systemen geschieht.

Die grundbegriffliche Basis ist sodann auch entscheidend für die Beobachtung zeitdiagnostischer Phänomene. Gibt es aktuell einen Entdifferenzierungsprozess im Sinne

einer Ökonomisierung oder allgemein einer Vergesellschaftung der Wissenschaft oder andersherum einer Verwissenschaftlichung der Gesellschaft (vgl. dazu Weingart 2005)? Oder verliert ‚die Gesellschaft‘ das Vertrauen in die Sicherheit des wissenschaftlichen Wissens? Diese aktuellen in den Debatten um die Wissensgesellschaft diskutierten Fragen, sind präziser zu beantworten, wenn man der hypothesenbildenden Heuristik eine detaillierte grundbegriffliche Analyse zugrundelegt und aufzeigen kann, inwiefern diese sodann konkrete zeitdiagnostische Beobachtungen beeinflusst. Deshalb bemühe ich mich in den folgenden Ausführungen darum, den Zusammenhang der sinntheoretischen Grundlegung der Systemtheorie zu der Konzeption der Rolle des Wissens bei der Produktion und Reproduktion von Systemen im Allgemeinen, und insbesondere bei der Produktion und Reproduktion der modernen Wissenschaft aufzuzeigen. Gerade bei dieser Frage nach der Funktion und Genese des Wissens und insbesondere auch des wissenschaftlichen Wissens kann es zu einer produktiven Irritation der Systemtheorie durch die pragmatistische Einsicht kommen, dass eine bestimmte Form des impliziten Wissens die Basis für die Erklärung sozialer Dynamik ist. Wie passt nun die herausgestellte Welt/Sinn- Differenz als Basis der systemtheoretischen Beschreibung aller sozialen Phänomene zu der pragmatistischen Erkenntnis des impliziten Wissens als Basis? Gründet sich auf den differenten Konzeptionen der *Basis* von sozialen Prozessen eine Inkommensurabilität der beiden Theoriestränge oder gibt es eine Integrationsmöglichkeit? Bei dem relevanten pragmatistischen Konzept des ‚impliziten Wissens‘ handelt es sich um ein nicht vollständig explizierbares Wissen, während die systemtheoretischen Sinnbestimmungsektionen auf explizite Bestimmungen angewiesen sind, um prozessfähig sein zu können. Können die systemtheoretischen Theorieleistungen der Beschreibung von innergesellschaftlichen Verselbständigungsprozessen von Funktionssystemen fruchtbar mit den pragmatistischen Beschreibungen sozialer und kultureller Dynamik qua impliziten Wissens in Verbindung gebracht werden? Eine zeitdiagnostisch interessante Entwicklung, deren Beobachtung von diesen theoretischen Grundlagenfragen betroffen ist, ist die Frage nach der Übersetzbarkeit bzw. Anwendbarkeit wissenschaftlichen Wissen in Bezug auf gesamtgesellschaftliche (z.B. ökologische) oder auch auf teilgesellschaftliche Probleme in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen (z.B. betriebswirtschaftliche und organisationsbezogene Probleme). Sind diese verschiedenen innergesellschaftlichen Bereiche allein durch unterschiedliche Relevanzen des Wissens bestimmt, so dass die Frage der Wissensübertragung sich allein an der Beschreibung dieser Relevanzen abzarbeiten hat bei gleichbleibenden Mechanismen der Formbildung des

Wissens oder handelt es sich dabei auch um eine Übersetzung zwischen verschiedenen Typen (impliziten und expliziten) des Wissens?

In den folgenden Ausführungen versuche ich mich nun den relevanten Differenzen dieser beiden Theoriestränge zu nähern, indem ich die systemtheoretische Verknüpftheit von Sinn und Wissen mit dem pragmatistischen Konzept des impliziten Wissens konfrontiere. Mein Vorschlag wird sein, dass man eine gewinnbringende Integrationsmöglichkeit gewinnt, wenn man in Bezug auf die Beschreibung von Systembildungsprozessen dem systemtheoretischen Zusammenspiel der Differenzen von Welt/Sinn, Aktualität/Potentialität und Bezeichnung/Unterscheidung noch die *Differenz von Erfahrung/Erwartung* hinzufügt. Die Komponente der ‚Erfahrung‘ in dieser Differenz stellt dabei den Bezug zu der pragmatischen Dimension des impliziten Wissens her. Es wird präzise zu untersuchen sein, welche Rolle diese eingefügte Differenz bei Systemproduktions- und Reproduktionsprozessen spielt. In Bezug auf das Wissenschaftssystem ist hier die Frage der Identitätsbildung qua Begriffsbildung interessant. Begriffsbildungen sind Explikationen in dem Sinne, dass aus einem Möglichkeitsbereich bestimmte Möglichkeiten bezeichnet werden und sodann als geronnene Identitäten weiterverwendet werden können. Inwiefern gehen vorsystemische pragmatische Erfahrungen in das System ein? Welchen Realitätsgehalt haben die im System gebildeten Begriffe? Eine detaillierte begriffliche Untersuchung der Unterscheidung von Begriff/Tatsache in Verbindung mit der Relevanz der Unterscheidung von Erfahrung/Erwartung bei der Systemgenese kann darüber Aufschluss geben. Eine entscheidende Rolle bei dieser begrifflichen Untersuchung spielt die Definition des Begriffes des ‚implizites Wissens‘ und der Wirkweise dieser Form des Wissens im vorsystemischen pragmatischen Feld, und sodann bei der Bildung von Systemen und bei der selbstreferentiellen Reproduktion der Systeme. Worauf genau bezieht sich dann die Differenz von Erfahrung und Erwartung? Eine Analyse dieser beiden Begriffe ist hier notwendig, um die *Differenz* von Erfahrung und Erwartung als Lösung für die Sinnproblematik der Möglichkeitsselektion konsistent in Anschlag bringen zu können. Inwiefern können die im System generierten Erwartungen schon bei der Systembildung einer Rolle spielen? Der begriffliche Umgang mit dieser temporalen Paradoxie ist entscheidend für die adäquate Vorstellung der Systembildungsprozesse.

## 8.1 Der Welt/Sinn – Zusammenhang als Basis

Die Sinnproblematik im Allgemeinen und in der Form von konditionierter Selektivität als Betriebsmechanismus bei autopoietischen Systemen steht im Moment ihrer eigenen Aktualisierung in einem je spezifischen Verhältnis zur Welt. Die *Differenz von Welt und Sinn* stellt das Potential zur Verfügung, in je spezifisch konditionierter Weise bestimmten Sinn eben als konditionierte Möglichkeit sichtbar zu machen und die unterschiedlichen Relevanzen der eigenen und fremden Sinnproduktion als spezifischen Selektionsbedingungen entsprungen zu dekomponieren und Vergleichbarkeit herzustellen. Im Sinnprozess ist Sinn immer nur in je aktualisierter Form gegeben, in der Form der Realisierung einer bestimmten Möglichkeit aus einem Möglichkeitsbereich. Die Bestimmtheit der aktuellen Gegenwart konstituiert somit notwendig ein asymmetrisches Verhältnis, indem die aktuell realisierte Möglichkeit als Bestimmte die Basis für weitere selektive Anschlüsse ist. Da aber die aktuell ausgewählte Möglichkeit immer in einem Verhältnis zum Auswahlbereich, der Weltkomplexität steht, ist auch bei Bedarf immer die Möglichkeit der Resymmetrisierung gegeben. Die allgemeinste Aufgabe der Sinnsysteme, dies trifft sowohl für psychische als auch für soziale Systeme zu, ist zunächst die Selektion qua Differenzsetzung. Hierfür benötigen sie mindestens die folgenden drei Differenzen gleichzeitig: System/Umwelt, Aktualität/Potentialität und Unterscheidung/Bezeichnung. In der gleichzeitigen Verwendung dieser drei Differenzen stellen sie Elementbestimmungen her, qua Bezeichnung einer Möglichkeit aus einem Bereich funktional äquivalenter Möglichkeiten. Dieser Vorgang führt zu einer Asymmetrisierung, weil nur an die ausgewählte, d.h. die bezeichnete Möglichkeit angeschlossen werden kann. Sinnsystemen wohnt nun aber die Möglichkeit inne, stets zu ihrer *Grundproblematik der Differenzsetzung als Reaktion auf die allgemeine Sinnproblematik* zurückzukehren und somit, wenn auch niemals vollkommen rein und nur sehr flüchtig, einen Zustand der Symmetrie herzustellen. Bei der Differenz von Symmetrie/Asymmetrie handelt es sich um ein Paradox, dessen Entfaltung zu einem zur jeweiligen Systemreferenz passenden Strukturaufbau führt, ohne dass dabei der autopoietische Systemprozess zu einer absolut abgeschlossenen Monade wird – der Kontakt zur allgemeinen Sinnproblematik, der Entfaltung der Welt/Sinn- Differenz bleibt stets erhalten. Zudem ist die Entfaltung dieses Paradoxes die Basis für die Etablierung der drei differenten Ebenen der Selbstreferenz innerhalb der Systeme. Mit dem asymmetrisierenden Vorgang der Bezeichnung der ausgewählten Möglichkeit aus dem Bereich potentieller Möglichkeiten kommt es zur Explikation eines Sinnelementes und zur Setzung des Zeitpunktes desselben. Im Moment seiner Setzung ist es schon wieder vergangen,

weshalb es zu neuen Anknüpfungen quasi auffordert. Um den Anschluss bewerkstelligen zu können, ist wiederum die Umwelt nötig, weil, so Luhmann „die Systemereignisse in jedem Moment aufhören und weitere Ereignisse nur Mithilfe der Differenz von System und Umwelt produziert werden können. (Luhmann 1987: 243). Aufgrund der Möglichkeit der Systeme zu jedem Zeitpunkt den symmetrischen Zustand präsent zu halten, indem jede Sinnbestimmung eine Entfaltung des Paradoxes der Gleichzeitigkeit von Symmetrie und Asymmetrie ist, „bieten aber die Sinnüberschüsse, die dabei mitreproduziert werden müssen, immer wieder Chancen zu innovativer Systembildung, das heißt: zur Einfügung neuer Differenzen und neuer Einschränkungen, also zur Steigerung der Einschränkbarkeit des Ausgangssystems durch Differenzierung.“ (Luhmann 1987: 259) Wichtig hierbei ist zu sehen, dass die weitere interne Systemdifferenzierung zwar eine durch die primäre System/Umwelt – Differenz Konditionierte ist, aber die Bestimmung jedes einzelnen Sinnelements auch bei den internen Binnendifferenzierungen weiter im Kontakt zu der paradoxalen Entfaltung der Symmetrie/Asymmetrie- Differenz bleibt und immer auch eine Spezifikation der Welt/Sinn-Differenz darstellt. Einerseits zwingt der radikale Zeitpunktcharakter der einzelnen Sinnelemente zur Sequenzierung und damit zur Herstellung von Rekursivität qua operationaler Schließung (vgl. Luhmann 1999a: 63f.), zum anderen ist auch für die Anknüpfung neuer Elemente oder gar neuer Differenzen auch immer eine Re-symmetrisierung möglich und notwendig, so dass immer auch die Grundproblematik *und* die konditionierte Systemproblematik, sowie deren Zusammenwirken sichtbar werden *können* – im Normalfalls fungieren diese natürlich einfach nur mit – gerade das macht ja die Unabhängigkeit konditionierter Sinnproduktion aus. Die Grenze des Systems konstituiert sich auf der Innenseite des Systems (vgl. Luhmann 1999a:76) mit Hilfe der System/Umwelt – Unterscheidung. Um Re-symmetrisierungen derart erreichen zu können, so dass auch strukturelle Kopplungen mit anderen Systemen zustande kommen können, benötigt die Gesamtgesellschaft und auch alle psychischen Systeme eine gemeinsame Basis – einen „Letzthorizont allen Sinnes“ (Luhmann 1987: 105). Luhmann nennt hierfür: die Welt. Der „Sinn/Welt – Konstitutionszusammenhang“ (Luhmann 1987: 105) ist nicht auf eine „vorausliegende Existenz eines extramundanen Subjekts“ (Luhmann 1987: 105) gegründet, sondern ist zu verstehen als ein Prozess des Zusammenspiels von Weltkomplexität und sinnhafter Differenzprozessierung. Mit dem Verhältnis von Sinn und Welt ist auch die Re-symmetrisierungsfähigkeit der Systeme angezeigt, also die Erreichbarkeit der Weltkomplexität von jedem Zeitpunkt aus.

„Das Verhältnis von Sinn und Welt kann auch mit dem Begriff der Dezentrierung beschrieben werden. Als Sinn ist Welt überall zugänglich: in jeder Situation, in beliebiger Detaillierung, in jedem Punkt auf der Skala von

konkret zu abstrakt. Von jedem Ausgangspunkt kann man sich zu allen anderen Möglichkeiten der Welt fortbewegen; eben dies besagt die in allen Sinn angezeigte Welt. Dem entspricht ein azentrischer Weltbegriff. Zugleich ist aber die Welt auch mehr als die bloße Summe aller Möglichkeiten, sinnhafte Verweisungen nachzuvollziehen. Sie ist nicht nur die Summe, sie ist die Einheit dieser Möglichkeiten. Das heißt vor allem: dass der Welthorizont jeder Differenz ihre eigene Einheit als Differenz garantiert. Damit hebt er auch die Differenzen aller Einzelsystemperspektiven auf, indem für jedes System die Welt die Einheit der eigenen Differenz von System und Umwelt ist.“ (Luhmann 1987: 106)

Die allgemeine Sinnproblematik, die Selektion von Möglichkeiten ist also immer in der Form einer spezifischen Sinn/Welt- Differenz gegeben. Die auf diese Problematik reagierenden Systembildungen sind somit immer eingebettet in einen fundierenden Welt/Sinn-Zusammenhang. In *Die Gesellschaft der Gesellschaft* beschreibt Luhmann diesen Zusammenhang wie folgt:

„[...]die Welt ist unermessliches Potential für Überraschungen, ist virtuelle Information, die aber Systeme benötigt, um Information zu erzeugen, oder genauer: um ausgewählten Irritationen den Sinn von Information zu geben. Folglich muss jegliche Identität als Resultat von Informationsverarbeitung oder, wenn zukunftsbezogen, als Problem begriffen werden. (Luhmann 1999a: 46)

Betrachtet man nun die spezifisch konditionierte Form der Selektivität eines bestimmten Funktionssystems der modernen Gesellschaft, wie zum Beispiel des Wissenschaftssystems, so ist diese Konditionierung eine funktionale Spezifikation in Bezug auf das alle Systeme umfassende Gesellschaftssystem. Auch das Gesellschaftssystem (alle Kommunikationen) operiert in einem spezifischen Welt/Sinn- Verhältnis, so dass dem konditionierten Vollzug der einzelnen systemisch strukturdeterminierten Operationen immer aufgrund der allgemein dem Sinnprozess zugrundeliegenden Welt/Sinn- Differenz ein spezifisches Resymmetrisierungspotential inhärent ist und somit funktionale Spezifikation in Bezug auf die Gesamtgesellschaft und Leistungsaustausch in Bezug auf andere Systeme in der Umwelt qua struktureller Kopplung möglich ist. Das zusammenhaltende Band der Gesellschaft ist somit die jeder sinnhaften Operation innewohnende Möglichkeit der Symmetriesierung qua Welt/Sinn – Differenz.

## 8.2 Selbstreferenz von Sinn

Wenn wir betonen, dass eine Rekonstruktion der Systemtheorie über den Sinnbegriff der logisch richtige Weg ist, dann ist vor allem wichtig zu verstehen, dass weder Bewusstsein noch soziale Systeme als Letzt- oder Erstinstanz konzipiert werden können, von der aus aufbauend sich dann quasi bottom- up alles weitere Sinn-geschehen konstituiert. Vielmehr trägt sich Sinn selbst, indem Sinn dem inhärenten Möglichkeitsauswahlzwang unterliegt, also für seine Fortsetzung stets selbst sorgen muss. Das heißt aber nicht, dass Sinn eine Art ‚geistige‘ Entität sei, vielmehr ist Sinn immer nur in aktualisierter Form existent – also entweder als psychischer oder als sozialer Sinn.

„Im Ergebnis unterscheiden sich psychische und soziale Systeme danach, ob Bewusstsein oder Kommunikation als Operationsform gewählt wird. Diese Wahl ist nicht für das Einzelereignis möglich, denn im Einzelereignis schließen Bewusstsein und Kommunikation sich nicht aus, fallen vielmehr häufig mehr oder weniger zusammen. Die Wahl liegt in der Bestätigung sinnhafter Selbstreferenz, das heißt darin, über welchen weiteren Sinn sich aktueller Sinn auf sich selbst bezieht. Sinn kann sich in eine Sequenz einfügen, die am körperlichen Lebensgefühl festgemacht ist und dann als Bewusstsein erscheint. Sinn kann sich aber auch in eine Sequenz einfügen, die das Verstehen anderer involviert und dann als Kommunikation erscheint. Ob Sinn als Bewusstsein oder als Kommunikation aktualisiert wird, zeigt sich nicht ‚erst nachher‘, sondern bestimmt schon die jeweilige Aktualität des Sinns selbst, da Sinn immer selbstreferentiell gebildet wird und dabei immer die Verweisung auf Anderes als Weg der Verweisung auf sich selbst einbezieht.“ (Luhmann 1987: 142)

Die Annahme der Selbstreferenz von Sinn bedeutet in Bezug auf die Systembildung folgendes: Die selbstreferentielle Sinnproduktion ist als Basis immer als Kommunikation oder als Bewusstsein aktualisiert, auf der sich dann Systeme heraus differenzieren können und müssen. Die *Notwendigkeit* der Systembildung ist darin begründet, dass aufgrund der zeitlichen Flüchtigkeit einzelne sinnhafte Ereignisse keine Erwartungen und damit keine Ordnung generieren können. Systeme haben also in Bezug auf die allgemeine Sinnproblematik zunächst einmal die Funktion eine (relativ) erwartungssichere Struktur zur Verfügung zu stellen, indem sie die Sinn/Weltkomplexität qua System/Umweltdifferenzsetzung auf ein Maß reduzieren, das die Genese von Erwartungen erlaubt. Sinn trägt sich also selbst, und bildet aber quasi gleichzeitig zwei differente Instanzen – psychische und soziale Systeme – die diese Trägerschaft spezifizieren. ‚Träger‘ des Sinnprozesses selbst ist ein allgemeiner Differenzsetzungs- und Verwendungsprozess, der als Zusammenspiel der Basisdifferenz von Welt und Sinn konzipiert wird – d.h. dass aus einer ‚gegebenen‘ Weltkomplexität sinnhaft, also in der Form der Möglichkeitsselektion aus einem potentiellen Bereich von möglichen Möglichkeiten selektiert werden muss. Die erforderliche Rekursivität und Strukturbildung, die notwendig ist für sinnhafte Anschlussfähigkeit erfordert

aber immer zugleich im jeweiligen Auswahlakt die Spezifikation der ‚Trägerschaft‘ als Bewusstsein oder Kommunikation.

„Erst die Form der Vernetzung, die zugleich Bedingung der Möglichkeit von Aktualität und Bedingung der Möglichkeit autopoietischer Reproduktion ist, hebt Bewusstsein bzw. Kommunikation ab. Nur an der Verweisung auf anderes kann Bewusstsein sich selbst realisieren, und dasselbe gilt mit andersartigen Bezügen für die Kommunikation. ‚Träger‘ ist mithin, wenn man diesen Ausdruck beibehalten will, eine Differenz, in den Sinnverweisungen, und diese Differenz hat ihrerseits ihren Grund darin, dass alle Aktualisierung von Verweisung selektiv sein muss.“ (Luhmann 1987: 142)

Da die vorkommenden Sinnelemente immer eingebettet in den Welt/Sinn-Differenzierungsprozess entweder im kommunikativen oder bewusstseinsmäßigen Kontext beobachtet werden, stellt sich für die soziologische luhmaneske Systemtheorie nicht die Frage nach bottom-up oder top-down Konstitution. Vielmehr geht es um die Feststellung der Konditionen spezifischer Selektionen innerhalb des Welt/Sinn – Prozesses. Sowohl die Kommunikation als auch das Bewusstsein werden selbst aber wiederum als selbstreferentielle Systeme konzipiert, die selbst keinen fundierenden Ursprung haben. In Bezug auf soziale Systeme, als deren Letztelemente Kommunikationen fungieren, beschreibt Luhmann dies wie folgt:

„Die Kommunikation hat keinen Ursprung – weder im Sachsinne der Information noch im subjektiven Akteur, der etwas mitteilt, noch schließlich im gesellschaftlichen Kontext und dessen Institutionen, die ein Verstehen ermöglichen. Die Kommunikation ist ihr eigenes Produkt. Sie ist deshalb in der Lage, ihre Orientierungsschwerpunkte ständig zu wechseln je nachdem, wo die anschließende Kommunikation ihr Problem sucht: in der überraschenden Information, in den Intentionen der Mitteilung oder in den Schwierigkeiten des Verstehens.“ (Luhmann 2000: 42)

Auch bei diesen Ausführungen in der *Religion der Gesellschaft* führt Luhmann die Konzeption der Kommunikation als Selbstreferentielle konsequent auf die Möglichkeitsbedingungen zurück, die durch die Einbettung der kommunikativen Prozesse in das Sinngeschehen gegeben sind.

„Diese Analyse führt auf die unaufgebbare Voraussetzung von Sinn zurück; denn Sinn ist eben das Medium, das einen solchen Führungswechsel der Komponenten ermöglicht und sich in ihm reproduziert. Auch insofern sind Objekte, Subjekte und Bedingungen des Verstehens nicht vorgegebene Existentialien, sondern ‚Eigenwerte‘ der Kommunikation, deren Stabilität sich der Rekursivität des Kommunizierens verdankt.“ (Luhmann 2000: 42f.)

Die Konditionen des allgemeinen Sinnprozesses und dessen Unterscheidungen von Welt/Sinn und Aktualität/Potentialität, sind in den einzelnen bestimmten Sinnelementen aber nicht explizit thematisiert – Sinn ist „eben das Medium [...] in“ (Luhmann 2000: 42) dem sich Kommunikation reproduziert.

„Auch hier ist also Reflexion immer bedingt durch, und gebunden an, eine vorgängige Unterscheidung, die in der Beobachtung selbst nicht thematisiert wird, sondern als ihr blinder Fleck fungiert. Und dasselbe gilt bereits auf der basalen Ebene des kommunikativen Operierens, das heißt in Bezug auf die Unterscheidung von Information, Mitteilung und Verstehen. Im Augenblick des Aktualisierens der Einheit des so Unterschiedenen

kann die Kommunikation sich selbst nicht bezeichnen; sie kann nur operieren. Und wenn es auf diese Einheit ankommt, muss eine weitere Kommunikation eingesetzt werden, die dann ihrerseits sich selbst nur operativ verwirklichen kann. Haben wir uns verstanden?“ (Luhmann 2000: 4f.)

An diesen Ausführungen zum Kommunikationsprozess sieht man deutlich, wie die Differenzen von Welt/Sinn, Aktualität/Potentialität und Bezeichnung/Unterscheidung ineinander verschachtelt sind. Jede der drei aufeinander bezogenen Selektionsstellen eines kommunikativen Elements spezifiziert sich selbst mithilfe dieser drei Unterscheidungen. Angesichts dieser mehrfachen Kontingenzzlage ist es verständlich, dass es der Sinnprozess selbst ist, der die Fortsetzung der Kommunikation gewährleisten muss, nicht etwa adäquates Verstehen. Deshalb ist es nötig, dass jede Sinnbestimmungselektion qua Bezeichnung mithilfe der Differenz Bezeichnung/Unterscheidung sich also immer schon dadurch ermöglicht, dass sie in einen allgemeinen Sinnprozess, den Luhmann als Mechanismus bezeichnet, integriert ist. Die Einheit einer jeden Sinnbestimmung – sowohl in Bezug auf die einzelnen Komponenten der Kommunikation als auch auf die Kommunikation als Einheit selbst – kann und muss in dem Moment ihrer Bezeichnung gar nicht thematisiert werden. Jedes einzelne Element ist eine flüchtige Bezeichnung eingebettet in den Welt/Sinn-Prozess. Um nun strukturiertes Sinnprozessieren zu ermöglichen, benötigt dieser Prozess nun relativ stabile Erwartungen. Indem die Sinnelemente ohne Zeit sind, und selbst weil sie im Moment ihres Vorkommens auch schon wieder vergehen und deshalb keine stabilen Erwartungen erzeugen können, benötigen diese zeitliche Sequenzierung. *Dafür* erst benötigt der Sinnprozess nun die Unterscheidung von System/Umwelt, um Strukturstabilität aufbauen zu können. Die allgemeine Sinnproblematik zeitigt sich dabei in einer systemischen Form.

„Immer wenn ein solches Verfahren angewandt wird, differenziert sich ein entsprechendes System aus seiner Umwelt aus, da es weder für die intern produzierten Überschüsse noch für die intern konditionierten (zum Beispiel an ‚Gedächtnis‘ orientierten) Selektionen Umweltkorrelate gibt. Wir identifizieren mithin, um das zu wiederholen, das ‚Unterscheiden- und Bezeichnen‘ eines Beobachters als Anwendungsfall einer viel allgemeineren Form, die der Evolution komplexer selbstorganisierender Systeme zugrunde liegt. Schon dieser allgemeine Mechanismus von ‚Überschussproduktion- und- Selektion‘ führt zur Abschließung des Systems, das ihn praktiziert, da die auf dieser Grundlage möglichen eigenen Operationen nicht in die Umwelt hinein verlängert werden können.“ (Luhmann 1990: 81)

*Aber schon* allein der Umgang mit der allgemeinen Sinnproblematik erfordert die Bildung eines Systems, wenn die sinnhaften Ereignisse nicht einfach nur verpuffen sollen, ohne einen Wert für weitere Anschlüsse. Zudem müssen schon hier Einheiten produziert werden, um Anschlussfähigkeit herzustellen. Sinnselektionen erfordern immer Einheitsbildungen, jede Selektion bezeichnet die ausgewählte Möglichkeit als Einheit.

„Auch ist bereits an dieser allgemeinen Form erkennbar, dass der Mechanismus nur als Einheit praktiziert werden kann – dass heißt nur als Vollzug der Selektion aus einem Möglichkeitsüberschuss bzw. nur als Vollzug der Bezeichnung im Kontext einer Unterscheidung.“ (Luhmann 1990: 81)

Die Notwendigkeit der ‚operationalen Geschlossenheit‘ der autopoietischen Systeme wird also schon auf der Ebene des allgemeinen Sinnproblems begründet.

„Das wiederum zeigt, dass es sich in allen Fällen um ein empirisch operierendes System handelt, und es gibt keinen Beobachter, für den dies nicht gälte (und wenn er dies trotzdem meint, ist eben dies Meinen die Selektion bzw. Bezeichnung, die ihm im Moment als empirische Operation dient.) Jedes System, das sich mit einem solchen Verfahren ausdifferenziert, ist mithin ein operational geschlossenes empirisches System.“ (Luhmann 1990: 81f.)

Die Sinnproblematik erfordert also prinzipiell, in der Luhmannschen Konzeption, *Differenzsetzungen*, um sinnhafte Prozesshaftigkeit herzustellen.

„Sinn entzieht diesem Unterbau dann Differenzen (die als Differenzen nur Sinn haben), um differenzorientierte Informationsverarbeitung zu ermöglichen. Die sinnspezifische Strategie des Auffangens und Prozessierens der eigenen Instabilität scheint in der Verwendung von Differenzen für anschließende Informationsverarbeitung zu liegen (Luhmann 1987: 97)

Wir fassen an dieser Stelle die Möglichkeitsbedingungen von Systembildungsprozessen kurz zusammen. Systembildungen sind eine Reaktion auf einen Druck der mit dem Sinnbegriff erläutert wird. Damit es zum Aufbau von Systemen kommen kann, sind primär die folgenden Differenzen nötig: Aktualität/Potentialität, Unterscheidung/Bezeichnung und System/Umwelt. Wichtig ist nun zu betonen, dass dem Zusammenspiel dieser Differenzen immer schon eine ‚zugriffssichere‘ Weltkomplexität vorgeschaltet ist und dessen operieren immer auch auf diese Weltkomplexität bezogen ist und bleibt, egal wie weit die konkrete Sinnselektion durch Systemdifferenzierung und Binnendifferenzierung konditioniert ist – so dass der *Sinnbegriff* immer in Zusammenhang mit dem *Weltbegriff* gedacht werden muss. Jegliches Sinn geschehen kann somit qua Zusammenspiel der genannten Differenzen schon als spezifizierte Differenz von Welt und Sinn aufgefasst werden. Dem phänomenologischen Gehalt des Sinnbegriffes also, dem horizontalen Verweisungsüberschuss in Bezug auf aktuelle Möglichkeiten ist immer schon eine spezifische Weltkomplexität ‚mitgegeben‘, ohne die es zu überhaupt keiner aktualisierten Möglichkeit kommen könnte. Der komplexitätstheoretischen *Folgerung* des Selektionszwangs, also der Notwendigkeit Komplexität operationsfähig zu machen, liegt primär die Sinn/Welt – Differenz zugrunde. *Deshalb sehe ich in dieser Differenz in der Luhmannschen Systemtheorie das Medium für jegliches Sinnprozessieren und somit auch das Medium des gesamten Gesellschaftsprozesses.* Jede konkrete Sinnbezeichnung ist deshalb konditioniert und beruht immer auch auf einer Spezifizierung der Welt/Sinn-Differenz – hier liegen auch die Möglichkeitsbedingungen für das Re- symmetrisierungspotential von Sinnelementen und somit letztendlich das Potential für mutualistische Sinnprozesse; die Basis des Problems der doppelten Kontingenz und der strukturellen Kopplung haben hier ihren Ausgang und zugleich ihr Entfaltungspotential.

Aufgrund dieser basalen Welt/Sinn – Differenz und der basalen Selbstreferentialität von Sinn ergeben sich heuristische Freiräume, indem nicht von einer bestimmten Ausgangsinstanz der Sinnkonstitution aus nach dem weiteren Sinnaufbau quasi bottom – up gefragt werden muss, vielmehr geht es immer um die Frage der Spezifikation des Sinnprozesses. Anstatt einen bestimmten Fundierungsbegriff als Ausgangsheuristik für die Theoriebildung festzulegen, geht Luhmann von der Frage nach der Paradoxieentfaltung von auf der Sinn/Welt-Differenzierung basierenden Beobachtungsprozessen aus. Jeder Sinnbestimmung liegt eine paradoxe Bezeichnungsoperation zugrunde, die ein asymmetrisches Verhältnis zu dem Möglichkeitsbereich begründet aus dem die bezeichnete Möglichkeit gewählt wurde. Aufbauend auf dem Zusammenspiel der drei Differenzen Aktualität/Potentialität, Differenz/Bezeichnung und System/Umwelt gewinnt der Sinnprozess nun die Möglichkeit zur Ordnungsbildung, welche absolut unabdingbar ist, um die zeitliche Flüchtigkeit der einzelnen Sinnbestimmungen zu kompensieren. Hierfür dient nun die Kondensierung von (relativ) festen Identitäten.

„Im Fortgang des Sinngebrauchs stellt sich heraus, dass dies und nicht das der Fall ist; dass man so und nicht anders weiterlebt, kommuniziert, handelt; dass die Verfolgung bestimmter weiterer Möglichkeiten sich bewährt oder nicht bewährt. Es ist die Grunddifferenz von Aktualität und Möglichkeitshorizont, die es ermöglicht, Differenzen zwischen den offenen Möglichkeiten zu redifferenzieren; sie zu typisieren, zu schematisieren und der dann folgenden Aktualisierung Informationswert abzugewinnen. Identitäten wie Worte, Typen, Begriffe werden auf dieser Grundlage eingeführt, um Differenzen zu organisieren. Sie dienen als Sonde, um abzutasten, was sich im Unterschied zu anderen bewährt; und dann natürlich: um Bewährtes festzuhalten und zu reproduzieren.“ (Luhmann 1987: 111f.)

Wir haben betont, dass jedes Sinnelement eines Systems verbunden bleibt mit der grundlegenden Differenz von Welt und Sinn und *somit* die Möglichkeit der Re-symmetrisierung besitzt. Wie ist dies möglich? Diese grundlegende Möglichkeit der Integration beschreibt Luhmann mit dem Begriff des ‚Re – entry‘. Der grundlegende Status der Möglichkeit des ‚Re-entry‘ wird mit dem folgenden Zitat deutlich. Wichtig ist uns für unsere Rekonstruktion, dass das Re-entry als Möglichkeitsbedingung für das Fortschreiten des Sinnelektionsprozesses *überhaupt* als in jeder einzelnen Systembestimmung eine *notwendige Funktion für die konkrete Wahl* hat.

„Die Modalisierung der Aktualität durch die Unterscheidung aktuell/möglich bezieht sich auf den Sinn, der jeweils in den Systemoperationen aktualisiert wird. Sie ist doppelt asymmetrisch gebaut; denn auch der aktualisierte Sinn ist und bleibt möglich und der mögliche Sinn aktualisierbar. In der Unterscheidung ist demnach ein ‚re-entry‘ der Unterscheidung in das durch sie Unterschiedene mit vorgesehen. Sinn ist also eine Form, die auf beiden Seiten eine Copie ihrer selbst in sich selbst enthält. Das führt zur Symmetrisierung des zunächst asymmetrisch gegebenen Unterschieds von aktuell und möglich, und folglich erscheint Sinn als Welt weit überall dasselbe. Re-asymmetrisierungen sind möglich, ja fürs Beobachten erforderlich, aber sie müssen durch weitere Unterscheidungen eingeführt werden, zum Beispiel durch die Unterscheidung System/Umwelt oder durch die Unterscheidung Bezeichnendes/Bezeichnetes.“ (Luhmann 1999a: 50)

Das Re-entry ist für jede einzelne Sinnoperation eine Möglichkeitsbedingung. Bezieht man die Funktion des Re-entry auf unsere Rekonstruktionen, so ist es die Möglichkeitsbedingung dafür, dass durch es die Welt/Sinn- Differenz auch in jede mithilfe welcher Differenzverschachtelungen auch immer konditionierte Selektion integriert ist.

„Und konkreter: von Moment zu Moment wird das re-entry genutzt, wird aktuelle Sinnbehandlung reproduziert und dabei auf Mögliches vorgegriffen.“ (Luhmann 1999a: 51)

Im dem folgenden Zitat fasst Luhmann die Grundlagen des Sinnprozessieren sehr schön zusammen, weshalb ich es hier nicht vorenthalten möchte.

„Wenn jede Operation ein zeitpunktabhängiges Ereignis ist, das verschwindet, sobald es aktualisiert ist, und folglich durch ein anderes Ereignis ersetzt werden muss, wenn überhaupt eine Sequenz von Operationen, also ein System zustande kommen soll (was nicht sein muss!), erfordert jeder Fortgang des Operierens ein Kreuzen der Grenze der Form, nämlich einen Übergang zu etwas auf der anderen Seite, was vorher nicht bezeichnet war. [...] [dazu ist eine Selektion erforderlich,] die das, was auf der anderen Seite möglich ist und möglich bleibt, auf eine spezifische, bezeichnungsfähige Aktualität reduziert. Wozu erneut eine andere Seite der Form, ein Überschuss von Verweisungen, eine Welt voller nicht zugleich aktualisierbarer Möglichkeiten erforderlich ist. Das Sequenzieren der Operationen hält also das Gesamt von Potentialitäten co-präsent, führt es nur mit, regeneriert es dadurch als Welt, ohne welche es nie zu einer Selektion weiterer Operationen, nie zu einer Reproduktion des operierenden Systems kommen könnte. Sinn kann verkürzt gesagt nur als Form reproduziert werden. Die Welt selbst bleibt als stets mitgeführte andere Seite aller Sinnformen unbeobachtbar. Ihr Sinn kann nur in der Selbstreflexion des Formgebrauchs sinnhafter Operationen symbolisiert werden. (Luhmann 1999a: 54)

### **8.3 Basale temporale Paradoxie und die System/Umwelt- Differenz**

Wir haben in Kap. 4 gesehen, dass es bei der Erklärung des Momentes der Systembildung eine temporale Paradoxie entsteht, indem Luhmann einerseits postuliert, dass Strukturen bei der Auswahl eines jeden Systemelementes beteiligt sein müssen, gleichzeitig diese sich aber erst im Laufe der Zeit entwickeln können, wenn sich stabile Rekursionen ergeben haben. Wir haben in diesem Kapitel nun die Beschreibung des Sinnsystemgeschehens an die Welt/Sinn – Differenzierung angebunden. Durch diese Tieferlegung können wir sehen, dass die temporale Paradoxie schon an einer fundamentalen Stelle angelegt ist. Jede Formbildung nämlich enthält schon ein Paradox. In dem Aufsatz ‚Die Paradoxie der Form‘ beschreibt Luhmann diesen Sachverhalt wie folgt.

„Wie die Welt ist das Paradox ein Fall reiner Selbstreferenz – nicht nur ein Hin – und Her – Oszillieren der Meinung, sondern die dadurch bewirkte Faszination. Ein Paradox ist die in sich selbst enthaltene Form ohne Hinweis auf einen externen Standpunkt, von dem aus es betrachtet werden könnte. Es ist daher Anfang und Ende in einem. Aber der Beobachter ist ein System. Er setzte seine Operationen fort. Er löst sich dabei vom Paradox, indem er zu einer anderen Unterscheidung übergeht. Nur, wenn es denn ein Paradox ist: wie lässt es sich auflösen? Wie lässt es sich entfalten, das heißt: in stabile, unterscheidbare Identitäten zurücktransformieren? (Luhmann 2001: 247)

Sobald eine Unterscheidung getroffen wird, entsteht ein Paradox. Sobald also eine Möglichkeit bezeichnet ist, so können wir das sinntheoretisch formulieren, entsteht aufgrund der Differenz, die dazu benötigt wird ein Paradox. Warum ist das so? Fragen wir Luhmann:

„Nach dieser Auflösung des Paradoxes in die Form einer Weisung kommt Zeit ins Spiel. Rückblickend sieht man dann, dass schon das Ausgangsparadox der Form ein Zeitparadox enthielt. Die Unterscheidung ist nur Unterscheidung, wenn sie beide Seiten gleichzeitig vorsieht, aber die Operationen und insbesondere das ‚crossing‘ der Grenze hin und zurück können nur nacheinander vollzogen werden. Strukturell gesehen existiert die Zwei-Seiten-Form im Zeitmodus der Gleichzeitigkeit. Operativ gesehen ist sie nur im Nacheinander der Operationen aktualisierbar, weil die Operation von der einen Seite aus die Operation von der anderen Seite aus ausschließt. Die Form ist die Gleichzeitigkeit des Nacheinander.“ (Luhmann 2001: 247f.)

Wie wir gut sehen können, handelt es sich bei dem von Luhmann beschriebenen Paradox um eines, dass jeder bezeichnenden Unterscheidung inhärent ist, also jeder Sinnselektion. In dem Moment der Sinnselektion entsteht eine Asymmetrie zwischen der ausgewählten Möglichkeit (der bezeichneten Seite der Unterscheidung) und dem Möglichkeitsraum (der anderen unmarkierten Seite der Unterscheidung). Die Selektion setzt den Zeitpunkt, indem sie selektiert, selbst. Nur in diesem Moment existiert die Differenz Möglichkeit/Möglichkeitsraum im Modus der Gleichzeitigkeit. Gleichzeitig existieren Sinnelemente immer nur in dieser Form der temporalen Flüchtigkeit. ‚Wie kann sich ein System nun fortsetzen?‘ ist die erste Frage, ‚wie sich stabile Identitäten bilden?‘ die daran anschließende. Das Setzen einer Selektion konstituiert in jedem Moment die Differenz von Welt/Sinn neu, indem aus einem Möglichkeitsbereich eine sinnhaft konditionierte Möglichkeit gewählt wird. Jeder Sinnselektion wohnt die Reproduktionsmöglichkeit dieser basalen Differenz als ‚Re- entry‘ inne. Das Re- entry ist überhaupt die Möglichkeitsbedingung für das stetige Übergehen von einer zur nächsten differenziellen Bezeichnung. So gesehen liegt im Re – entry die Möglichkeit der ständigen Entfaltung bzw. Wiederholung des Paradoxes. Die zweite Frage, wie sich stabile Identitäten bzw. systemische Erwartungsstrukturen bilden können, ist ungleich schwieriger zu beantworten, wenn man sich an Luhmanns Postulat der strukturdeterminierten Systeme erinnert – die Strukturen werden bei jeder systemischen Operation als Selektionshilfe benötigt. Identitäten sind Resultate des Sinnprozesses und haben zugleich ihre spezifische Funktion innerhalb desselben. Sie sind keine substantiellen Dinge, die irgendwo außerhalb des temporalen Sinnprozesses aufbewahrt und verwendet werden könnten.

„Identitäten ‚bestehen‘ nicht, sie haben nur die Funktion, Rekursionen zu ordnen, so dass man bei allem Prozessieren von Sinn auf etwas wiederholt Verwendbares zurück- und vorgreifen kann. (Luhmann 1999a: 46)

Identitäten haben also die für die Systembildung unabdingbare Funktion, Rekursionen zu ordnen. Sie selbst sind dabei kontingente Resultate eines kontingenten Prozesses.

„Soweit Rekursionen auf Vergangenes verweisen (auf bewährten, bekannten Sinn), verweisen sie nur auf kontingente Operationen, deren Resultate gegenwärtig verfügbar sind, aber nicht auf fundierende Ursprünge. Soweit Rekursionen auf Künftiges verweisen, verweisen sie auf endlos viele Beobachtungsmöglichkeiten, also auf Welt als virtuelle Realität, von der man noch gar nicht wissen kann, ob sie jemals über Beobachtungsoperationen in Systeme (und in welche?) eingespeist werden wird. Sinn ist demnach eine durch und durch historische Operationsform, und nur ihr Gebrauch bündelt kontingent Entstehung und Unbestimmtheit künftiger Verwendungen. Alle Festlegungen müssen dieses Medium benutzen, und alle Einschreibungen in dieses Medium haben keinen anderen Grund als ihre durch Rekursionen abgesicherte Faktizität.“ (Luhmann 1999a: 47)

Der Sinnprozess selbst ist also ein implizit bei der Reproduktion von psychischen und sozialen Systemen immer mitlaufender und die jeweiligen Systeme basal mit konstituierender Prozess. Die Bestimmung von konkreten Sinnelementen qua Bezeichnung als Identität, mit der Funktion der Rekursionsbildung, ist dagegen eine explizite Operation.

„Während diese Verwendung einer Unterscheidung zwangsläufig erfolgt und nicht zu vermeiden ist, erfolgt die Feststellung eines Unterschieds explizit. Sie setzt sichtbare Selektion voraus und ist gegebenenfalls begründungsbedürftig. Sprachlich kann und wird daher die in jedem Satzteil mitlaufende Unterscheidung nicht zum Ausdruck gebracht, und es bleibt oft unklar, wovon zum Beispiel ein Apfel unterschieden wird, wenn von ihm die Rede ist Die Feststellung einen Unterschieds wird dagegen deutlich markiert und zur Dirigierung der weiteren Kommunikation eingesetzt.“ (Luhmann 1999a: 56)

Jede Bezeichnung enthält aber die basalen Eigenschaften des Sinns in sich, so auch seine differentielle Bestimmungsweise. Dieses Mitführen des allgemeinen Sinnprozesses und der diesem inhärenten Notwendigkeiten sind Möglichkeitsbedingungen für die Herstellung weiterer Anschlussfähigkeit. Diesen Sachverhalt beschreibt Luhmann eben mit dem Begriff des ‚Re-entry‘.

„Angewandt auf die spezifische Form von Sinn, nämlich die Differenz von Aktualität und Potentialität, heißt dies, dass Sinn nur durch ein re-entry der Form in die Form operationsfähig wird. Die Innenseite der Form muss dieses re-entry aufnehmen können. Der Unterschied von momentaner Aktualität und offener Möglichkeit muss selbst aktuell für Bewusstsein und/oder Kommunikation verfügbar sein. Man muss aktuell schon sehen können, wie das crossing dieser Grenze möglich ist und welche nächsten Schritte in Betracht kommen. Das kann nicht heißen, dass der ‚unmarked space‘ des ‚alles Mögliche‘ im ‚marked space‘ des aktuell Bezeichneten unterkommen kann; er konstituiert das Aktuelle ja gerade dadurch, dass er es überschreitet. Dennoch können bestimmte Möglichkeiten aktuell erfasst und bezeichnet werden und ein Kreuzen der Grenze von aktuell und potentiell vororientieren; allerdings immer nur so, dass der Nachvollzug dieser Möglichkeit als aktuelle Operation vollzogen wird und damit die Differenz von Aktualität und Potentialität, also Sinn, neu konstituiert. Auf diese Weise, nämlich durch re-entry der Form in die Form, wird Sinn zu einem sich selbst laufend regenerierenden Medium für die laufende Selektion bestimmter Formen. Die Beschreibung dieses Sachverhaltes belegt ihn gewissermaßen selbst, ist also eine autologische Operation. Sie zeigt aber auch, dass sie nur in der Form eines Paradoxes möglich ist, denn die in die Form wiedereintretende Form ist dieselbe und ist nicht dieselbe Form. (Luhmann 1999a: 58f.)

Wir haben nun gesehen, dass das Re- entry als Möglichkeitsbedingung für die Fortsetzung von Operationen konzipiert ist, zudem wissen wir nun, dass jede Sinnoperation eine Explikation einer Möglichkeit benötigt, an die angeschlossen werden kann. Die Frage, wie sich in diesem Prozess Strukturen bilden können, ist allerdings noch nicht erklärt worden. Die

Möglichkeit der Strukturbildung basiert auf diesem Explikationsprozess. Denn Identitätsbildung und deren Stabilhaltung fungieren derart, dass sich das System eine Struktur schaffen kann, mithilfe derer weitere Bestimmungsoperationen durchgeführt werden können. Wie nun aber geht dieses Stabilhalten vor sich, wenn doch alle Explikationen radikal momenthaften Charakter haben? Rainer Schützeichel beschreibt die Genese und die Funktion von Strukturen wie folgt:

„Identitäten müssen kondensiert werden, damit Sinnfiguren von Beobachtung zu Beobachtung wiederholt werden können – und es sind Identitäten die durch Wiederholungen kondensiert werden. Unter Konfirmieren versteht Luhmann einen komplementären Prozess. Die kondensierten Identitäten müssen sich in jeder neuen Beobachtung und in jeder neuen Situation bewähren. Sie werden immer wieder neuen Konstellationen und damit neuen Verweisungszusammenhängen ausgesetzt. Das Konfirmieren ist ein dem Kondensieren komplementärer Prozess insofern, als es nicht um die Herausbildung von typischen Sinn, sondern um die Bestätigung von typischen Sinn in neuen Situationen geht. Erwartungen sind dann generalisiert, wenn sie in einer gewissen Weise die Faktizität des erwarteten Ereignisses offen lassen. Erwartungen haben die Funktion des Aufbaus bestimmter Komplexität. Sie schränken den Spielraum des Möglichen ein. Operationen orientieren sich an Erwartungen. Und in Bezug auf die Erwartungen können sich die Operationen sinnhaft bestimmen. Die Bestimmtheit, die Spezifität von Erwartungen ist maßgeblich für den Raum, in dem sich neue Operationen bewegen können. (Schützeichel 2003: 115)

Obgleich des Charakters der radikalen Temporalität von Identitätsbezeichnungen gibt es also qua Wiederholung die Möglichkeit der Kondensierung und der Konfirmierung. Erwartungen entstehen also in einem Prozess der Kondensierung und Konfirmierung von ausgewählten, d.h. explizierten Sinnelementen. Dafür ist Zeit notwendig. Den entstandenen expliziten Erwartungsstrukturen sind selbst wiederum aufgrund des ihnen inhärenten Re-entries auch die Möglichkeit der Re-symmetrisierung gegeben. Gleichzeitig dienen sie aber in ihrer festen, expliziten Form als Struktur der Auswahl einzelner zeitpunktbezogener funktional äquivalenter Sinnelemente. Wie selektiert nun aber das System in der Anfangszeit seiner Konstitution, in der sich noch keine Erwartungen kondensiert und konfirmiert haben? (siehe zu dieser Problematik, Kap. 4) Führen wir dazu unsere Überlegungen wieder zurück zu den basalen Konstitutionsbedingungen von Systemen. Die System/Umwelt – Differenz, welche der Komplexitätsreduktion dient und als Reaktion auf das allgemeine Sinnproblem entstanden ist, ist bedingt durch den allgemeinen Sinnprozess, also der je spezifizierten konstitutiven Welt/Sinn – Differenz. Die allgemeine Sinnproblematik ist ursächlich (causa efficiens) wirksam in Bezug auf jegliche Systembildungsprozesse. Wenn ein System erst mal prozessiert, ist die Sinnproblematik in modifizierter Weise im System wirksam. Sobald in Reaktion auf die ursprüngliche Sinnproblematik eine Differenz zur Entfaltung dieser gesetzt wurde und eine System/Umwelt- Differenz in die Welt eingefügt worden ist, prozessieren Systemoperationen als systemische Elemente ‚ohne Dauer‘, so dass im System der Bedarf an Leistungen zur zeitlichen Sequenzierung besteht, um diese ‚zeitlosen‘ Elemente systemisch

anschlussfähig zu machen. *Die Frage, die sich aus der Luhmannschen Konzeption ableitet ist nun aber, inwiefern die Notwendigkeit zur zeitlichen Sequenzierung schon vor der Konstitution von Systemen wirksam ist und diese dann als Ursache für die Genese von Systemen gesehen werden kann.* Kann man daraus ableiten, dass der Möglichkeitsüberschussproblematik selbst schon die Notwendigkeit der zeitlichen Sequenzierung inhärent ist? Wie kann man sich dies vorstellen? Gibt es schon vorsystemische Elemente die aufgrund ihrer zeitlichen Flüchtigkeit zur Sequenzierung zwingen. Es lohnt sich, diese Fragestellungen genauer zu betrachten. Sehen wir uns dazu zunächst genauer die *System/Umwelt- Differenz* an. Die System/Umwelt – Differenz wird als Problemlösung für das Problem der zeitlichen Flüchtigkeit vorgestellt. Richten wir nun unseren Blick darauf, welche Typen von System/Umwelt- Unterscheidungen mit diesem Problem konfrontiert sind. Rainer Schützeichel macht in Bezug auf die Luhmannschen Systemkonzeption drei differente Typen dieser systemkonstituierenden Unterscheidung aus.

„Luhmann [Quelle Luhmann] unterscheidet drei Arten selbstreferentiellen Prozessierens. Mit basaler Selbstreferenz bezeichnet er die elementare Form des Prozessierens, in welcher es um die Unterscheidung von Element und Relation geht, also um das Problem, im Zusammenhang der Relationen der Elemente neue Elemente autopoietisch anzuschließen, und zwar dadurch, dass das Element sich relational selbst bestimmt. Mit prozessualer Selbstreferenz oder Reflexivität bezeichnet Luhmann eine darauf aufbauende Form des selbstreferentiellen Prozessierens von Sinn, die mit der Unterscheidung von vorher/nachher arbeitet und dadurch die Möglichkeit gewinnt, sich auf sich selbst zu beziehen. Das Selbst dieser Selbstreferenz ist nicht wie in der basalen Form das elementare Ereignis, sondern der Prozess, in welchem die Ereignisse durch Erwartungsstrukturen geleitet werden. Die dritte Art der Selbstreferenz besteht als Reflexion. Erst hier tritt die Unterscheidung von System /Umwelt auf. Ein schon operierendes System beobachtet mit der Unterscheidung von System und Umwelt, es findet also ein re-entry dieser Unterscheidung statt. Diesen drei Möglichkeiten selbstreferentiellen Prozessierens entsprechen folgerichtig verschiedene Unterscheidungen von System und Umwelt. Das System besteht als eine Spur, eine rekursive, selbstreferentielle Verkettung von Operationen, die durch ihr Operieren eine Grenze zur Umwelt ziehen. Diese Umwelt besteht als das, was in den Operationen nicht markiert wird. Auf der Ebene der Reflexion lassen sich zwei System-Umwelt- Unterscheidungen finden, die Unterscheidung von System und Umwelt und die Unterscheidung von System-in-der-Umwelt. Wenn sich das System von einer Umwelt unterscheidet, dann ist die Umwelt das Korrelat aller vom System aus vorgenommenen fremdreferentieller Verweisungen. Die Umwelt ist ‚alles andere‘ [Quelle Luhmann]. In dieser Umwelt können nun weitere Systeme identifiziert werden, die das System irritieren können. Das System kann sich zugleich als Umwelt anderer Systeme begreifen. Die verschiedenen System-Umwelt- Unterscheidungen stellen also verschiedene Weisen der Beobachtung und damit also verschiedene Formen dar, und sie unterscheiden sich durch ihre Funktionsstellung in der Autopoiesis von Sinn.“ (Schützeichel 2003: 57 f.).

Diese drei Ebenen sind bei Luhmann wiederum eingebettet in die allgemeine Sinnproblematik und deren Verknüpftheit mit den Problemen des Umgangs mit Weltkomplexität.

„Über diese allgemeinen Überlegungen zum Komplexitätsgefälle gelangen wir hinaus, wenn wir mit in Betracht ziehen, dass das Komplexitätsgefälle auf mehreren Ebenen zugleich aktualisiert und abgearbeitet werden kann. Auf der operativen Ebene prozessual eingesetzter Kausalität führt das Komplexitätsgefälle zur Selektion einer nach Ursachen und Wirkungen relevanten Umwelt im Horizont der weiten Welt des überhaupt Möglichen. Auf der Ebene der Strukturbildung macht das System sich unabhängig vom Punkt- für – Punkt – Übereinstimmungen mit dieser relevanten Umwelt. Deren Relevanz wird generalisiert und respezifiziert und kommt in dieser Form dann eventuell für die interne Prozesssteuerung in Betracht. Das erfordert Risikoübernahmen. Auf der Ebene der Reflexion bestimmt das System seine eigene Identität im Unterscheid zu allem anderen. Hier gewinnt das

Komplexitätsgefälle die reinste, abstrakteste Form: Identität im Unterschied zu allem anderen ist im Grunde nichts anderes als Bestimmung und Lokalisierung des Komplexitätsgefälles. Ferner wissen wir, dass Komplexität immer Selektionsdruck und Kontingenzerfahrung erzeugt. Das Komplexitätsgefälle wird im System deshalb vorwiegend als Kontingenz der Umweltbeziehungen erfasst und thematisiert. Diese Thematisierung kann zwei verschiedene Formen annehmen je nachdem, wie die Umwelt gesehen wird: Wird die Umwelt als *Ressource* aufgefasst, erfährt das System Kontingenz als *Abhängigkeit*. Wird sie als *Information* aufgefasst, erfährt das System Kontingenz als *Unsicherheit*.“ (Luhmann 1987: 251 f.)

## 8.4 Ebenen der Selbstreferenz und Wissenstypologie

Das Wissen hat bei Luhmann die Funktion des ‚Wie‘ des Bestimmens von Sinnelementen. Wenn wir nun im Anschluss an Rainer Schützeichel den drei Ebenen der Selbstreferentialität drei eigenständige Ebenen der System/Umwelt- Differenz zuordnen, ist es sinnvoll den drei Ebenen auch drei differente Typen des Wissens zuordnen. Wir geben diesen drei Typen des Wissens der Einfachheit halber drei differente Bezeichnungen: Das Wissen der operativen Ebene des Systems nennen wir ‚Wissen (OP)‘, das Wissen der strukturellen Ebene ‚Wissen (ST)‘ und das Wissen der Ebene der Reflexion ‚Wissen (REF)‘. Gemeinsam ist diesen drei Typen des Wissens, dass es zuständig ist für die Sinnelementselektion, seine Leistungen also radikal zeitpunktbezogen zur Verfügung stellen können muss. Da jedes System seine Elemente immer auch in Bezug auf die Einheit des Gesamtsystems produziert, stellt sich die Frage, wie die drei differenten, eigenständigen Ebenen miteinander verbunden sind. Im Folgenden soll gezeigt werden, dass der Zusammenhalt über das dem System jeweils eigenen Sinnmedium geschieht. Im Fall des Wissenschaftssystems sind das die wissenschaftlichen Publikationen. (vgl. dazu Stichweh: 2013a: 57f.) In diesem Kapitel bis hierher haben wir gesehen, dass jede Sinnelementselektion neben der systemspezifischen konditionierten Selektivität in einem allgemeinen Welt/Sinn- Zusammenhang eingebettet ist. Das heißt, dass die Weltkomplexität immer in der Form des sinnhaften Überschusses von Möglichkeiten gegeben ist und reproduziert wird. Indem soziale Systeme als Elemente Kommunikationen produzieren und bei Kommunikationen immer Ego und alter Ego beteiligt sind, haben soziale Systeme immer auch mit dem Problem der doppelten Kontingenz zu tun, da dieses Problem nicht gelöst, sondern nur entfaltet werden kann. (siehe dazu Kap. 5) Zum einen bieten Systembildungen, den mit dem Problem der doppelt doppelten Kontingenz gegebenen Möglichkeiten der Erwartungsunsicherheiten, die Möglichkeit diese in die Form systemischer Erwartungssicherheiten zu transformieren. Zum anderen bietet das Problem der doppelt doppelten Kontingenz für die Selbstreferenz des sozialen Systems die Möglichkeit Sinnelemente sozial zu spezifizieren, indem es Rollen entwickelt, um seine eigene

gesellschaftlich spezifizierte Funktion erfüllen zu können. Immer aber benutzt Sinn die Form der Differenz, um konkrete Sinnelemente zu bestimmen. Die Differenz von System /Umwelt, dient dazu Strukturen und zeitliche Sequenzierungen zu ermöglichen, indem auf diese aufbauend Erwartungsstrukturen, wiedereinsetzbare kondensierte Sinnselektionen, eingesetzt werden können. Die drei Ebenen des Systems operieren indifferent und abhängig von einander zu gleich. Wie ist das Zusammenspiel aber nun konkret organisiert? Gibt es zum Beispiel auch ein Wissen, dass speziell für die Anwendung von Systemstrukturen auf die Ebene der Verbindung von Element und Relation des Systems zuständig ist? Wie ist der Kontakt der jeweiligen Ebene zur jeweiligen Umwelt und zur Umwelt des Gesamtsystems organisiert? Wie kann die Umwelt von Systemoperationen kognitiv erkannt werden und wie kann die Umgebung des Systems dem System Ressourcen zur Systemreproduktion zur Verfügung stellen? Welche Rolle spielt dabei die Erfahrbarkeit der Umwelt? Inwiefern können Erfahrungen die Erwartungen irritieren und gegebenenfalls auch transformieren? Jetzt wird anhand der Analytik des Zusammenspiels der drei Wissenstypen exemplarisch am Wissenschaftssystem diesen Fragen nachgegangen. Gibt es neben diesen mithilfe des systemtheoretischen Instrumentariums gewonnen Typen des Wissens noch andere Formen des Wissens, die den systemtheoretisch angeleiteten Analysen hilfreich zur Seite stehen können? Ein Vergleich der systemtheoretischen Konzeption mit Konzeptionen, die in der aktuellen Debatte um das ‚implizite‘ Wissen zur Darstellung gebracht werden, ist meines Erachtens effektiv hinsichtlich einer detaillierteren Beschreibungsmöglichkeit, zum einen von Sinnelementbestimmungen und zum anderen in Bezug auf die Austauschbeziehungen, zwischen System und Umgebung des Systems. Inwiefern und ob der Sinnbegriff selbst dann als Medium der Integration systemtheoretischer und pragmatistischer Wissenskonzepte mit dem Ziel einer konsistenten Begriffssprache dienen kann, wird dann zu erörtern sein.

Den drei Typen des Wissens auf der Grundlage der systemtheoretischen Konzeption ist gemeinsam, dass sie für die Explikation eines Sinnelementes in ihrem je eigenen Kontext sorgen müssen. Sinnelemente müssen immer in expliziter Form vorliegen, damit an diese angeschlossen werden kann. Für das jeweilige ‚Wie‘ der Selektion ist die System/Umwelt-Unterscheidung auf der jeweiligen Ebene entscheidend. In der aktuellen Debatte um das ‚Implizite Wissen‘ geht es immer wieder um eine Form des Wissens dessen Charakter es ist, implizit wirksam zu sein, ohne das die Möglichkeit gegeben wäre, dieses Wissen zu explizieren. Kollidiert diese Form des Wissens ganz prinzipiell mit der Luhmannschen Konzeption? Bezeichnet diese Form etwa gar ein ‚Feld‘ sozialer Wirksamkeit, welches die Systemtheorie systematisch übersieht?

In der systemtheoretischen Perspektive können verschiedene Bereiche des gesellschaftlichen Lebens, zum Beispiel alltägliches Verhalten und wissenschaftliches Verhalten als Resultate unterschiedlicher Welt/Sinn- Spezifikationen gesehen werden. Im lebensweltlichen alltäglichen Modus fungiert die Welt/Differenz in der Form von Sicherheitsunterstellungen, die anschlussfähiges Verhalten organisieren. Werden diese irgendwie irritiert, tendiert die alltägliche Welt/Sinn- Differenzierung dazu, diese in ihrer Funktion, also eventuell auch in modifizierter Weise, wiederherzustellen. Das Problem ist hierbei die fraglich gewordene, ihre Funktion nicht mehr erfüllen könnende Sicherheitsunterstellung; die Lösung folgt typischer Weise im Modus der Reflexion des Problems und der einer Lösung, die in eine generalisierte, abstrakte Form gebracht werden muss, damit sie auch zukünftig als Sicherheitsunterstellung (‚gesellschaftliche Konvention‘) dienen kann. Wissenschaftliches Verhalten ist an eine differente Welt/Sinn- Spezifikation gebunden. In der Wissenschaft werden gerade ‚Probleme‘ gesucht und disziplinar identifiziert, um dann methodisch kontrolliert nach Problemlösungen Ausschau zu halten, die dieses Problem lösen – so das Programm des Äquivalenzfunktionalismus (vgl. dazu Luhmann 1991). Wichtig ist in unserem Argumentationszusammenhang, dass es in beiden Fällen um eine je spezifische gleichzeitig für den Bereich typische sinnhafte Reduktion der Weltkomplexität geht. In Bezug auf die Gesellschaft ist, wie rekonstruiert wurde, das zusammenhaltende Band, die Welt/Sinn- Differenzierung, welche Re-Symmetrisierung ermöglicht. Es geht hierbei wie schon gesagt, nicht um bottom-up oder top-down Konstitutionsprozesse, sondern um differente Formen der Welt/Sinn- Spezifikation. Sowohl im Alltag, wie auch in der Wissenschaft werden sich Strukturen und Mechanismen herausbilden, die auf die jeweilige Funktion (man kann auch sagen *für* die Gesellschaft) bezogen sind. Im Alltag werden Probleme identifiziert, um die Welt wieder in die Form der Lebenswelt zu bringen. In der Wissenschaft werden Probleme identifiziert, um nach funktionalen äquivalenten ihrer Lösung Ausschau zu halten. *Der Alltag ist nun aber kein eigenes System, sondern fungiert in allen Funktionssystemen mit, um die jeweiligen Funktion für die Gesellschaft erfüllen zu können – so mein eigener Vorschlag, um den Zusammenhang von Lebenswelt und System besser fassen zu können.* Dies muss nicht unbedingt reibungslos und harmonisch vonstattengehen, vielmehr können sich hier typische, auch mithilfe der empirischen qualitativen Sozialforschung aufzeigbare Konfliktlinien ergeben. Mitunter können spezifische alltägliche Dynamiken von bestimmten Forschungsgruppen oder Persönlichkeitsstrukturen auch dysfunktional in Bezug auf die Funktion neues Wissen für die Gesellschaft zu produzieren sein – dennoch dienen diese vielleicht der Herstellung lebensweltlicher Sicherheit. Aber zum Glück stabilisiert sich die

wissenschaftliche Kommunikation, wie jedes Kommunikationssystem transsubjektiv und transintersubjektiv, und wenn es sein muss ‚in the long run‘ auch gegen bestimmte dysfunktionale Strukturen von Gruppen oder Personen, an die das Kommunikationssystem selbstverständlich immer bei jeder Operation gekoppelt ist. Mit dieser Feststellung, dass es aus systemtheoretischer Perspektive einen Alltag systemischer Funktionserfüllung gibt, ist noch nichts darüber gesagt, ob es ein eigenständiges pragmatisches Feld gibt, welches durch eine Form des impliziten Wissens strukturiert ist, das die Systemtheorie mit ihrem Begriff des radikal temporalisierten Wissens nicht zu erfassen vermag. Wenn dies der Fall sein sollte, hätte dies Konsequenzen für die Beschreibung sowohl für die drei Ebenen der Selbstreferenz des Systems, sowie für Beziehungen des Systems zu seiner Umgebung, als auch für die auch für die Frage, ob es neben der radikal temporalisierten Sinnproduktion eine andere Form von Sinnproduktion gibt. Die Rekonstruktionen und Überlegungen des nächsten Kapitels sind auf das Ziel hin organisiert, die systemtheoretische Perspektive für diese Fragen und den etwaigen sich daraus ergebenden Integrationsmöglichkeiten zu öffnen.

## **8.5 System/Umwelt- Grenzziehung der Wissenschaft als konditionierter Sinnprozess (Wissenstypologie)**

Die gesamtgesellschaftliche Resonanz der Funktionssysteme erklärt sich schon deshalb, weil jedes Funktionssystem seine Elemente im Modus der konditionierten Selektivität produziert. Sie ist bedingt durch die Spezifikation der System/Umwelt- Differenz. Jede Operation eines Funktionssystems ist auch immer eine Spezifikation der Gesamtgesellschaft, indem sie Kommunikation ist. Damit geht schon eine, auf bestimmte Weise konditionierte Selektivität mit in jede konkrete Operation der Funktionssysteme ein. Hierüber bleiben die Operationen der Funktionssysteme an die Welt, die Gesellschaft und die beteiligten Individuen angeschlossen.

Im Anschluss an die Luhmannsche Unterscheidung der drei Ebenen der Selbstreferenz (vgl. Luhmann 1987: 251f.) und der darauf bezogenen Feststellung von Rainer Schützeichel (vgl. Schützeichel 2003: 51f.), dass diesen drei Ebenen drei differente sich quasi eigenständig reproduzierende System/Umwelt – Grenzen korrespondieren, möchte ich nun zeigen, dass die unterschiedlichen Umweltbezüge auf diesen Ebenen in der Luhmannschen Theorie die Art und Weise der Eingebettetheit der Systeme in die Gesamtgesellschaft bestimmen und auf allen drei Ebenen unterschiedliche Formen des Wissens aktiv werden, um die allgemeine

Aufgabe des Wissens, die Organisation *des Modus* der Selektion und damit auch des Übergangs von einem zum nächsten Element erfüllen zu können.

Auf Ebene der basalen Selbstreferenz ist das Wissen (WISSEN OP) dafür verantwortlich, das Verhältnis von Element und Relation zu organisieren. Meine These ist, dass das Wissen auf dieser Ebene, um seine Funktion der Verbindung von Element und Relation nachkommen zu könne, gleichzeitig den Bezug zur gesamtgesellschaftlichen Resonanz sichern muss. Auf der Ebene des Prozesses ist das Wissen (WISSEN ST) für die Reflexivität des Prozesses auf sich selbst zuständig. Dazu werden Identitäten kondensiert und bestätigt, die im Modus der Wiederholung eingesetzt werden können, um den Prozess zu steuern. Auf der dritten Ebene ist es die Aufgabe des Wissens (WISSEN REF), den Selbstbezug des gesamten Systems mithilfe der das System konstituierenden System/Umwelt – Unterscheidung zu organisieren bzw. zu beobachten.

Wie schafft es das System, gleichzeitig die gesellschaftliche Resonanzfähigkeit und seine Autonomie gegenüber der restlichen Gesellschaft aufrechtzuerhalten? Die Analyse des Zusammenspiels vor allem der ersten beiden Typen des Wissens (OP, ST) können darüber Aufschluss geben, wie die gleichzeitige Indifferenz und Eingebundenheit der Systeme in die Gesellschaft in Luhmanns Theorie konzipiert ist. In welchem Zusammenhang stehen Erwartungsstruktur und Realitätserfahrbarkeit, wenn die Erwartungsstrukturen auf der zweiten Ebene der Selbstreferenz im Modus der Indifferenz entwickelt wurden, da es sich ja auch bei dieser Ebene um eine eigenständige Ebene der Selbstreferentialität handelt?

Anhand der Darstellung, wie das Funktionssystem Wissenschaft auf den verschiedenen Ebenen der Selbstreferenz an den allgemeinen Welt/Gesellschaft/Sinn – Prozess angeschlossen ist, kann gezeigt werden, wie die Asymmetrie/Symmetrie- Paradoxie auf den verschiedenen Ebenen entfaltet wird, und wie diese gleichzeitig der Garant für den Zusammenhalt des gesamten Systems mit seiner Umwelt und Umgebung ist.

Die Welt ‚gibt‘ die Komplexität, welche dann von Sinnsystemen qua Differenzsetzungen bearbeitet wird. In diesem Prozess ist kein primärer Träger auszumachen, es sei denn der Differenz-Prozess selbst. Sinn ist also selbst ein selbstreferentieller Prozess, weil es bei der Reproduktion auf das Grundprinzip ankommt, nach dem ein Möglichkeitsüberschuss den Selektionszwang auslöst und dabei selbst wieder neue Komplexität aufbaut, die wiederum reduziert werden muss. Sinn zeigt sich konkret aber immer in Operationen von psychischen und kommunikativen Systemen. Seine Anschlussfähigkeit organisiert Sinn durch die Möglichkeiten die verwendeten Unterscheidungen in das Unterschiedene wieder einzuführen. Indem ein solches Re-entry möglich ist, schwingt bei jeder Sinnexplikation ein je durch

vorherige Differenzen konditionierter Möglichkeitsbereich mit, der aber in der expliziten Bestimmung eines Elementes nicht sichtbar ist, aber implizit die systemspezifische und letztendlich gesellschafts- und weltspezifische Resonanzfähigkeit begründet. Jedes Element ist mit seiner Bezeichnung schon eine Einheit im Unterschied zu anderem. In dieser Existenzweise ist es radikal temporal. Damit soziale Ordnung möglich sein kann, so betont Luhmann, benötigt der Sinnprozess Strukturen, wiederverwendbare Sinnkondensate, die Erwartungen steuern. Erwartungen sind dabei Identitäten, die sinnhaft prozessiert wurden und in jeder neuen Anwendung auch wieder sinnhaft prozessiert werden. Man kann also sagen, dass in jede Identität ein spezifischer Ausschnitt des Welt/Sinn/Gesellschafts- und dann spezifisch konditionierten Systemprozesses eingegangen ist und mit jeder Wiederholung auch wieder spezifisch neu kontextiert in Operation gesetzt wird. Die systemspezifische Sinnbestimmung verwendet immer eine System/Umwelt- Differenz. Wie wir gesehen haben, explizieren sowohl Niklas Luhmann als auch im Anschluss daran Rainer Schützeichel drei differente Ebenen dieser Unterscheidung, die in einem System zu dessen Autopoiesis beitragen. Jede dieser Ebene konstituiert damit auch eine eigene Umwelt. Interessant für meine Argumentation ist nun die holistische Perspektive des Zusammenspiels dieser drei Ebenen und Umwelten des Systems. Wie sind diese ins Gesamtsystem integriert? Und letztlich die daran anschließende Frage, wie ist eine konkrete Sinnbestimmung im System in den Welt/Sinn/Gesellschafts- Zusammenhang integriert. In diesem Abschnitt werde ich diese allgemeinen Zusammenhänge entlang der Luhmannschen Konzeption des Funktionssystems Wissenschaft rekonstruieren. In welchem Zusammenhang stehen hier die drei Ebenen der Selbstreferenz innerhalb des Systems. Worin zeigt sich hier der allgemeine Sinnprozess und in welchem Verhältnis stehen wissenschaftliche Sinnspezifikationen zu Sinnspezifikationen anderer Funktionssysteme oder auch der Gesamtgesellschaft. Wie sind die einzelnen Elemente durch die Umwelt mitbestimmt? Inwiefern kann eine Umwelt die unabhängig vom Wissenschaftssystem ist, Operationen des Systems irritieren? Kann in der begrifflichen Konzeption der Systemtheorie der System – Umwelt – Zusammenhang überhaupt derart beschrieben werden, dass eine Umwelt als qualitativ selbstständige in Bezug zu Systemoperationen geraten kann, wenn jedes Systemelement mit seiner Setzung die eigene Umwelt selbst mit konstituiert – und zwar radikal temporal in dem Zeitpunkt der Setzung? Im Folgenden stelle ich meine Interpretation des Funktionssystems Wissenschaft entlang der drei Ebenen der Selbstreferenz vor und versuche aufzuzeigen, wie die wissenschaftliche Elementproduktion an den gesamtgesellschaftlichen Sinnprozess gebunden ist.

Um seine gesellschaftliche Funktion zu erfüllen, sicheres und neues Wissen produzieren zu können, verzichtet das Wissenschaftssystem auf die Bildung von redundanten Möglichkeitsbestimmungen. Wissen bezeichnet dabei eine Antwort auf die Frage: ‚Wie wird selektiert?‘ Die Aufgabe des Wissenschaftssystems ist es also, unter dem Druck, der aus dem Verzicht auf Redundanz entsteht, Material zu liefern, welches sich genau auf die Frage des Modus der Selektivität und dessen Konditionierungen bezieht, da Wissen im allgemeinen sich als Antwort auf die genannte Frage, genau auf diesen Modus bezieht. Das Material welches für die Funktionserfüllung produziert wird, sind aus Wörtern zusammengesetzte Sätze, die für die Community und anderem interessierten Publikum in der Form von Publikationen zugänglich gemacht wird/werden muss. Da Publikationen – in fixierten Sätzen geronnener Sinn - als Elemente des Sinnsystems Wissenschaft fungieren (vgl. Sichtweh 2013a: 47ff.), kompensiert das System den zur eigenen Autopoiesis notwendigen Redundanzverzicht in Bezug auf die allgemeine Problemlage der Sinnproduktion (Möglichkeitsüberschussselektion) und deren systemische Spezifikation (*systemische* Möglichkeitsüberschussproduktion- und Selektion) mit dieser (relativ) stabilen Form eines Sinnkondensats. Der qua Publikation erreichte Aggregatzustand dient hier, und das ist zu betonen, gleichzeitig als Basis und Resultat systemischer Produktion und Reproduktion. Die Publizierbarkeit und Publikationsnotwendigkeit wissenschaftlicher Forschungsergebnisse garantiert dem System seine ureigene Auflöse- und Rekombinationsfähigkeit seines Materials und Resultats: dem wissenschaftlich erzeugten Wissen. Publikationen sind deshalb meiner eigenen Interpretation nach, zugleich die Elemente *und* das Medium des Systems. In ihrer *medialen Funktion* zeigen sie die Kontingenz der fest gebildeten Formen, die dann als anschlussfähige Elemente fungieren können, an. Die in den Publikationen formulierten Thesen und Argumente können systematisch verglichen, kritisiert, bestätigt, ergänzt, vereinnahmt oder auch ignoriert werden. Jedenfalls sind es keine in Stein gemeißelten Sätze, die als Fundamente des weiteren Aufbaus eines Wissenssystems dienen können – zumindest nicht in Bezug auf das Gesamtsystem. Möglich ist der Aufbau eines solchen Wissensgebäudes (bis hin zu Städten und Palästen) lediglich im Modus paradigmatischer Binnendifferenzierung. Die Bildung von wissenschaftlichem Wissen bleibt aber immer hypothetisch, was durch den medialen Charakter der Publikationen gesichert wird. Die Publikationen *als Elemente* des Systems enthalten also keine auf unendliche Haltbarkeit ausgerichteten Wissensbestände, wie sehr sich dies die psychischen Systeme der Autor\_innen manchmal auch wünschen mögen. Das durch den Buchdruck ermöglichte Zusammenspiel von Medium und Form in Gestalt der Publizierbarkeit von Wissen und dann den fertigen und öffentlich zugänglichen Publikationen

macht, und man muss sagen ‚Zum Glück!‘ (für die Gesellschaft), die Kontingenz der Wissensbildung in den Elementen medial sichtbar. Die Erfüllung des Funktionsdrucks, die Produktion von neuem und sicherem Wissen, der durch den Redundanzverzicht konditioniert ist, wird somit ermöglicht durch den Charakter der Publikation gleichzeitig als Medium und als Element zu fungieren.

Die System/Umwelt- Differenz in Bezug auf Funktionssysteme gibt auf der *basalen Ebene der Selbstreferenz* schon die Konditionen für die Elementproduktion auf den beiden anderen Ebenen vor. Für das Funktionssystem der Wissenschaft bedeutet dies, dass sie in ihrem Medium der Publikationen als basal lose gekoppelte Elemente ihr Auflöse- und Rekombinationsvermögen schon auf der ersten Ebene der Selbstreferenz sicherstellt. Auf der *zweiten Ebene der Selbstreferenz* kann man die Produktion von Hypothesen, die sich aus Theorien und Methodologien entwickeln lassen einordnen. Die Hypothesen lassen bestimmte Resultate *erwarten* und tragen in sich die Verpflichtung diese methodisch herbeizuführen – diese strukturieren also den systemeigenen Einsatz von Programmen zur Herbeiführung von Forschungsergebnissen. Bezogen bleiben diese Prozesse aber immer auf die primäre Ebene der Publizierbarkeit derselben. Auf der *dritten Ebene* sind wissenschaftstheoretische und – soziologische Selbstreflexionen zu verorten. Die ersten beiden Ebenen sind für das Prozessieren des System unabdingbar, die dritte kommt optional, abhängig vom evolutiven Stand des Systems hinzu. Wissenschaftstheoretische wie – soziologische Reflexionen sind nicht unbedingt notwendig, damit Wissenschaft betreiben werden kann. Dafür steht auch die empirische Beobachtung, dass nicht gelöste theoretische oder methodische Probleme für den Prozess der Fortsetzung der Wissenschaft nicht notwendigerweise Lösungen erfordern; die Wissenschaft geht auch ohne deren Lösung weiter, selbst wenn auf wissenschaftstheoretischer Ebene anderes postuliert und/oder gewünscht wird. Für die systemtheoretischen gesellschaftstheoretischen Überlegungen ist dies nicht trivial.

„Im Kontext einer funktionalen Differenzierung bedeutet funktionale Spezifikation *Redundanzverzicht*. Die Funktionen werden, wenn ausdifferenziert, nur einmal abgesichert. Sie können nur in dem dafür eingerichteten System und nirgendwo sonst erfüllt werden. Man kann nicht, wo die Wissenschaft versagt, stattdessen auf Politik oder auf Religion oder auf Familienleben oder Erziehung ausweichen, denn auch diese Systeme sind funktional ausdifferenziert und nur für ihre eigene Funktion kompetent. So bleibt die Gesellschaft der Eigendynamik ihrer Funktionssysteme ausgeliefert und findet nirgendwo in sich selbst einen Gegenhalt oder einen Ausgleichsmechanismus. So wird die Wissensgewinnung aus allen anderen Bereichen gesellschaftlicher Kommunikation, aus dem Alltag ebenso wie aus anderen Funktionssystemen abgezogen, dort nur ein Wissen zurücklassend, das sich nur als selbstverständliches Immer-schon-Vertraut sein im rechten Umgang mit Dingen und Ereignissen qualifizieren kann. Wissenschaft ist unter diesen Bedingungen, so kann man das auch ausdrücken, eine selbstsubstitutive Ordnung. Das ermöglicht es, die Substitutionsbedingungen im System selbst zu präzisieren. Für Wahrheiten können nur noch Wahrheiten substituiert werden, und zum Beispiel nicht, wenn sie bedroht sind, Loyalitätsanforderungen oder Sympathiebekundungen, Schuldisziplin, Parteidisziplin, Familienzusammenhalt. Das birgt, als eine Folge des Redundanzverzichts, das Risiko in sich, dass eine fragwürdig gewordene Wahrheit einstweilen oder sogar auf lange Sicht überhaupt nicht ersetzt werden kann. So

hinterließ der Zusammenbruch der Astrologie ein Vakuum, das die Astronomie nicht auffüllen konnte, und der Zusammenbruch des Marxismus lässt weitgehend offen, welche Gesellschaftstheorie denn anstelle dessen überzeugen und Motive bewegen könnte. (Fussnote 90 Insofern können wir, was das Erfordernis der Selbstsubstitution betrifft, zwar Kuhn folgen, nicht aber seiner Annahme, dass immer ein Substitut zur Hand sein müsse, oder andernfalls ein Paradigma nicht abgelehnt werden könne [...]) Redundanzverzicht und Angewiesenheit auf Selbstsubstitution schließen natürlich nicht aus, dass andere Funktionssysteme eingreifen, also Forschung zum Beispiel rechtlich reguliert oder verstärkt finanziert wird. Aber die Eigenfunktion der Wissenschaft, die Entscheidung von wahr und unwahr bei neu vorgeschlagenem Wissen, ist davon nicht betroffen.“ (Luhmann 1990: 341ff.)

*Denn die Wissenschaft kann ihre gesellschaftliche Funktion gerade deshalb erfüllen, weil sie sich Redundanzverzicht leisten kann und muss, um neues, sicheres Wissen zu produzieren zu können.* Die Autopoiesis der Wissenschaft ist damit in gewisser Weise noch eher an eine gesamtgesellschaftliche Resonanz gebunden, denn an die dritte systemeigene Ebene der Selbstreferenz. Was bedeutet das? Wie wird selegiert, um die eigene gesellschaftliche Funktion weiter erfüllen zu können, ist die primäre Frage, die Operationsdruck erzeugt und nicht die Frage, wie wird man bestimmten wissenschaftstheoretischen Postulaten oder Beobachtungen gerecht, um adäquate Wissenschaft betreiben zu können, so meine These. Und die Frage, ‚Wie wird selegiert?‘ bezieht sich immer auf ein Wissen, welches den Fortgang von einem zum nächsten Element steuert. In diesem Sinne stellt der Bezug zur Gesamtgesellschaft das Wissen zur Verfügung, das den Orientierungswert für mögliche Anschlussoperationen liefert und nicht die Reflexivität des Wissenschaftssystems selbst – die Frage ‚Wie wird selegiert?‘ bezieht sich im Wissenschaftssystem nämlich immer primär auf die gesellschaftliche Funktion neues Wissen zu produzieren *und* dieses zu publizieren. Indem die Wissenschaft selbst als soziales, also mit Kommunikationen als Basalelementen operierendes System ist, ist sie zudem selbst gesellschaftlicher Vollzug, wenn man die Gesellschaft als den Prozess aller Kommunikationen definiert. Die gesellschaftliche Resonanz wissenschaftlicher Kommunikationen ist in der konditionierten Selektivität dieser zu finden, nämlich in der auf Redundanzverzicht eingestellten Wahrheitskommunikation. D.h. in jedem kommunikativen Element der Wissenschaft, also in jeder Publikation, ist gesamtgesellschaftliche Resonanz allein deshalb schon enthalten, indem die Publikationen das Sinnmedium sind, in dem neue Erkenntnisse präsentiert werden. Welche strukturellen Kopplungen dann zusätzlich mit anderen Systemen noch eingegangen werden ist eine andere Frage. In Bezug auf die basale Elementselektion ist das Wissenschaftssystem also direkt an die Gesamtgesellschaft gebunden, indem ihr Medium die Publikation, zur Präsentation der neuen Erkenntnis dient und damit dann auch die Struktur – das Wissen (ST) - der wissenschaftlichen Kommunikation an diese Funktion für die Gesamtgesellschaft bindet, da

die zweite Ebene der Selbstreferenz immer auch an die System/Umwelt- Differenz des Gesamtsystems gebunden bleibt. Dieses basale Selektionswissen ist, indem es an die Gesellschaft gebunden ist, gleichzeitig an den allgemeinen Sinn/Welt- Zusammenhang gebunden. Die Weltkomplexität wird durch den spezifischen wissenschaftlichen Sinn, nämlich derart konditioniert unter Redundanzverzicht neues Wissen formulieren zu müssen, reduziert. So gesehen ist wissenschaftliche Kommunikation und damit Erkenntnisbildung eine Spezifikation des allgemeinen Sinnprozesses, der funktional in Bezug auf die Gesamtgesellschaft konditioniert ist. Allerdings muss man sagen, dass um zeitliche Sequenzierung qua Identitätsbildung zu erreichen, zunächst die Differenzierung von System und Umwelt auch auf dieser Strukturebene der Selbstreferenz notwendig ist. Auf das Funktionssystem Wissenschaft bezogen bedeutet dies, dass sich eine Differenz von System und Umwelt etabliert haben muss, ehe es zur Bildung von wissenschaftlichen Begriffen kommen kann. Im Medium des Systems ist die Anschlussmöglichkeit an Publikationen und die Kontingenz jeglicher Begriffsbildung sichtbar. Publikationen sind durch die Vielfalt und Varianz kontingenter Zitationsmöglichkeiten lose gekoppelte Elemente, die durch Zitationsbezüge Differenzen ermöglichen (vgl. dazu Stichweh 2013a: 57ff.), weshalb sich das System es dann leisten kann in den Publikationen selbst Begriffe als Identitäten relativ konstant zu halten.

Das faktische Operieren des Wissenschaftssystem ist gekennzeichnet durch das ständige anschließen von Publikationen aneinander. Streng genommen wird eine Publikation erst dann zum Element, wenn sie zitiert wird, da erst dann das kommunikative Element emergiert, welches sich als Zusammenhang von Information, Mitteilung, Verstehen und Annahme/Ablehnung erst konstituiert. An jeder dieser vier Funktionsstellen der Kommunikation wird kontextuell bedingt ein virtueller Möglichkeitsbereich aufgespannt, aus dem gewählt werden kann und muss, damit das kommunikative Geschehen fortgesetzt werden kann. Wenn das faktische Operieren des Systems durch die Flüchtigkeit seiner Elemente (Publikationen) bestimmt ist (vgl. Stichweh 2013a: 57) und dies dem selbstreferentiellen Operieren des Kommunikationszusammenhangs zugerechnet werden kann, so ist dieser selbst wiederum in mehrfacher Weise in einem allgemeinen Sinnprozess eingebunden. Zunächst ist die wissenschaftliche Kommunikation durch ihre Funktion neues und sicheres Wissen für die Gesellschaft zu produzieren konditioniert (d.h. auch *selektiert*) und an den Binärcode wahr/falsch gebunden (vgl. Luhmann 1990: 169f.), sodann sind die vier Glieder des kommunikativen Elementes, welches faktisch operiert auch *selektiv* bestimmt.

Folgende These leite ich daraus ab: In das Wissen, welches für den basalen Elementselektionsprozess und den Übergang von einem zum nächsten Element nötig ist, geht auf der impliziten, nicht bezeichneten Seite die Gesellschaft und die Welt als Möglichkeitsraum aus dem gewählt wurde mit ein. Von diesem für die basale Elementbestimmung notwendigen Wissen unterscheidet sich dasjenige Wissen, welches als Resultat des Forschungsprozesses in den Publikationen zu Darstellung gebracht wird. Differenzsetzung (qua Publikationen) ist die Lösung für das allgemeine Sinnproblem des Möglichkeitsüberschusses, Identitätsbildung (qua Begriffsbildung) die Lösung des Problems der zeitlichen Flüchtigkeit einzelner Systemelemente und neues Wissen zu produzieren die gesellschaftliche Funktion.

*Wenn wir der Logik folgen, dass den drei Ebenen der Selbstreferenz, je ein eigenständiger Typ des Wissens zugeordnet ist, und das ‚Wissen‘ als ‚Wie‘ der Selektion definiert ist, dann muss man ‚Wissen‘ von den systemischen Operationen unterscheiden. Operation sind stets bezeichnende Unterscheidungen, während das ‚Wissen‘ den Übergang von einer zur nächsten Bezeichnung organisiert. Mit dieser Unterscheidung bearbeiten wir das Desiderat der Systemtheorie Luhmann, wie genau das System von einer zu nächsten Operation gelangen kann.*

Wenn auch die Gesellschaft als System verstanden wird, das kommunikativ Sinn erzeugt, dann ist auch hier Wissen von Operationen zu unterscheiden und auch hier werden wir die drei Typen des Wissens am Werk finden.

Die Frage, auf die wir hier nun näher eingehen werden, ist, wie die Wissenschaft als Funktionssystem der modernen Gesellschaft zugleich abhängig, wie auch unabhängig von der Gesellschaft operieren kann. Jede der Ebene der systemischen Selbstreferenz operiert zum einen radikal im Modus der Indifferenz, zum anderen sind die wissenschaftlichen Operationen von gesellschaftlichen Prämissen abhängig. Inwiefern operiert das Gesamtsystem im Modus der Indifferenz und ist gleichzeitig in der Lage, neues Wissen *für* die Gesellschaft zu produzieren?

Die Wissenschaft ist mehrfach an die Gesellschaft gebunden. Zunächst ist sie schon aufgrund der eigenen kommunikativen Operationsform selbst ein Teil der Gesellschaft. Dies ist nicht trivial, denn schon allein deshalb sind wissenschaftliche Kommunikationen prinzipiell überall sonst in der Gesellschaft anschlussfähig. Dann ist die Wissenschaft an Prämissen, d.h. an von der Gesellschaft geschaffenen Möglichkeitsbedingungen gebunden, die die Freiräume der Indifferenz garantieren. Zum dritten gibt es spezifische strukturelle Kopplungen, durch welche hindurch wissenschaftliche Operationen mit der Gesellschaft verbunden sind.

Reicht es aus, die Unterscheidung von Lebenswelt und System in Anschlag zu bringen, um die Beziehung von Wissenschaft und Gesellschaft verstehen zu können?

Versteht man Lebenswelt als in den Welt/Sinn-Prozess integriert, ist sie selbst konditioniert in der Art, dass sie eine spezifische Leistung zu erbringen hat: nämlich Gewissheitsunterstellungen zum Zweck geschmeidiger Kommunikation bereitzustellen – die Weltkomplexität also in eine den Umständen entsprechende Form zu bringen, um die nötige Sicherheit für relative Mühelosigkeit der Kommunikation bereitzustellen. Auch hierfür müssen Möglichkeiten in konditionierter Weise selektiert werden. Auch hierfür ist Wissen notwendig. Und auch hierfür sind selbstverständlich operative Bezeichnungen, Struktur und manchmal auch erhöhte Selbstreflexion notwendig. Die Lebenswelt ist also nicht auf nur eine Form des pragmatischen Wissens zu reduzieren, gerade weil die Funktion der Selbstverständlichkeitsunterstellungen in Bezug auf angemessenes Verhalten komplexe Vorbereitungen bedürfen – auch dafür gibt es ja Experten, die guten Rat in Sinne reflexiven Wissens und deren Anwendbarkeit anbieten können. Und auch die Lebenswelt grenzt sich ab. Paradoxerweise ziemlich aggressiv, um den Stil einfacher, müheloser Kommunikation aufrecht erhalten zu können. Dieser Stil ist aber durchaus evidenterweise auch in der wissenschaftlichen Kommunikation selbst zu finden, auch hier geht es nicht immer um Streitkultur und Kritik, in den spezifischen Zirkeln und Forschungsgruppen wird man wohl dominant eher eine gewisse Mühelosigkeit des eigenen Stils vorfinden und Rebellion mit lebensweltlichem Wissen auf Distanz bringen, um gerade die schon gewonnenen Gewissheitsunterstellungen aufrecht erhalten zu können, um das Normalfunktionieren garantieren zu können. Diese Ausführungen sollten schon ausreichen, um klar gemacht zu haben, dass die Unterscheidung von Lebenswelt und System nicht geeignet ist, um die Unterscheidung von Wissenschaft und Gesellschaft näher zu erörtern, da lebensweltliche Funktionen auch in die wissenschaftlichen Kommunikation integriert sind, in dem Sinn, dass diese zur Erfüllung der Funktion der Wissenschaft für die Gesellschaft selbst beitragen.

Die aufgezeigte Wissenstypologie aber kann helfen, die Beziehungen von Wissenschaft und Gesellschaft besser zu verstehen. Hier stellen sich zunächst weitere Fragen an die Wissenstypologie selbst. Inwiefern sind die Typen als eigenständige Produktionsformen zu verstehen und inwiefern und wie sind sie miteinander verknüpft? Welche Anforderungen sind an den jeweiligen Typ aufgrund seiner zu erfüllenden Funktion geknüpft?

Wenn man nun Operationen von Wissen unterscheidet, stellt sich die Frage, wie dieser Unterschied der Form nach zu fassen ist. Wie wir oben gesehen haben sind Beobachtungen selbst nicht in der Lage für Ihre Anwendbarkeit garantieren zu können (siehe die

Ausführungen zur Regelregressproblematik). Eine andere Form ist dafür notwendig, da es ansonsten zu einem unendlichen Regress kommen würde. Die Frage ist ja gerade, ‚wie‘ Beobachtungen an Beobachtungen anschließen können – und dafür ist Wissen notwendig. An dieser Stelle setzt nun wieder mein Vorschlag einer ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ ein. *Es ist nämlich für den Übergang von Operation zu Operation ein pragmatisches Wissen notwendig.* Dieses ist der Form nach anders aufgebaut als Beobachtungen (siehe dazu weiter unten Genaueres). *So gesehen sind die systemischen Typen des Wissens immer gekoppelt an dieses pragmatische Wissen. Und diese wiederum erhält seinen Aufgabenbestimmung durch die Funktion der jeweiligen Ebene der Selbstreferenz des Systems.* Das Wissen (OP) ist also selbst pragmatisches Wissen mit der Aufgabe, die Relationen der primären Autopoiesis zu regeln. Das Wissen (ST) ist ein pragmatisches Wissen des Umgangs mit identisch gehaltenen Sinnkondensaten. Das Wissen (REF) ist wiederum pragmatisches Wissen mit der Aufgabe der Selbstbeobachtung. Versteht man die Wissensformen auf diese Art ist auch deren Eingebettetheit in den allgemeinen Sinn/Welt- Differenzierungsprozess leicht nachzuvollziehen.

In Bezug auf die Frage der Ausdifferenzierungsprozesse, insbesondere in Bezug auf die Startphase von Systemen haben wir oben einige systemimmanente Widersprüche entdeckt. Nun ist es an der Zeit diese aufzulösen. *Wir tun dies, indem wir das Beobachtungsfeld von einem pragmatischen Feld unterscheiden.* Das ‚pragmatische Feld‘ bezeichnet einen Bereich, in dem schon vorreflexiv zwischen Erwartung und Erfahrung unterscheiden werden kann, und also auch schon Sanktionen möglich sind (siehe dazu weiter unten mehr und auch Kap. 7.1). Das Beobachtungsfeld ist dagegen stets auf explizite Bezeichnungen angewiesen und auch auf Wissen, wie dieses erzeugt wird von Operation zu Operation. Die Unterscheidung von Pragmatischem Feld/Beobachtungsfeld liegt dabei quer zu der Unterscheidung von System/Lebenswelt. Und auch die Unterscheidung Implizites Wissen/Explizites Wissen geht nicht darin auf. Das Wissen des pragmatischen Feldes – Wissen (Implizit) – sorgt für einen eigenen Typ von Erfahrungen im Umgang mit der Welt, also einem eigenen Typ Möglichkeiten zu selektieren. Deshalb ist es sinnvoll, es als eigenständiges Feld analytisch herauszustellen. In diesem Sinn fungiert das Pragmatische Feld auch ‚vorsystemisch‘, gleichzeitig ist es an die Ebenen der Selbstreferenz im System gekoppelt, um die Übergänge der Operationen zu organisieren. Und auch das Beobachtungsfeld ist ein autonomes, in dem Sinne, dass das implizite Wissen, dass mit der jeweiligen Systemebene gekoppelt wird stets für die Funktion der spezifischen Beobachtungserfordernisse und nur für diese in Anwendung

gebracht werden *und* diese selbst nicht beeinflussen kann – so erklärt sich auch die Indifferenzfunktion und –Möglichkeit der Systeme.

Gleichzeitig ermöglicht diese Konzeption auch den Zusammenhang von Kultur und System detaillierter zu erörtern. Die Überlegungen zum Wissenschaftssystem und deren Übertragbarkeit auf die allgemeine Systembegrifflichkeit, lassen Rückschlüsse zu, zu Fragen innergesellschaftlicher Grenzziehungs- und Überschreitungsprozessen. Aufzeigen lässt sich dies, wenn man auf innergesellschaftliche Schnittstellen von verschiedenen Relevanzstrukturen und Typen des Wissens reflektiert. Wissen kann als Antwort auf die Frage, wie selektiert wird, damit Operationen an Operationen anschließen können konzipiert werden. Die Geartetheit des Wissens modifiziert sich mit den Relevanzstrukturen – lebensweltliches Wissen selektiert zum Beispiel in einem anderen Relevanzschema als wissenschaftliches Wissen. Neben den Relevanzen, die durch die spezifische Welt/Sinn-Differenz konstituiert werden, spielen die Unterscheidungen verschiedener Typen des Wissens bei der Herstellung operativer Selektivität eine Rolle. Die Frage nach den unterschiedlichen Typen des Wissens betrifft die Unterscheidung und Beziehung von implizitem und explizitem Wissen. Das spezifische Zusammenspiel von Relevanzstrukturen und Typen des Wissens bestimmt den Modus der Selektivität der Operationen. Bei Übersetzungsprozessen innerhalb der Gesellschaft wird zwischen differenten Modi der operativen Selektivität übersetzt. Möglich ist dies aufgrund der die Gesellschaft integrierenden Bandes der allgemeinen Welt/Sinn-Differenz und der dieser inhärenten Re-symmetriesierungsfunktion.

Die Frage nach etwaigen unterschiedlichen Differenzierungsmodi in Bezug auf kulturelle und funktionale Differenzierung lässt sich nun spezifizieren. Am besten lässt sich dieses Verhältnis wie folgt bestimmen: Es gibt ein eigenständiges pragmatisches Feld, das sich einer impliziten, nicht explizierbaren Form des Wissens bedient um Transformationen zustande zu bringen. Hier ist die Form der impliziten Normativität (vgl. dazu Renn 2006a: 283ff.) angesiedelt. Touristen bemerken dies schnell, wenn sie sich zum Beispiel im brasilianischen Straßenverkehr orientieren müssen, *als Differenzenerfahrung*. Aber auch in wissenschaftlichen Disziplinen – oder paradigmatischen Kulturen fallen Differenzen schnell auf. Allerdings ist die Frage der begrifflichen Abgrenzbarkeit eigenständiger kulturelle Milieus sehr schwierig zu beantworten. Existieren solche? Gibt es über Gruppen hinausgehende Milieus, Schichten oder gar Nationen, denen man tatsächlich ein gemeinsames implizites, nicht explizierbares Wissen zuschreiben kann, welches als diesen Einheiten integrierendes Band dienen soll, ohne hier in eine Art ‚Kulturmystik‘ zu verfallen, indem man etwas nicht beobachtbares eine

begriffliche Substanz (z.B. den Begriff des ‚Milieus‘, der seine Einheit über ‚gemeinsames implizites, kulturelles Wissen gewinnt (vgl. dazu den Versuch von Renn 2006a: 410ff.), mit der eine tatsächlich existierende kulturelle Entität bezeichnet wird, zuspricht? Gesellschaftliche Differenzierungsvorgänge erfordern Grenzziehungsprozesse, soviel ist zumindest klar. Und diese kann man modellhaft gut beschreiben, wenn man vor dem Hintergrund des Sinnbegriffes funktions- und typenspezifische Wissensformen in Beziehung setzt. Sinnvoll ist es dann jedenfalls auch von funktionalen Spezifikationen in Bezug auf den allgemeinen gesellschaftlichen Sinnprozess zu sprechen – also von funktionaler Differenzierung in Bezug auf die moderne Gesellschaft. Weiter kann man sinnvoll versuchen, den Zusammenhang von kultureller und funktionaler Differenzierung etwas detaillierter mit der vorgestellten Wissenstypologie zu beschreiben. Denn, wie gesehen, ist das kulturelle pragmatische Wissen notwendigerweise immer auch Teil der systemischen Reproduktion auf den verschiedenen Ebenen, indem eben die Übergänge im Modus des pragmatisch impliziten Wissens organisiert werden. Diese vorreflexive, nicht vollständig explizierbare Form, ist als Systemkultur auf allen Ebenen der Selbstreferenz präsent. Man sieht hier schon, dass es für die Frage nach dem Zusammenspiel von funktionaler und kultureller Differenzierung zu einer komplexen Heuristik führt, wenn man die funktionale Spezifikation des Sinnprozesses für die Gesellschaft stets an ein implizites pragmatisches Wissen bindet, dass die Übergänge der einzelnen Operationen der funktionalen Spezifikation organisiert. Gleichzeitig kann die funktionale Spezifikation durchaus als autonomer Prozess verstanden werden, indem eben die Beobachtungsoperationen des jeweiligen Funktionssystems auf der jeweiligen Ebene genau eine spezifische Funktion für die Gesamtgesellschaft erfüllen, für die dann das pragmatisch kulturelle Wissen als Organisationsform zur Verfügung steht. Kulturelle und funktionale Differenzierung gehen also eigenständige und gleichzeitig miteinander verbundene Wege in Bezug auf die Gesellschaft und sodann in Bezug auf den allgemeinen Welt/Sinn- Prozess. Wie die in Kapitel 4 aufgezeigten systemtheorieimmanenten Widersprüche mit dieser Konzeption und pragmatistischen Fortführung der Systemtheorie produktiv entfaltet werden können, muss im Einzelnen genau beschrieben werden. Es sollte aber an dieser Stelle mit diesen Ausführungen schon angezeigt sein, auf welchen Wegen dies geschehen kann. Weitere Andeutungen finden sich nun in den noch folgenden Ausführungen.

Wenden wir diese Überlegungen nun auf das Funktionssystem der Wissenschaft an. Auf der operativen Ebene der Selbstreferenz hat es die Wissenschaft mit Publikationen im Medium der ‚Wahrheit‘ zu tun. Hier kommt es zu einer Kopplung der Medien: Publikationen sind stets an einen Wahrheitsanspruch geknüpft. Beides sind Medien, indem sie auf je eigene Art lose

Elemente, die auf eigenen Wegen konkrete Bezeichnungen herbeizuführen in der Lage sind. Und um diese Wege besser nachzeichnen zu können, ist eben die angezeigte Typologie des Wissens hilfreich. Einige weitere Andeutungen können im Folgenden dazu gegeben werden. Aber es ist klar, dass um das Zusammenspiel von Pragmatischen Feld und Beobachtungsfeld integriert in den allgemeinen Welt/Sinn- Prozess und angewandt auf den drei Ebenen selbstreferentieller Systemreproduktion hinreichend verstehen zu können, weitere begriffliche und empirische Forschungen nötig sind.

In Bezug auf eine Typologie des Wissens halten wir zunächst die folgenden Formen fest:

- Wissen (IMPL)
- Wissen (OP)
- Wissen (ST)
- Wissen (REF)

Wobei zu sagen ist, dass das ‚Wissen (IMPL) eine gewisse Sonderstellung hat, da es in den anderen Formen immer auch mitwirkt. Es ist aber sinnvoll so zu typologisieren, aufgrund der Unterscheidungsnotwendigkeit von ‚Pragmatischen Feld‘ und ‚Beobachtungsfeld‘. Eine weitere Frage stellt sich, ob es sinnvoll ist, die Unterscheidung Implizites Wissen/Explizites Wissen in dieser groben Form aufrechtzuerhalten. Ist es zum Beispiel sinnvoll Wissen (IMPL) dem ‚Impliziten Wissen‘ zuzuordnen und die anderen drei Formen des Wissens dem ‚Expliziten Wissen‘. Es würde zumindest die Erkenntnis unterschlagen, dass die drei systemischen Formen des Wissens immer an das pragmatische implizite Wissen gekoppelt ist, man hier also nochmal die Unterscheidung implizit/explicit zur Anwendung bringen müsste. Was man feststellen kann ist jedenfalls, dass es ein ‚rein‘ explizites Wissen nicht geben kann, während implizites Wissen auf der Ebene des Pragmatischen Feldes autonom zu fungieren in der Lage ist.

In Bezug auf das Wissenschaftssystem stellt sich zum Beispiel die Frage, ob Begriffe überhaupt sinnvoll als Wissen bezeichnet werden können. Begriffe vielmehr Begriffszusammenhänge strukturieren das System und leiten Auswahlprozesse auf der operativen Ebenen an. Sie selbst aber sind wiederum zustande gekommen in einem Kommunikationsprozess der selbst gebunden ist an das pragmatisch implizite Wissen. ‚Begriffe‘ selbst, als die publizierten Bezeichnungen bzw. Bezeichnungszusammenhänge sind also im strengen Sinn noch nicht als ‚Wissen‘ zu betrachten; da sie aber selbst angewendet werden müssen, versteht man sie in ihrer Funktion als ‚Fähigkeit‘ (siehe dazu Kap. 6), so sind sie in Verbindung mit dem Wissen (Implizit) durchaus als eine eigenständige Form des Wissens zu verstehen. Bei genauerem Interesse an Fragen im Umfeld des Begriffes des

„Begriffs‘ kommt es aber eben dann mindestens auf die Anwendung der Unterscheidung von Wissen (ST)/Wissen (IMPL) auf die jeweils aufgeworfene Frage an.

Für die Anwendung der Wissenstypologie auf das Wissenschaftssystem ist aus dem bisher gesagten wichtig, dass auf der operativen Ebene des Systems Kommunikationen im Medium der Publikation an Kommunikationen unter Maßgabe des binären Codes wahr/unwahr anschließen. (vgl. dazu Luhmann 1990: 167ff.)

Da sich Wissen in der Konzeption Luhmanns auf die Frage, *wie* selektiert bezieht, betrifft es somit die Möglichkeitsbedingungen des sinnhaften operationalen Fortgangs systemischer Operationen. Wie kommt man von einer Sinnbestimmung zur nächsten? Der Konstitutionsprozess sozialer, also kommunikativer Systeme baut auf der allgemeinen Sinnproblematik und der darauf bezogenen reaktiven System/Umwelt- Differenzsetzung auf. Luhmann sagt nun bezüglich zur Entstehung von Wissen.

„Wir können deshalb vermuten, dass Wissen als Resonanz auf strukturelle Kopplungen des Gesellschaftssystems entsteht. Dabei handelt es sich allerdings nicht um einen feststellbaren Zustand der beteiligten psychischen Systeme (und wenn dies so gesehen wird, ist das schon eine Interpretation), sondern um eine Implikation des Kommunikationsvorganges selbst, um eine mittransportierte Unterstellung, um ein Merkmal der sozialen Autopoiesis.“ (Luhmann 1990: 122)

Beziehen wir das nun auf das Wissenschaftssystem, so sind dessen Selektionen schon auf der operativen Ebene, also dem kommunikativen Anschluss von Publikation an Publikation, implizit qua struktureller Kopplung an die Gesellschaft gebunden. Das Medium der Publikation selbst muss also so auf die Gesellschaft eingestellt sein, so dass es neues Wissen erzeugen kann. Wir haben oben dargestellt, wie dies möglich ist. Hier geht es nun um die Frage der Sonderform des Wissens (OP), das nötig ist, um den kommunikativen Anschluss auf dieser Ebene zu organisieren. Das auf dieser operativen Ebene auf der Basis des Sinnprozesses in jede gesellschaftliche Kommunikation eingehende Wissen ist ein implizites, nicht vollständig explizierbares Wissen.

„Wissen muss, wie Sprachstrukturen, als Voraussetzung mitlaufen und kann thematisch nie voll in der Kommunikation expliziert werden. Alle Prüfungsvorgänge, Vergewisserungen, Begründungen, Widerlegungen müssen daher Ausschnitte mit vagen Konturen bilden, müssen spezifiziert werden; und das hierzu eingeübte Verfahren ist das der Beobachtung zweiter Ordnung, orientiert an der Frage, ob das vorliegende Wissen wirklich gewusst wird oder ob es auf Täuschung beruht.“ (Luhmann 1990: 122f.)

In Bezug auf Funktionssysteme bedeutet dies, dass *dieses* implizite Wissen an der Schnittstelle des Systems zur übrigen Gesellschaft, angesiedelt ist. Es *geht in* das System *ein*, es ist notwendig für seine Fortsetzung, kann aber nicht in der systemspezifischen Kommunikation expliziert werden.

„[...] aber die Kommunikation auf der Ebene zweiter Ordnung ist genauso soziale Kommunikation wie jede andere Kommunikation auch und bleibt daher ebenfalls gebunden in ein Netzwerk impliziten Wissens.“ (Luhmann 1990: 123)

Das heißt, dass in Bezug auf die das wissenschaftliche Kommunikationssystem konstitutive Binärunterscheidung von wahr/unwahr, ein implizites Wissen zugrundeliegt, welches die Kommunikationen als zugehörig spezifiziert, welches ausschließlich im gesamtgesellschaftlichen Kontext explizit kommuniziert werden kann und nicht allein im System selbst, auch nicht auf der Ebene der wissenschaftstheoretischen Reflexivität.

„Die Werturteile ‚wahr‘ bzw. ‚unwahr‘ können nur im Kontext der gesellschaftlichen Autopoiesis kommuniziert werden.“ (Luhmann 1990: 123)

Das explizite Wissen, dass im Wissenschaftssystem als neues, sicheres Wissen als gesellschaftliche Funktion produziert wird, ist nun anderer Art als das implizite Wissen (WISSEN OP), welches die Kommunikationen selbst als systemische zur Geltung bringt. Explizites wissenschaftliches Wissen ist ein Resultat des wissenschaftlichen Kommunikationsprozess, welche durch Begriffe eine identitäre Form erhält.

„Die Begriffsreihe Unterscheiden/Bezeichnen, Beobachten, Beschreiben hat uns schon bis an den Punkt geführt, an dem man von Kondensierung sprechen muss. Damit wird Zeitbindung erzeugt. Dies ermöglicht es uns, Wissen als Kondensierung von Beobachtungen zu bezeichnen.“ (Luhmann 1990: 123)

Gleichzeitig wird sowohl implizites als auch explizites Wissen, an die Gesamtgesellschaft gebunden.

„Hiermit ist zugleich die Unterscheidung vorgestellt, in deren Rahmen wir unseren Ausgangspunkt bezeichnen wollen. Wir behandeln Wissen, und damit auch Wissenschaft, in der Systemreferenz eines sozialen Systems, und zwar der Gesellschaft.“ (Luhmann 1990: 133)

Der Begriff des „Wissens“ wird also dadurch gewonnen, dass Wissen als eingebettet in den allgemeinen Sinnprozess gedacht wird.

„Damit gewinnen wir die Möglichkeit, vorwissenschaftliches und spezifisch wissenschaftliches Wissen durch unterschiedliche Konditionierung der Kommunikation (statt nur durch Rollen, Professionalisierung, Organisation) zu unterscheiden.“ (Luhmann 1990: 133)

Betrachtet man nun spezifische Konditionierungen spezieller sozialer Systeme, ist die Systemreferenz des Gesellschaftssystems die gemeinsame Basis der weiteren Sinnkonditionierungen. Das Gesellschaftssystem wiederum findet seine Basis im allgemeinen Sinnprozess, der immer eine Spezifikation der Welt/Sinn- Differenz nötig hat.

„Wir akzeptieren [...] den „Kuss der Spinnenfrau“. Und alles, was im Folgenden kommuniziert wird, ist Kommunikation in dem System, über das kommuniziert wird. Wir operieren also in dem Netzwerk, das gesponnen wird, indem wir in ihm operieren. Und genau dies ist der Grund für die Wahl eben dieser Systemreferenz. Sie ermöglicht den Mitvollzug ihrer Selbstreferenz.“ (Luhmann 1990: 133f.)

Das sich herstellende Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft beschreibt Luhmann dann wie folgt:

Die Ausdifferenzierung von Wissenschaft führt, mit anderen Worten, zu einem Doppelzugriff der Gesellschaft auf Wissenschaft – nämlich von außen und von innen, über andere Funktionssysteme und über die Sonderautopoiesis des Wissenschaftssystems selber. Nichts anderes ist gesagt, wenn man feststellt, dass gesellschaftliche Differenzierung die Teilsysteme zugleich abhängiger und unabhängiger macht und dass funktionale Differenzierung diese Steigerung an Abhängigkeit und Unabhängigkeit auf die Spitze treibt. Einerseits erfüllt Wissenschaft für die Gesellschaft eine spezifische Funktion, die nur sie, nur sie als Wissenschaft, erfüllen kann. Wir haben diese Funktion als Gewinnen neuer Erkenntnisse ausgemacht. Andererseits gibt die Wissenschaft solche Erkenntnisse als Leistung an andere Funktionssysteme oder auch an das Alltagsleben ihrer gesellschaftlichen Umwelt ab. Denn wie immer die Geschlossenheit operativ hergestellt wird: die Wissenschaft bleibt auf Leistungen der Gesellschaft angewiesen und gibt Leistungen an die Gesellschaft ab. Welche Beschreibungsform immer man aber wählt: Funktion und Leistung setzen einander wechselseitig voraus so wie Geschlossenheit und Offenheit; denn die Leistungen werden ja gerade dadurch möglich, dass eine spezifische Funktion nur in dem Funktionssystem und nirgendwo sonst bedient werden kann. Durch Leistungsverfechtungen sind die Funktionssysteme auf eigentümliche Weise (und von Fall zu Fall sehr verschiedene) Weise in die Gesellschaft eingebunden. So kann es die Wirtschaft von ihrer Eigenlogik her kaum vermeiden, Forschungsleistungen in Produktion umzusetzen, wenn sich dies wirtschaftlich machen lässt; die Konkurrenz zwingt dazu. (Luhmann 1990: 355f.)

Die *spezifische* Form der System/Umwelt – Differenz des Wissenschaftssystems ist an den binären Code von wahr/unwahr gebunden. Dieser Code muss, um ein *gesellschaftliches* Funktionssystem konstituieren zu können, selbstverständlich unabhängig von einer bestimmten Theorie sein.

„Insofern ist es kein Zufall, dass, historisch gesehen, die Ausdifferenzierung eines Wissenschaftssystems, das keiner hierarchischen (ständischen, religiösen, politischen) Kontrolle unterliegt, sondern seine Themen und Kommunikationen selbst wählt, die metatheoretische Abstraktion eines binären Codes erfordert, von dem man zugleich behaupten kann, dass er nirgendwo sonst in der Welt angewandt wird.“ (Luhmann 1990: 309f.)

Auf der *zweiten Ebene der Selbstreferenz* der Wissenschaft befindet sich der zirkuläre Zusammenhang von Theorie und Hypothese. Auf dieser Ebene findet sich auch, die das gesamte Wissenschaftssystem übergreifende Methode des Äquivalenzfunktionalismus (vgl. Luhmann 1991), durch welche die Wissenschaft sich ihre Indifferenz gegenüber ihrer Umwelt sichert. Der Äquivalenzfunktionalismus basiert auf der Umstellung des Problem/Problemlösungszusammenhangs im Vergleich zum Alltagsmodus. Es werden funktional äquivalente Probleme für empirisch sichtbare Lösungen theoretisch gesucht, während die alltagsrelevante Pragmatik dafür sorgt, dass sofern eingespielte Routinen ins Stocken geraten, die konkrete Krisenerscheinung/erfahrung mit darauf bezogenen

Problemlösungsversuchen beantwortet werden. Die Wissenschaft sucht also nach Vergleichsmöglichkeiten, um diese dann als Kommunikationsangebot zu publizieren, während lebensweltlich relevante Lösungen auf die Wiederherstellung der Gewissheits- und Sicherheitsunterstellbarkeit für alltägliche Routinen ausgerichtet sind. Sowohl bei der Leistung der lebensweltlichen Sicherheitsunterstellung, wie bei der Leistung der begrifflichen Wahrheitskommunikation der Wissenschaft befinden wir uns bereits auf der Ebene des Prozesses, für den das Wissen (ST) zuständig ist.

„Das aber heißt: die Wissenschaft kann Wahrheit nicht in Elementaroperationen (Protokollsätzen oder dergleichen) fixieren, sondern nur über eine rekursive Vernetzung ihrer eigenen Operationen sicherstellen. Auflösung und Rekombination müssen mithin als zwei Seiten einer Form, als zwei Seiten einer Unterscheidung gesehen werden, so dass man die Auflösung nur so weit treiben kann, wie Rekombinationsmöglichkeiten in Sicht sind und umgekehrt. Die Form dieser Unterscheidung benötigt keine weitere Realitätsbasis – außer eben in den Operationen des Wissenschaftssystems. Die Funktion der Wissenschaft beruht mithin auf einer möglichen Reorganisation des Möglichen, auf eine Kombinatorik neuen Stils – und nicht auf einer Abbildung des Vorhandenen, auf eine bloßen Verdoppelung der Gegenstände in der Erkenntnis. Das, was die Wissenschaft als Einheit feststellt (zum Beispiel als Ding, als System, als Atom, als Prozess), verdankt seinen Charakter als Einheit dann der Wissenschaft, also dem Begriff, und nicht sich selbst; was nicht ausschließt (und hier kommen unsere eigenen Untersuchungen in den Blick), dass gerade die Wissenschaft Wert darauf legt, bestimmte Phänomene (nämlich autopoietische Systeme) nur unter der Voraussetzung als Einheit zu behandeln, dass man feststellen kann, dass, und wie, sie sich selbst als Einheiten produzieren.“ (Luhmann 1990: 32f.)

Dieser Ebene der rekursiven Begriffsbildungspraxis der Wissenschaft im Modus des Wissens (ST) ist aber die operative Ebene des Wissenschaftssystems als Funktionssystem der modernen Gesellschaft vorgeschaltet, auf der das Problem der Gleichzeitigkeit (siehe Kap. 4.4) aller Weltoperationen bearbeitet werden muss – wie wir gesehen haben, gelingt dem Wissenschaftssystem dies mithilfe seines Mediums, das sodann zugleich als Element fungiert: den Publikationen.

„Auch hier müssen Kondensierung und generalisierend Konfirmierung zusammenwirken. Auch hier kommt es also unter höher geschraubten Ansprüchen an Klarheit und Unterscheidungsfähigkeit erneut zu dieser doppelseitigen Wiederholung, deren letzte Grund darin liegt, dass alle Operationen als kurzzeitige Ereignisse vollzogen werden müssen in einer Welt, in der alles ‚was geschieht, gleichzeitig geschieht. (Luhmann 1990: 109)

Auf der dieser Ebene der operativen Kurzzeitigkeit der Ereignisse sind, wie schon gesagt, die Publikationen angesiedelt. Für unsere Wissenstypologie ist es nun wichtig, *das Wissenschaftssystem zunächst als Gesamtsystem zu betrachten*, über das man auch unabhängig von weiterer interner Binnendifferenzierung sinnvolle Aussagen treffen kann. Nur so wird letztendlich deutlich, wie das Wissenschaftssystem in die Gesellschaft eingebettet ist, und wie auf den jeweiligen Ebenen des Systems Spezialkonditionierung für Vereinfachungen sorgen und dennoch der Kontakt mit und die Funktionserfüllung für das Gesamtgesellschaftssystem möglich ist.

„Wollte man die Schließung von thematischer Konsistenz oder von einem theoretischen Zusammenhang oder von Zugehörigkeit zu einer Liste von Disziplinen abhängig machen, müsste man auf Universalität verzichten und inkonsistente Kommunikationen abweisen. Dann käme es aber im Zusammenhang des Systems laufend zu Inkonsistenz oder Unzuständigkeitserfahrungen, für die keine Möglichkeit kommunikativer Behandlung bestünde, also zu nicht anschlussfähigen, verstümmelten Kommunikationen.“ (Luhmann 1990: 309)

Das Wissenschaftssystem ist, das ist die *allgemeinste* Aussage über dieses System, wie jedes soziale System ein kommunikativ Selbstreferentielles.

„Man könnte einwenden, dass Wissenschaft auf empirisches Wahrnehmen angewiesen sei und dass ein Kommunikationssystem nicht wahrnehmen könne. Richtig! Aber die entscheidende Frage bleibt doch, welche Wahrnehmungen in welchen Zusammenhängen Wissensgewinn oder Wissenskritik ermöglichen, und die Auswahl dieser Wahrnehmungen erfolgt durch Kommunikation.“ (Luhmann 1990: 63)

Wie jede operative Sinnselektion in sich schon aufgrund der radikalen Temporalität die eigene Auflösungstendenz qua Mitvollzug des Re-entrysts zu kompensieren hat, um Anschlussfähigkeit herzustellen, kommt auch den Operationen des Wissenschaftssystems diese Eigenschaft zu. Zudem ist aber das System im Ganzen in einer spezifischen Weise auf eine Auflöse- und Rekombinationspotentialität konditioniert, um seine Funktion für die Gesamtgesellschaft erfüllen zu können. Das Auflösepotential bezieht sich hier nicht nur auf die einzelnen Sinnelemente, sondern die Erkenntnisleistung des Systems im Gesamten ist auf dieses in Bezug auf ihre fremdreferentiellen Gegenstandbestimmungen angewiesen, um neues Wissen produzieren zu können.

„Auch Erkennen erscheint sich selbst dann als wahrscheinlich gewordene Unwahrscheinlichkeit. Und wenn das in dieser Form akzeptiert werden muss, weil man anders kein Gegenstandsverhältnis, das der Auflösung widerstände, gewinnen kann, spricht nichts mehr dagegen, der Wissenschaft die Autonomie eines selbstreferentiellen, operativ geschlossenen Systems zuzusprechen.“ (Luhmann 1990: 331)

Die Wissenschaft selbst ist eingebettet in den Welt/Sinn- Differenzierungsprozess und damit gleichzeitig gesellschaftliche Kommunikation. Ihr Spezifikum besteht darin, selbst Beschreibungen über ihre Umwelt, also Welt/Sinn- Differenzierungsprozesse eingeschlossen, selbst zum Thema zu machen, mit dem Ziel neue Erkenntnisse über diese zu produzieren. Diese Funktion strukturiert die Kommunikation, indem Wahrheit als symbolische Identität als Kommunikationsmedium fungiert. Dazu Luhmann:

„Besser noch lässt sich dieses Resultat mit Hilfe des Begriffs der Wahrheit als eines symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums formulieren. Für die voll ausdifferenzierte Wissenschaft wird die Welt zum lose gekoppelten medialen Substrat, das durch Kommunikationen hypothetisch, also wiederauflösebereit, gebunden werden kann. Die Welt gilt insoweit als das immer weiter auflösbare Gesamt aller Elemente, die je nach Systemreferenz als für das System undekomponierbar behandelt werden müssen. Als mediales Substrat bleibt sie lose gekoppelt, sofern das Substrat die Kontingenz aller Bindungen anzeigt. Das Substrat wird verbraucht, indem die Theorien es vorläufig festlegen, und zugleich wiederfreigegeben („potentialisiert“), indem alle Theorieformen als nur hypothetisch geltend vorgestellt werden. Die Kommunikation von Wahrheit benutzt diese Differenz von

loser und strikter Kopplung, um in der Welt über die Welt (und das schließt ein: über sich selber) zu sprechen.“ (Luhmann 1990: 331f.)

Die Gegenstandsbezeichnungen der Wissenschaft sind im Sinne der Wissenschaftskommunikation konditionierte Beobachtungen, die mit Unterscheidungen operieren, die im System erarbeitet wurden.

„Andererseits setzt jede Informationsverarbeitung, jede Beobachtung dieser Realität Unterscheidungen voraus, die es überhaupt erst ermöglichen, etwas als etwas zu bezeichnen. Diese Unterscheidungen sind stets selbstgemacht, also systeminternes Konstrukt. Alles, was im Anschluss daran als Information behandelt und als so- und – nicht – anders aufgefasst und in irgendeinem Kontext als Einheit akzeptiert wird, verdankt die damit gewonnene Auszeichnung der Beobachtung.“ (Luhmann 1990: 332)

Da das Kerngeschäft der Wissenschaft die Bereitstellung expliziten Wissens bezogen auf bestimmte Gegenstände ist, rückt für dieses System die Frage der (Fremd)Referenz in den Vordergrund. Wie funktioniert Bezugnahme unter Bedingungen der Indifferenz?:

„Die Gründe dafür, dass der Wissenschaft die Welt als kontingent erscheint, sind aber letztlich struktureller Art. Die Kontingenz der Autopoiesis von Wissenschaft, oder genauer: ein Korrelat der systeminternen Differenzierung von Operation und Referenz. Eine voll ausdifferenzierte Wissenschaft wird deshalb, selbst wenn sie Gesellschaft, selbst wenn sie sich selbst analysiert, die Kontingenzthese nicht vermeiden können, sondern allenfalls, unter Übernahme der Beweislast, hypothetisch behaupten können, dass bestimmte Zusammenhänge unter gegebenen Bedingungen notwendig so sind, wie sie sind, weil andere Möglichkeiten (die denknötwendig mitgedacht werden müssen) ausgeschlossen werden können.“ (Luhmann 1990: 333)

Das Instrument, das der Wissenschaft sodann zur Verfügung steht, um diese Aufgabe der gegenstandsbezogenen Erkenntnis nachzukommen, ist die Bildung von Begriffen als Identitäten, die die weiteren wissenschaftlichen Kommunikationen strukturieren und erwartbar machen.

„Das heißt keineswegs, dass die gesamte Sprache der Wissenschaft ausschließlich aus Begriffen bestehe; wohl aber, dass die Wissenschaft nur, wenn und soweit sie Begriffe verwendet und die Begriffsverwendungen eigensinnig (theoretisch) koordiniert, sich aus der gesellschaftlichen Alltagskommunikation ausdifferenziert. Nur an Begriffen kann ein Beobachter Wissenschaft von sonstiger Kommunikation unterscheiden.“ (Luhmann 1990: 124)

Die ‚Gegenstände‘ der Wissenschaft sind dieser in der Form begrifflicher Konstrukte gegeben, die wiederum durch ineinander verschachtelte Differenzen gewonnen werden. Bei Begriffen handelt es sich um explizites (wie oben schon gesehen aber immer, wenn es angewendet werden soll auch an implizites Wissen gekoppeltes) Wissen, deren Bildung aber wiederum in den gesamten Sinn/Welt/Gesellschaft – Zusammenhang integriert ist. Begriffe müssen deshalb, um die eigene Kontingenz und Unbestimmtheit sicherstellen zu können, um damit den Sinnanforderungen nachzukommen, vergleichbar, kritisierbar, falsifizierbar oder auch ignorierbar sein. Dies erreichen sie dadurch, indem diese als spezifische Unterscheidungen von anderen spezifischen Unterscheidungen unterschieden werden können

und dies in Publikationen festgestellt werden kann. Das Wissen (ST) ist somit, um diese Funktion erfüllen zu können, in komplex konditionierte Sinnzusammenhänge eingebettet.

„Begriffe fordern dagegen eine Explikation auch auf der anderen Seite der Unterscheidung, eine Einschränkung dessen, wovon sie unterschieden werden, also zum Beispiel Sein von Schein, Natur von Technik, Zentrum von Peripherie. Dies allein reicht zwar zur Bestimmung der Funktion spezifisch wissenschaftlicher Begrifflichkeit noch nicht aus, aber es klärt, wodurch und wie Begriffsbildung von der Objektwelt (zu der immer auch der Beobachter selbst gehört) abhebt: Sie macht Unterscheidungen unterscheidbar.“ (vgl. Luhmann 1990: 124)

Wissenschaftliche Begriffe müssen untereinander verglichen werden können und zudem müssen sie auf den binären Code des Wissenschaftssystem rückbezogen werden können – es muss festgestellt werden können, ob die jeweiligen begrifflichen Bezeichnungen wahr oder falsch sind, dazu müssen sie in expliziter Form vorliegen und mit geeigneten wissenschaftsinternen Mitteln überprüft werden können. Aber wie gesagt, ist auch implizites Wissen, also vorbegriffliches Wissen notwendig (vgl. dazu auch Luhmann 1990: 125), um Begriffe zustande zu bringen. Dieses ist bezogen auf den gesamtgesellschaftlichen Sinnprozess und spezifiziert sich, indem sich ein Funktionssystem herausbildet, das unter Redundanzverzicht darauf spezialisiert ist, fremdreferentielle kontingente Gegenstandsaussagen zu produzieren. Dieses implizite Wissen ist deshalb nicht einer vorsystemischen Lebenswelt allein zuzuordnen, sondern vielmehr der Selbstreferenz des gesamten gesellschaftlich Welt/Sinn- Differenzierungsprozesse. Die Unterscheidung Lebenswelt/System ist nicht tragfähig, da die Welt in der Form von Gewissheitsunterstellungen sich auch im wissenschaftlichen Alltag zeigt. Also auch dem wissenschaftlichen Kommunikationsprozess, der auf die Explikation fremdreferentieller Gegenstandsbeschreibungen ausgereicht ist und dessen Auflösungsvermögen in der kommunikativen Produktion dieser, selbst wiederum auch auf Sicherheits- und Kontinuitätsunterstellungen angewiesen. Luhmann dazu:

„Es ist wenig sinnvoll, dieses Problem durch die Unterscheidung von Alltag (Lebenswelt) und System zu artikulieren. Wenn die Beobachtung des Wissenschaftlerverhaltens irgendetwas lehrt, so dies, dass auch dort der Alltag vorherrscht und die Vertrautheit mit den Arbeitsbedingungen Kurzverständigungen ermöglicht. Man kann mit anderen Worten, die Unterscheidung von System und Umwelt und alltäglich/unalltäglich nicht zu einer einzigen Unterscheidung zusammenziehen.“ (Luhmann 1990: 125)

Man muss sich hier, will man tatsächlich die Form der wissenschaftlichen Erkenntnisbildung gesellschaftstheoretisch erfassen, das Folgende von Luhmann formulierte Problem ‚auf den Begriff bringen‘:

„Das Problem liegt in der Ausdifferenzierung von alltagstauglichen Sonderbedingungen der Kommunikation, die, wie könnte es anders sein, immer zugleich Gesellschaft und Wissenschaft vollzieht.“ (Luhmann 1990: 125f.)

Wie kommt nun unterscheidungstheoretisch betrachtet, die Begriffsbildung zustande und wie gewinnt diese ihre gleichzeitig spekulative und realitätsbezogene Kraft. Dazu Luhmann:

„Und sie erklärt weiter [die Analyse des Wissenschaftssystem als ein autopoietisches], dass im Vollzug dieses Prozesses ein immer kühneres Konstruieren von Identitäten mit Weglassen und Neuhinzufügen von Unterscheidungen, eine immer weitergehende Abweichungsverstärkung möglich wird, sofern die dafür notwendige Ausdifferenzierung und selbstreferentielle Schließung eines besonderen Wissenschaftssystems gesichert und erhalten werden kann. Um aber dies erkennen zu können, muss man den ontologischen Identitätsbegriff aufgeben und die Analyse von ‚was‘-Fragen auf ‚wie‘-Fragen umstellen. Bezieht man diese Überlegungen auf das Sozialsystem Wissenschaft, lassen sich viele bereits geläufige Forschungen zusammenfassen, auf die wir an verschiedenen Stellen dieser Arbeit ausführlicher eingehen. Erwähnt seien nur: die mit der Ausdifferenzierung des Systems steigende Auflösung – und Rekombinationsmöglichkeit mit entsprechender Abstraktion von Gegenständen; die Externalisierung der Referenzen im Prozess der Forschung, die mehr und mehr explizit vollzogen werden muss in dem Maße, als die Forschung von Methoden und Instrumenten abhängig wird; die Abstraktionsvorgänge beim Übergang von unmittelbarer Beobachtung zur Vorbereitung einer Publikation; das Stabilisieren evolutionärer Innovationen durch Einarbeitung in einen umfassenderen Kontext mit dem Grenzfall der paradigmatischen ‚Revolution‘. Das alles ist Arbeit am Kondensieren und Konfirmieren von Identität und damit Arbeit an Voraussetzungen für weitere Arbeit am Kondensieren und Konfirmieren von Identität und läuft im Ergebnis auf Abweichungsverstärkung hinaus, bezogen auf, alltagsweltliche (normalgesellschaftliche) und wissenschaftliche Identifikationen.“ (Luhmann 1990: 313)

Wie wir oben beschreiben haben, ist Faktizität aus systemtheoretischer Sicht immer an die Kontingenz des Sinnselektionsprozesses gebunden, denn, das was passiert, passiert im Modus der Selektion aus einem (konditionierten) Möglichkeitsbereich als Bezeichnung der einen Seiten einer Unterscheidung. Die Tatsächlichkeit ist nun selbst eine von einer bestimmten wissenschaftlichen Theorie/Kommunikation so beobachtete. Hier entsteht ein Zirkel der nur auflösbar ist, indem man das sinntheoretische Grundpostulat der Selektionsbedürftigkeit aus einem Möglichkeitsbereich als primäres Movens jeglicher psychischer und sozialer Prozesse akzeptiert. Die in der Wissenschaft explizierten Begriffe enthalten die Tatsachen immer nur als die eine Seite der Differenz von Begriff/Tatsache – es gibt hier keine wie auch immer geartete direkte Zugänglichkeit. In diesem Sinn sind Tatsachen und auch Tatsächlichkeit immer Konstrukte des Systems.

„Nur so kann die Einheit von was auch immer produziert und reproduziert werden. Zugleich gilt aber für die Verwendung dieser Begriffe eine systeminterne strukturelle Beschränkung. Sie werden mit dem systemeigenen Schema von Selbstreferenz und Fremdreferenz, von System und Umwelt erfasst. Und das garantiert zugleich, dass das System, auch wenn es nie einen operativen Kontakt zu seiner Umwelt gewinnen kann, sich nicht so leicht verführen lässt, Tatsachen und Begriffe oder Aussagen über die Umwelt mit Aussagen über sich selbst zu verwechseln.“ (Luhmann 1990: 315)

Da das Wissenschaftssystem aus der Perspektive der Systemtheorie eingebettet ist in den allgemeinen Welt/Sinn- Differenzierungsprozess und ein konditionierter Sinnkommunikationsprozess ist, beschreibt Luhmann den Sachverhalt wie folgt:

„Realität‘ indiziert mithin diesen Weltbezug des Systems, und Welt ist für das System alles, was aufgrund der Unterscheidung von System und Umwelt beobachtet wird. Die Gegenstände symbolisieren im System die Offenheit des Systems im Unterschied zur Geschlossenheit des Systems. (Luhmann 1990: 315)

Die Frage der Referenzhaltigkeit der wissenschaftlichen Theorieproduktion ist somit immer schon gebunden an die gesellschaftstheoretische und sinntheoretische Einbettung der wissenschaftlichen Kommunikationsprozesse.

„Mit dem Begriff der Repräsentation fällt die Vorstellung , dass das System Merkmale seiner Umwelt copiert. Auch von Simulation wird man nicht sinnvoll sprechen können, denn auch das setzt eine Analogie voraus. An die Stelle solcher Erkenntnisbegriffe muss die Verstellung treten, dass das System eigensinnig Komplexität aufbaut und dadurch in immer stärkeren Maße unwahrscheinlich, irritierbar, störrisch, enttäuschbar wird. (Luhmann 1990: 317)

Gerade die grundlegende gesellschaftliche Bezogenheit und das daran gebunden implizite Wissen, dass auf eine nicht explizierbare Weise die Systemselektion mitbestimmt, hält aber den realen Bezug der begrifflichen Konstrukte aufrecht.

„Aber wenn es gelingt, die Autopoiesis unter solchen Bedingungen struktureller Komplexität trotzdem fortzusetzen, hat das System darin einen internen Anhaltspunkt dafür, dass es ‚richtig liegt‘, obwohl es nicht wissen kann, wo und wie, da es niemals unabhängig von dem eigenen Umweltentwurf (Fremdreferenz) wird feststellen können, was in der Umwelt ‚an sich‘ der Fall ist. (Luhmann 1990: 317)

Auf der Ebene der Struktur findet sich, wie gesagt, ein zirkulärer Prozess der Entwicklung von Hypothesen aus wiederholbaren Begriffsidentitäten. Das Zustandekommen eines Elementes kann, wie Rainer Schützeichel das Erklärungsmodell der Systemtheorie benennt, in der Form der ‚Kontingenzkausalität‘ beschrieben werden (vgl. Schützeichel 2003: 153). Dabei „werden nicht Faktizitäten auf Faktizitäten gehäuft, nicht historische Tatsachen auf historische Tatsachen bezogen, sondern Ereignisse, Zustände, Strukturen als sinnhafte Selektionen miteinander kombiniert.“ (Schützeichel 2003: 153). Die Quintessenz dieses Konzeptes ist es, dass nicht die Faktizität, sondern die Kontingenz historischer Sachverhalte kausal wirksam ist. (vgl. Schützeichel: 153).<sup>66</sup> An verschiedenen Stellen des Sinn- und Gesellschaftsprozesses gibt es selektive Vorleistungen, die ein faktisch operierendes Element (mit)konstituieren. Der Form nach handelt es sich aber immer um eine Auswahl und Bezeichnung einer Möglichkeit aus einem Möglichkeitsbereich. Wie Rainer Schützeichel in seinen Ausführungen eindrucksvoll belegt, ist sowohl der Gegenstand der Soziologie, also auch die Produktion und Reproduktion sozialer Systeme in der systemtheoretischen Perspektive somit beschränkt auf ‚sinnhafte Beobachtungen‘ (vgl. Schützeichel 2003), also

---

<sup>66</sup> Im Sinne der ‚Kontingenzkausalität‘ verstehe ich auch die Möglichkeit den Handlungsbegriff von Donald Davidson (vgl. Davidson 1998) in Kombination mit dem Dispositionsbegriff von Gilbert Ryle (vgl. Ryle 1969: 153ff.) für eine Pragmatisierung der Systemtheorie fruchtbar zu machen. Der ‚primäre Grund‘ ist in dieser Perspektive dann als ein qua kollektiver impliziter Disposition sinnhaft qua pragmatischem impliziten Wissen selektierter und dann je nach Systemreferenz different konditioniert wiederum mit Hilfe des impliziten Wissens differenzlogisch bezeichnbarer. Die systemischen Handlungszuschreibungen wiederum sind sodann auf den primären Grund bezogene Selektionen, mit der Funktion der Selbstsimplifizierung des Systems, aber mit realer referentieller Bezugnahme auf einen primären Grund als kontingenter Faktizität. (vgl. dazu auch Kap. 7)

der bezeichnenden Selektion aus einem Möglichkeitsbereich. Daraus ergibt sich ein faszinierendes, sehr kleinteiliges Dekompositionsniveau, das der typischen, die Soziologie womöglich konstituierenden Frage, wie soziale Ordnung möglich ist, einen heuristischen Rahmen gibt. Wobei Niklas Luhmann, der Vater der deutschsprachigen soziologischen Systemtheorie, wohl auch nicht alle an dieses Dekompositionsniveau gebundenen Fragen hinreichend gelöst hat; zum Beispiel hat er die Frage, warum genau dieses und kein anderes Element gewählt bzw. konstituiert wurde nicht beantwortet. Welchen Grund gibt es dafür? Die Frage bezieht sich auf den Übergang von einem zum nächsten Element, wie kommt eine konkrete Bezeichnung genau als diese zustande? Was man mit der Luhmannschen Theorie erreichen kann, ist bestimmte Rahmenbedingungen (Konditionierungen) zu bezeichnen, innerhalb derer die konkrete Selektion stattgefunden hat. Vielleicht ist es aber auch zu viel verlangt, ein Erklärungspotential einzufordern, dass exakt die konkrete Sinnbestimmung als eben genau diese zu erklären vermag. Wenn man das Wissen als organisierende Kraft, die zwischen den Elementen wirksam ist, definiert, kommt man aber einen Schritt weiter. Letztendlich, so jedenfalls das Resultat meiner eigenen Überlegungen, kann das konkrete Zustandekommen einer einzelnen konkreten Bestimmung nicht erklärt werden, da für die Bestimmungsprozesse ein Typ des Wissen (Implizit) mitverantwortlich ist, welcher per se nicht vollständig explizierbar ist – und das müsste man einfordern, wenn man das Zustandekommen zeitlich bestimmter einzelner Sinnelemente genau erklären wollte. Aufgrund der nicht vollständigen Explizierbarkeit des kollektiven impliziten Wissen, welches für die Sinnbestimmung auf allen drei Ebenen der Selbstreferenz mit wirksam sein muss, kann eine vollständige Erklärung nicht gelingen, weshalb es sinnvoll erscheint, diesen Anspruch gar nicht erst zu stellen. Jedenfalls kann man aber in Bezug auf die Wissenschaft mit der Systemtheorie feststellen, dass die Hypothesenbildung auf Begriffen fußt, welche wiederum von der Differenz des Gesamtsystems abhängig ist. Hypothesenbildung ist also ein in mehrfacher Weise kontingenter Prozess, und ohne die Bezüge zu den Selektionsproblematiken auf allgemeinem Sinn- und Gesellschaftsniveau nicht hinreichend erklärbar. Die Erklärung der Frage, warum im konkreten Fall genau diese und keine andere Hypothese gewählt wurde, hängt davon ab, wie an den beteiligten Selektionsstellen entschieden wurde. Unter dem Redundanzverzicht in Bezug auf die Lösung des allgemeinen Sinnproblems hat sich in der Gesellschaft das Funktionssystem ‚Wissenschaft‘ etabliert; in dieser Form konditioniert, benutzt es nun eine spezifische Medium/Form- Differenz, welche durch die evolutionäre gesellschaftliche Errungenschaft des Buchdrucks ermöglicht wurde und in der Publikation verwirklicht wird. Die gedruckte Schrift und deren Inhalt selbst, ist

schon die explizite, paradoxerweise temporal sehr flüchtige Form, welche durch die vielfältigen Zitations-, Vergleichs-, Kritik-, und Ignorationsmöglichkeiten schon ihre eigene Kontingenz und Flüchtigkeit als Möglichkeitsbedingung für weitere Anschlussmöglichkeiten zur Verfügung sichtbar hält. So ist der in Schrift und Buchdruck geronnene explizite Sinn, jederzeit qua neuer Publikation *re-symmetrisierbar*, indem neue Sinnbestimmungen neue *Asymmetrien* festlegen.

„Begriffe“ fungieren dann dabei auf der Ebene der Struktur immer im Modus der Unterscheidung Begriff/Tatsache. Sie enthalten damit einen Realitätsindex, der sie zugleich als *Konstrukte* identifizierbar macht und aber immer auch die Möglichkeit der eigenen Falsifizierung oder auch einfach die Möglichkeit, dass sie nicht weiter beachtet werden in ihrem Horizont mit andeuten, allein schon deshalb weil sie publiziert werden müssen und in der Form von weiteren Publikationen Teil der wissenschaftlichen Kommunikation werden können oder eben auch nicht. Da die Wissenschaft ausschließlich aus Kommunikationen besteht, sind auch die publizierten Begriffe potentiell kommunikative Elemente. Die aufgrund der operativen Geschlossenheit ermöglichte Indifferenzfunktion der Wissenschaft führt dazu, dass sich die wissenschaftliche Kommunikation immer „kühnere [begriffliche] Kombinationsmöglichkeiten“ zutraut. Diese Ebene der kommunikativen Begriffsbildungspraxis des Wissenschaftssystems kann man mit Jean Clam auch sinnvoll als „Intellektion“ (vgl. Clam 2002: 31f.) bezeichnen. Auf diese Weise entsteht explizites begriffliches Wissen, welches als Struktur für das Wissenschaftssystem fungiert und gleichzeitig die gesellschaftliche Funktion, neues Wissen zu produzieren, erfüllt.

Auf dieser Ebene geht es um eine Art spekulativer, zu überraschender Erkenntnis führend könnender und kommunikativer Begriffsbildungspraxis, die es erlaubt unter quasi-momenthaften „Realitätsverzicht“ neue Hypothesen zu generieren. Diese Hypothesen erzeugen sodann Erwartungen in Bezug auf zukünftige Bestätigung oder Ablehnung. In diesem Sinne strukturieren sie das Forschungshandeln. Die Frage, die sich nun stellt ist, wie nun, wenn das Wissenschaftssystem als ein operativ geschlossenes System konzipiert ist, die Hypothesen an der Realität getestet werden können. Hier tritt, wie dies Luhmann auch beschreibt (siehe oben) nun die Referenzfrage in den Vordergrund. Die Hypothesen, die ja unter Realitätsverzicht formuliert wurden, sollen nun auf ihre inhaltliche Referenzhaltigkeit geprüft werden. Hier kommt nun neben der qua Intellektion generierten Erwartungsstruktur, die Frage der *Realitätserfahrbarkeit* der Wissenschaft ins Spiel.

Auf dem Niveau der Expliztheit der Begriffe allerdings ist der Gegenstandbezug – „die Realität“ – immer „nur“ im Modus der fremdreferentiellen Bezugnahme mithilfe von

Unterscheidungen zu haben, die aber auch stets an die konstituierende Differenz von System/Umwelt qua Systemkommunikation gebunden sind. An dieser Stelle sollte man sich daran erinnern, dass diese Unterscheidung schon einem allgemeinen Sinn/Welt- Prozess entstammt und somit die Absturzgefahr in einen nicht einmal momenthaft zu überwindenden radikalen Konstruktivismus und auch einer Lesart der Systemtheorie als durchweg radikal konstruktivistisch zu vermeiden. Die folgende Beschreibung von Luhmann ist auch nur adäquat vor diesen Hintergrund zu verstehen – wenngleich Luhmanns Formulierungen oftmals den Eindruck erwecken (wie vielleicht auch das folgende Zitat), dass er selbst diese Fallstricke nicht ordentlich sichtbar gemacht hat.

„Der Ausweg ist klar: man kann als Realität nur das bezeichnen, was auf eben diese Differenz Bezug hat. In systemtheoretischer Terminologie heißt dies: Realität ist die Differenz von System und Umwelt, als Umwelt in Differenz zum System und System in Differenz zur Umwelt. Der Begriff der Realität bezeichnet, mit anderen Worten, im Kontext der Systemtheorie das Korrelat einer Beobachtung von Beobachtungen, die sich der Unterscheidung von System und Umwelt bedient. Hieraus folgt nicht zuletzt, dass die Wissenschaft unter dem Gesetz einer Unterscheidung von Selbstreferenz und Fremdreferenz operiert und im Laufe der Zeit lernt, eine Verwechslung von Begriffen und Tatsachen zu vermeiden [...] In diesem Sinne steigert die Ausdifferenzierung eines selbstreferentiell- geschlossenen Systems Offenheit und Geschlossenheit, Abhängigkeit und Unabhängigkeit in Bezug auf das, wovon das System sich selbst unterscheidet. Auf lange Frist kann man erwarten, dass damit auch das Auflöse- und Rekombinationsvermögen der Wissenschaft zunimmt und damit ihre Fähigkeit zu technischen Konstruktionen, die nicht auf einer Copie der ‚Natur‘ beruhen.“ (Luhmann 1990: 318)

Die Fiktionalität der wissenschaftliche Redeweise, ohne die ständige Mitführung des ‚Als-ob‘-Charakters ihrer Aussagen, hat den Zweck auch in der Wissenschaft Sicherheitsunterstellungen fungieren zu lassen, ohne die auch kein wissenschaftlicher Alltag möglich wäre, gesamtgesellschaftliche gesehen, ist dies aber möglich, weil ja die Wissenschaft als selbstreferentieller Zusammenhang auf der Selbstreferenz von Gesellschaft und Sinn basiert, womit die Absturzgefahr in einen durchgehenden radikalen Konstruktivismus vermieden wird. Dazu Luhmann:

„In einer etwas elaborierteren Begriffssprache könnte man daher auch sagen, dass Tatsachen die Außenwelt, gesehen von innen, repräsentieren; dass sie die Ergebnisse der Irritation des Systems fixieren, die auf Grund einer strukturellen Kopplung des Systems mit der Umwelt anfallen; oder auch: dass der Begriff der Tatsache die strukturelle Kopplung des Wissenschaftssystems mit seiner Umwelt im System repräsentiert, so dass das System mit Hilfe dieses Begriffs für Zwecke interner Kommunikation davon ausgehen kann, dass es sich nach den Gegebenheiten seiner Umwelt richte, und dabei vergessen kann, dass dies nur dank der selbstreferentiellen Geschlossenheit des Netzwerkes der eigenen Operationen möglich ist. Und es kann dies vergessen, weil es ohnehin nicht zu ändern ist.“ (Luhmann 1990: 288f.)

Das systemtheoretische Interesse an den Kontingenzen und konditionierten Bestimmungen von Sinnelementen ist wiederum bedingt durch eine spezifische Begriff/Tatsachen- Differenz, die Faktizität als einen prozesshaften Vorgang beschreibt, der bei jeder Sinnbestimmung Selektionen erforderlich macht. Diese Form der ‚Tatsächlichkeit‘ ist ein wissenschaftliches Konstrukt, welches als grundlegendes Credo den Begriff der ‚Möglichkeitenvielfalt‘ in

Anspruch nimmt, um die systemtheoretische Theorieproduktion überhaupt erst in Gang zu bekommen. Auch dies ist eine kontingente Wahl, die man kritisieren kann.

Für die systemischen konditionierten Selektionsprozesse ist es notwendig, dass „gesellschaftliche[...] Prämissen“ (Luhmann 1990: 359) mitlaufen, die nicht geprüft, d.h. explizit kontrolliert in den Auswahlprozess eingehen können. Aber auch dies sind Sinnverweisungen, die implizit bei den konkreten zeitpunktbezogenen Selektionsprozessen wirksam sind. Die Indifferenzfunktion, die mit der operationalen Schließung der Systeme einhergeht, schließt dies nicht aus, vielmehr gibt es notwendig erforderliche Bedingungen, die das System zwar nicht rekursiv mitverwendet, die aber dennoch als Möglichkeitsbedingungen wirksam sind. Das jeweils ‚Vorsystemische‘ geht also ins Systemische ein, ohne die rekursiven Sinnbildungsprozesse direkt zu beeinflussen. Hier kommt es nun allerdings zu (scheinbaren?) Widersprüchen, denen wir nachgehen müssen.

Luhmann definiert den Prozess der Systemschließung wie folgt:

„Mit der These der operativen Geschlossenheit durch rekursive Vernetzung der Operationen wird also nicht bestritten, dass es eine Umwelt gibt. Im Gegenteil: es handelt sich um eine Aussage über das Verhältnis von System und Umwelt, um eine Aussage über den (nur im System möglichen) Prozess der Grenzziehung. Das Problem liegt in der genauen Bestimmung der Art von Operationen, mit denen das System sich schließt, indem diese Operationen nur im System und nur aufgrund einer rekursiven Vernetzung mit anderen Operationen desselben Systems produziert werden können“ (Luhmann 1990: 276)

Handelt es sich nun also bei der systemtheoretischen Konzeption des Verhältnisses von Offenheit und Geschlossenheit, um eine entfaltbare Paradoxie oder einen logisch-begrifflichen Widerspruch. (vgl. dazu die Ausführungen in Kap. 4.) Eine genauere Betrachtung des Systemgrenzziehungsprozesses hilft bei der Antwortsuche weiter:

„Grenzen können für diese Funktion des Trennens und Verbindens als besondere Einrichtungen ausdifferenziert werden. Sie nehmen dann genau diese Funktion durch spezifische Selektionsleistungen wahr. [...] Neben der Konstitution von systemeigenen Elementen ist demnach die Bestimmung von Grenzen das wichtigste Erfordernis der Ausdifferenzierung von Systemen. Grenzen können als hinreichend bestimmt gelten, wenn offen bleibende Probleme des Grenzverlaufs oder der Zuordnung von Ereignissen nach innen und außen mit systemeigenen Mitteln behandelt werden können – also wenn ein Immunsystem die eigene Operationsweise benutzen kann, um im Effekt zwischen intern und extern zu diskriminieren oder wenn das Gesellschaftssystem, das aus Kommunikationen besteht, durch Kommunikation entscheiden kann, ob etwas Kommunikation ist oder nicht.“ (Luhmann 1987: 53f.)

Bezogen auf das Wissenschaftssystem und unter Berücksichtigung dessen Eingebettetheit in den allgemeinen Sinnprozesse und Gesellschaftsprozess können wir diese Frage genauer unter die Lupe nehmen.

„Wenn sich aufgrund des Kommunikationsmediums Wahrheit und in Orientierung an dessen Code wahr/unwahr ein Wissenschaftssystem in diesem Sinne ausdifferenziert, entsteht es also autonomes System. Die Werte wahr/unwahr können dann, wie immer die Umwelt aussieht, nur in diesem System vergeben werden [...] Akzeptiert man die These, dass das System durch seinen Code, seine Leitdifferenz, definiert ist und dass nur so eine eigene Autopoiesis in Gang kommt, muss man zugleich die Zirkularität als Form der Herstellung systeminterner Zusammenhänge akzeptieren. Dies einmal angenommen, kann man sehr wohl von historischen

Abhängigkeiten und von internen Symmetrieunterbrechungen sprechen; aber man muss mitsehen, dass solche Unterbrechungen *Re-symmetrisierungen* nie endgültig, sondern allenfalls vorläufig blockieren können.“ (Luhmann 1990: 292, 295f., kursiv M.G.)

Und:

„Erst auf Grund dieser selbstreferentiellen und dadurch autonomen Geschlossenheit kann das Wissensinteresse transformiert und auf Interesse an neuem Wissen konzentriert werden; und erst dadurch erhält Wissenschaft die für sie spezifische Funktion. Man muss sich die Unwahrscheinlichkeit dieser Suche nach neuem Wissen vor Augen führen. Zunächst spricht ja alles dagegen: das Interesse an der Zuverlässigkeit des Wissens und vor allem auch die schriftliche Fixierung, die gerade dazu dient, Wissen festzuhalten. Und wie soll man von Wissen ausgehen, wenn das Ziel ist, den Ausgangspunkt zu variieren? Gerade diese evolutionäre Unwahrscheinlichkeit erklärt jedoch, dass, will man darüber hinausgehen, besondere Vorkehrungen erforderlich sind. Zu ihnen gehören Überschussproduktion und Selektion und Organisation dieser Differenz: Systembildung. Um Überproduktion von Wissen zu ermöglichen und im Volumen des Angebots dann altes und neues Wissen unterscheiden zu können, ist die Druckpresse eine unerlässliche Voraussetzung. [...] Als neu zählt, was erstmals publiziert wird – Druckpresse als Basis der Schließung des Systems (Luhmann 1990: 296)

Wie sind nun „Re-symmetrisierungen“ möglich, will man diese als Offenheit des Systems für seine Umwelt verstehen? Diese müssten sodann auch den binären Code von wahr/falsch transzendieren können, und wissenschaftliche Selektionsprozesse an die Umgebung des Wissenschaftssystems anschließbar machen können. Ist dies möglich, wenn man die Grenzziehungsfunktionen immer an systemeigene Elemente binden muss? Im Falle des Wissenschaftssystems müsste dann die Offenheit für Re-symmetrisierungsprozesse im Medium der Publikation selbst begründet liegen, da die systeminternen Grenzen ja dann auch für deren ‚Verbindung‘ nach außen zuständig wären. Luhmann bindet zwar, wie oben gezeigt, die Operationen des Wissenschaftssystems an gesellschaftliche Vorgaben. Die Frage ist nun aber, ob Luhmann seinen Anspruch, die Eingebettetheit aller Sinnoperationen in die Selbstreferentialität von Sinn und damit in den allgemeinen Sinn/Welt-Prozess konsistent beschreiben kann, wenn er die Grenzziehungsprozesse konsequent innerhalb des Systems verortet? Wie genau ist dann eine Re-symmetrisierung im Sinne eines Kontaktes der konkreten Sinnoperationen mit dem Sinn/Welt- Ausdifferenzierungsprozess vorstellbar? Meines Erachtens kommen wir hier, folgen wir ausschließlich der orthodoxen systemtheoretischen Konzeption an eine begriffliche Grenze, die unsere weiteren Untersuchungen blockieren würde. Es kommt nämlich in deren Folge, bei der Frage nach der Irritierbarkeit der kommunikativen Genese der begrifflichen Systemkonstrukte zu konzeptionellen Problemen, wenn es um die Frage der Referenzhaltigkeit der hypothetisch gebildeten Aussagen und damit auch der Falsifizierbarkeit derselben kommt. Im Folgenden versuche ich zu zeigen, dass hier eine Ergänzung um einen pragmatistisch inspirierten Begriff des impliziten Wissens die systemtheoretische Konzeption in derart modifizieren kann, dass verständlich wird, wie es zu Transformationen des kommunikativen

Hypothesenbildungsprozess kommen kann, der bedingt ist durch eine pragmatische Bezugnahme auf von außen kommende reale Referenzen.

Der zu integrierende Begriff des ‚impliziten Wissens‘ erhält seine soziologische welterschließende Leistungsfähigkeit vor allem dadurch, dass er sich auf Kollektiverfahrenen bezieht und in der Lage ist die Dynamik sozialen Wandels beschreiben zu können. Wir befinden uns hier an einem autologischen Dreh- und Angelpunkt: Ein so gefasster Begriff des impliziten Wissens ist sowohl ausschlaggebend für das Verstehen wissenschaftlicher Forschungspraxis, als auch ein wesentlicher Bestandteil des Gegenstandsbereichs der Soziologie. An dieser Stelle ist in Erinnerung zu rufen, dass das Wissenschaftssystem in systemtheoretischer Perspektive als Lösung des allgemeinen Sinnproblems in Bezug auf die Gesamtgesellschaft eine spezifische Funktion übernimmt. Unter der Bedingung des Redundanzverzichts produziert es neues und sicheres Wissen als Leistung für andere Bereiche der Gesellschaft. Um dies operational leisten zu können, verwendet es die Differenz von System und Umwelt (in dreifach verschachtelter Weise), um konditioniert Wahrheitskommunikation prozessieren zu können. Wie wir gesehen haben, erfordert das Prozessieren von sinnhafter Selektivität immer Differenzsetzung, um anschlussfähige Elemente produzieren zu können. Bei der Frage, wie ein qua System/Umwelt- Grenze operational geschlossener Kommunikationsprozess Erfahrbarkeit der Realität außerhalb dieses Zusammenhangs herstellen kann, *sollte sich die Antwortstrategie deshalb auf mögliche Differenzkandidaten beziehen, die es erlauben eine erfahrungsmäßige Irritierbarkeit des Kommunikationszusammenhangs innerhalb des Gesamtsinnzusammenhangs verständlich zu machen.*

Wie können systemische Erwartungsstrukturen von der Realität derart irritiert werden, so lautet die allgemeine konzeptionelle Frage, so dass mit einer Antwort auf diese daran anschließend auch erklärt werden kann, wie die im Wissenschaftssystem gebildeten Hypothesen falsifiziert werden können. (vgl. dazu Popper 2005: 54) *Wir stellen hier die These auf, dass um in den sinnhaften gesellschaftlichen Selektionsvorgang eingebettet, wissenschaftliche Erfahrbarkeit hergestellt werden kann, das Wissenschaftssystem auf eine Differenzverarbeitung von Erfahrung und Erwartung angewiesen ist.*

Der für uns interessante Begriff der ‚Erfahrung‘ taucht einerseits auf, wenn soziale Transformationsprozesse erklärt werden sollen (vgl. dazu zum Beispiel Collins 2012), zum anderen tritt er dort auf wo spezifische Gruppenintuitionen eine Rolle spielen bei der Anwendung wissenschaftlicher Techniken (vgl. zum Beispiel Kuhn 1967). Dabei bleibt zu beachten, dass der Sinnprozess im gesamten als ein selbstreferentieller Differenzsetzungs-

Prozess zu verstehen ist, während die Trägerschaft des impliziten Wissens beschränkt ist auf spezifische Kollektive. Wir können dies nun so formulieren:

Wissenschaftliche Kommunikation ist eine Spezifikation des gesellschaftlichen Sinnprozesses. Dessen funktionale Spezifikation (Ausdifferenzierung), sowie seine Leistungsbezüge zu anderen gesellschaftlichen Bereichen (strukturelle Kopplungen) sind nur auf der Basis der Einbettung in den Gesamtsinnprozess und seine darauf bezogenen spezifischen Konditionierungen zu verstehen. *„Erfahrung“ ist dabei ein Aspekt der Spezifikationsleistung des kommunikativen Sinnprozesses, welcher an der wichtigen Funktionsstelle der Integration von pragmatischem Feld und operativ geschlossenen Systemprozessen angesiedelt ist und als Komponente der Differenz von Erfahrung und Erwartung im Systemprozess intern wirksam wird. So gesehen ist der Grenzziehungsprozess nicht wie Luhmann dies beschrieben hat, als rein interne Systemleistung zu verstehen, sondern steht in ständigen Kontakt zu von außen kommenden qualitativen Erfahrungsgehalten.*

Sodann spielt bei der wissenschaftlichen Kommunikation immer auch das implizite Wissen in der Form der Gruppenintuition eine Rolle und zwar auf allen drei Ebenen der Selbstreferenz. Das pragmatische Feld spielt also auch innerhalb des wissenschaftlichen Kommunikationsprozesses eine wichtige Rolle. In jede einzelne wissenschaftliche Kommunikation (Publikation) ist diese als Selektionsbedingung an den vier Selektionsstellen der Kommunikation enthalten.

Die allgemeine Sinnproblematik, den Druck des Möglichkeitsüberschusses zu reduzieren, wird durch Differenzsetzung gelöst. Die drei Ebenen des Systems benutzen je eine spezifische Differenz von System und Umwelt, um ihre Selektionsleistung zu vollziehen. Die Komplexität des primären Möglichkeitsfeldes ist gegeben mit der Weltkomplexität aus der qua Differenzbildung Möglichkeiten gewählt und der weitere Prozess konditioniert wird. Die folgenden Überlegungen, drehen sich um die Frage, ob bei der Beschreibung von Systembildungsprozessen es ausreicht, von einem abstrakten Begriff der Weltkomplexität auszugehen, oder es vielmehr sinnvoll ist, von einem den Systemen vorgeschalteten pragmatischen Feld auszugehen, das eigenständige Selektionsleistungen erbringt, auf die dann bei der Systembildung wiederum zurückgegriffen werden kann. An die Ausführungen Luhmanns anschließend, überprüfe ich, ob es sinnvoll sein kann, den Systembildungsprozess als Grenzziehungsvorgang zu verstehen, der nicht zuallererst mit der *Differenz* von System und Umwelt zu beobachten ist, sondern es vielmehr die *Differenz* von Erwartung und Erfahrung ist, die je spezifische System/Umwelt – Grenzziehungen erst ermöglicht. Ich folge

dabei der Vorgabe Luhmanns, dass Systembildung (= Einsatz von Differenzen) eine Reaktion auf die allgemeine Sinnproblematik ist. Welche Folgen hat sodann die Integration des pragmatischen Feldes zur Beschreibung der Systembildungsprozesse für die Frage nach der Indifferenzfunktion der Systeme gegenüber ihrer Umwelt? Ist das System auf all seinen Ebenen absolut indifferent gegenüber seiner Umwelt oder hat der Einbau der Differenz von Erfahrung/Erwartung Konsequenzen für diese Konzeption? Im Wissenschaftssystem ist es ja gerade der Redundanzverzicht in Bezug auf Sinn und Gesellschaft, der die funktionale Spezifikation des Systems ermöglicht, nämlich neues Wissen zu generieren. Und dies wird ja gerade dadurch ermöglicht, indem sich das System qua operationaler Schließung von der Umwelt abschottet, indifferent macht, um so die Varianz möglicher Begriffskombinationen zu ermöglichen, ohne von der Umwelt in diesem Prozess eingeschränkt werden zu können. Verändert sich die Sichtweise auf das Wissenschaftssystem, wenn man die Differenz von Erfahrung und Erwartung mit in die Theoretisierung des Systembildungsprozess integriert? Um diese Fragen beantworten zu können, ist es notwendig, die Funktion der Differenz von Erfahrung und Erwartung beim Konstitutionsprozess der Systeme genau zu beschreiben. Ist diese Differenz vielleicht eher eine Vorsystemische oder ist diese beim Systembildungsprozess direkt beteiligt? Und wenn ja, wie genau. Welche Rolle spielt diese sodann auf den drei verschiedenen Ebenen des selbstreferentiellen Prozessierens?

Die Systeme sind ein operativer, prozesshafter Zusammenhang von drei differenten System/Umwelt- Beziehungen. Im Wissenschaftssystem ist schon auf der Ebene des operativen System/Umwelt- Verhältnisses im Sinnmedium – also in den lose gekoppelten Elementen - das Auflöse- und Rekombinationsvermögen wissenschaftlicher Wissensproduktion in der Publizierbarkeit und –Notwendigkeit sichtbar und somit die Form der wissenschaftlichen Autopoiesis als spezifisch konditionierter Selektionsprozess bestimmt. Wie wir gesehen haben, korrelieren mit den drei Ebenen der systemischen Selbstreferenz je spezifische Formen des Wissens. In diesem Kapitel wird der Frage genauer nachgegangen, ob die mit dem Luhmannschen systemtheoretischen Instrumentarium konzipierbaren Formen des Wissens allein ausreichen, um die systemische Produktion der Elemente zu organisieren. Inwiefern spielt die Form des Wissens (Implizit) eine Rolle bei der Reproduktion der Elemente auf den verschiedenen Ebenen? Und inwiefern ist dieser Wissenstyp sodann mit der Differenz von Erfahrung und Erwartung gekoppelt? Wie diese Differenz wiederum mit der Differenz von System und Umwelt?

Wenn die drei Ebenen der systemischen Selbstreferenz ihre je eigene System/Umwelt – Differenz verwenden, um ihre Operationen zu organisieren, so ist es sinnvoll auch von drei

differenten Typen des Wissens zu sprechen, das auf der jeweiligen Ebene das ‚Wie‘ der Selektionen organisiert (siehe weiter oben). Auf der operativen Ebene des Systems ist das Wissen (OP) dafür verantwortlich die *Elemente zu relationieren*. Im Fall des Wissenschaftssystems geht es hierbei darum, die wissenschaftlichen Resultate in Publikationen darzustellen und an diese per Zitation in weiteren Publikationen anzuschließen. Schon auf dieser Ebene schließt sich das Wissenschaftssystem operational ab, was heißt, dass die Relationierung der Operationen ausschließlich auf den Modus der wissenschaftlichen Publikation zu reagieren haben. Genau durch diese operationale Geschlossenheit kann das Wissenschaftssystem seine gesamtgesellschaftliche Funktion erfüllen. Das organisierende Wissen auf dieser Ebene ist dafür aber blind; es ist fokussiert allein auf den Anschluss von Publikation an Publikation. Das Wissen auf dieser Ebene interessiert sich nicht für Fragen der Nützlichkeit des in den Publikationen dargestellten Wissens. Die Indifferenzfunktion der modernen Wissenschaft ist nach Luhmann und in der Folge nach Stichweh (vgl. Stichweh 2013a: 47ff.) schon auf dieser Ebene gesichert, was die spezifisch wissenschaftliche konditionierte Selektivität ermöglicht, also neues Wissen im Modus des Redundanzverzichts unter den Bedingungen des wissenschaftsspezifischen Auflöse- und Rekombinationsvermögens zu produzieren, welches das Medium Sinn qua seiner Elemente, den Publikationen bereitstellt. Und genau durch die Autonomie dieses Prozesses erfüllt das Funktionssystem Wissenschaft seine gesellschaftliche Funktion. Somit ist das Wissen (OP) also basal an die Konditionen der Wissenschaft als gesellschaftliches Funktionssystem gebunden, indem es bezogen sein muss auf den Charakter der Publikationen. Es ist also sodann mit der *systemeigenen* Überschussproduktion von Sinn verbunden, indem es durch die Kontingenzeffekte der Publizierbarkeit zu einer für das Wissenschaftssystem typischen Organisation von Komplexitätsreduktion für die konkrete Sinnelementbestimmung gezwungen ist. In Bezug auf das Wissenschaftssystem ist diese Ebene der Selbstreferenz die basale, auf die die beiden anderen letztendlich ‚in the long run‘ immer bezogen sein müssen. Die Publikationen sind für das Wissenschaftssystem der ‚Berg‘, der das Schicksal der ‚Bergsteiger‘ bestimmt, und nicht umgekehrt. Wie ist nun das Wissen geartet, dass notwendig ist, um auf der Ebene der Publikationen, welche ja als selbstständige Ebene der Selbstreferenz gelten kann, die Relationen dieser zu organisieren? Inwiefern spielt hier auch das Wissen (Implizit) eine tragende Rolle? Und wie ist dieses sodann verbunden mit der Ebene der Systemstruktur?

Auf der Ebene der Struktur sind es die geronnenen Identitäten, die als Programme der Wissenschaft in der Form des Zusammenspiels von Theorie und Methode den

Erkenntnisprozess organisieren. Wenn man diese Ebene als zweite eigenständige Selbstreferenz des Gesamtsystems begreift, stellt sich die Frage nach der Einheit des Wissens (ST), welche hier für die Organisation der Anschlüsse zuständig ist. Im Anschluss an Jean Clams Begriff der ‚Intellektion‘ (vgl. Clam 2002: 31f.), möchte ich betonen, dass man auch auf dieser Ebene die *kommunikative* Organisation der Selbstreferenz der sozialen Systemen in Betracht ziehen muss. D.h., dass es sich auch bei der Begriffs- und Theoriebildungspraxis um eine kommunikative Angelegenheit handelt, und auch hier die psychischen Systeme im Modus der doppelt doppelten Kontingenz am kommunikativen Prozess als Möglichkeitsbedingung desselben beteiligt sind. Was bedeutet nun Autonomie und Indifferenz auf dieser Ebene? Die kommunikative Begriffsbildungspraxis ist unabhängig von der Realität anderer gesellschaftlicher und nicht- gesellschaftlicher Bereiche – wie immer spielen diese als Möglichkeitsbedingung eine Rolle. Bei Luhmann läuft die ‚Intellektion‘ auf dieser Ebene sodann auch indifferent gegenüber diesen Möglichkeitsbedingungen ab – genau hierin und im Zusammenspiel mit der Publikationsnotwendigkeit der Resultate derselben, sieht er die Autonomie des Wissenschaftssystems begründet. Wie verhält es sich mit dem Indifferenzpostulat, wenn man in der Perspektive der pragmatistischen Fortführung der Systemtheorie, die Kopplung von implizitem Wissen mit dieser Ebene der Selbstreferenz betrachtet? Wie ist das Zusammenspiel des Wissens (ST) mit dem Wissen (OP) organisiert und welche Rolle spielt dabei das Wissen (Implizit)?

Auf der dritten Ebene der Selbstreferenz reflektieren sich die Prozesse des Gesamtsystems selbst und es kommt zu expliziten Selbstbeschreibungen. Auf dieser Ebene der Selbstreferenz haben die Wissenschaftstheorie und die Wissenschaftssoziologie ihren Platz. Auch diese operieren autonom, indem sie ihre Selbstreferenz eigenständig mit einem eigenen Wissenstyp – Wissen (REF) – organisieren. Aber weil es keine Instanz geben kann, die die Gesellschaft bestimmen kann, kann diese Ebene auch nicht die Wissenschaft bestimmen. Die Gesellschaft bestimmt sich selbst und die Funktion der Wissenschaft ist auf diese Selbstreferenz bezogen – die Publikationen sind dabei das Medium und gleichzeitig die Elemente des Wissenschaftssystems, durch welche die Wissenschaft ihre Funktion in Bezug auf die Gesellschaft organisieren kann. Damit ist aber nicht gesagt, dass es bei wissenschaftstheoretischen Selbstbeschreibungen, dem Charakter nach also nachträglichen Beschreibungen, nicht auch Einflüsse auf die anderen Ebenen der wissenschaftlichen Selbstreferenz geben könnte, aber auch Selbstüberschätzungen auf dieser Ebene sind qua Kopplung an die psychischen Systeme nicht ausgeschlossen und können vor allem in wissenschaftstheoretischen Texten immer wieder bewundert werden.

## 8.6 Definitivisch - begriffliche Abgrenzungen des Wissens (Implizit)

Für die Konfrontation der anhand der Luhmannschen systemtheoretischen Konzeption gewonnenen Wissenstypologie ist nun eine Form des ‚Impliziten Wissens‘ interessant, welches zuständig ist für die Organisation *sozialer Dynamik allgemein*. Um über die Frage, welche Eigenschaften man diesem Wissenstyp zuordnen kann/sollte, zu kommunizieren, ist aktuell eine eigenständige Debatte im Gange<sup>67</sup>. Im Folgenden werde ich zunächst ein Konzept dieser Form des Wissens – Wissen (Implizit) - aus einer Kombination verschiedener Eigenschaften, wie sie in den Konzepten von verschiedenen Autoren vorkommen, generieren, um eine geeignete Konfrontation und Ergänzung mit der aus den systemtheoretischen Grundlagen gewonnenen Wissenstypologie (Wissen (OP), Wissen (ST), Wissen (REF)) durchführen zu können. Die entscheidenden Fragen des Theorievergleichs und der Synthese werden in dieser Arbeit sein, *inwiefern* dieser Wissenstyp eine Rolle innerhalb des Wissenschaftssystems spielen kann und inwieweit die gewonnenen Erkenntnisse auf systemische Elementproduktion zu generalisieren sind. Zum zweiten geht es bei dem Vergleich auch um die Frage, inwiefern und ob dieser Wissenstyp eine eigenständige nicht-systemische Rolle für die Konstitution und Reproduktion von Sozialität spielt. Stehen sich die aus der Luhmannschen Theorie gewonnen Typen des Wissen und dieser Typ des impliziten Wissens konträr gegenüber oder ist eine Theorieintegration möglich?- so lautet die abschließende Frage unseres Vergleichs.

Ein für unsere Untersuchung besonders interessanter Aspekt dieser Form des Wissens, ist, dass es auf der Ebene des Impliziten schon eine Differenz von Erwartung und Erfahrung integriert, und in praktisch sozialen Bezügen dazu in der Lage ist, Erwartungsabweichungen auch implizit zu sanktionieren, was anhand der Form des praktischen Anschlusses auf impliziter Ebene Wirkungen zeitigt. (vgl. dazu Renn 2006a: 283ff.) In Bezug auf die Wissenstypologie ist es interessant zu analysieren, welche Rolle dieses Wissen auf den differenten Ebenen der systemischen Selbstreferenz spielt und darüber hinaus, welche Rolle es evtl. bei der Integration dieser Ebenen miteinander einnimmt. Wie und von wem wird das Wissen (ST) für die Funktion des Wissens (OP) vermittelt und inwiefern wird oder kann dabei auch Wissen (REF) in Anspruch genommen werden?

---

<sup>67</sup> Siehe dazu Loenhoff (2012) und Gubo (2013)

Über diese Frage der Integration in die systemtheoretische Wissenstypologie hinaus stellt sich dann die Frage, ob man anhand dieses Wissenstyps (Wissen (Implizit)) eine weitere integrative Einheit – nämlich über dieses Wissen zusammengehaltene Forschungsgruppen/milieus - innerhalb des Wissenschaftssystems postulieren kann. Während Thomas Kuhn (vgl. Kuhn 1976) wissenschaftliche Gemeinschaften zum Explanans der Dynamik der Wissenschaften schlechthin hypostasiert, geht es uns hierbei von Anfang an um die Frage der *spezifischen Art* der *Integration* dieser in das Wissenschaftssystem – schon deshalb, weil wissenschaftliche Gemeinschaften sich über wissenschaftliche Probleme konstituieren und diese nicht die Funktion der Wissenschaft für die Gesellschaft erklären können bzw. diese Probleme und Problemzusammenhänge nicht in der Lage sind die Wissenschaft im Gesamten gesellschaftlich zu integrieren. Deshalb kann der wissenschaftliche Fortschritt auch nicht primär an der Entwicklung wissenschaftlicher Gemeinschaften abgelesen werden, sondern es müssen die Kommunikationszusammenhänge selbst in den Blick genommen werden. (vgl. dazu Stichweh 2013b)

Wissenschaftliche Milieus sind mit dem Bearbeiten von wissenschaftlich relevanten Problemen befasst, allerdings darauf weist auch Rudolf Stichweh hin, können diese Probleme und deren Bearbeitung, nicht die Wissenschaft als Funktionssystem in die Gesamtgesellschaft integrieren.

„Evolution von Wissenschaft ist vor allem auch eine Evolution ihrer Probleme. Wissenschaft gibt nicht etwa auf eine Ausgangsfragestellung immer genauere und bessere Antworten, vielmehr ersetzt sie ständig ihre Ausgangsfragestellung durch neue Problemformulierungen, die am Anfang noch gar nicht gedacht werden konnten. Ein neues wissenschaftliches Problem zu stellen, heißt im Prinzip, einen Differenzierungsschritt einzuleiten, so dass eine Integration der Wissenschaft über Problemorientierung nicht erreicht werden kann.“ (Stichweh 2013b: 34)

In der systemtheoretischen Konzeption Stichwehs schließt sich das Wissenschaftssystem selbst, wenn es auf der Basis seines Mediums der Publikation in Lage ist, eigenständig (auf funktional spezifische Weise konditioniert) Sinnüberschüsse zu produzieren. Das System schließt sich bzw. fängt an, seine Grenzen *selbst* zu produzieren und zu reproduzieren, wenn dies der Fall ist. Spezifische Problembezeichnungen basieren sodann auf dem allgemeineren Prozess der wissenschaftlichen Sinnreproduktion auf der basalen Ebene der systemischen Selbstreferenz. Wie wir oben gesehen haben, kommt es bei der Konzeption Luhmanns aber genau an diesem Punkt, der selbstreferentiellen Genese auch der Grenze des Systems zu Schwierigkeiten, welche dann dazu führen würden, die in Kap. 4 dargestellten Abrutschgefahren nicht entgehen zu können. Hier setzt unser Vorschlag ein, die Fragen der Grenzbildung mit Hilfe einer Kopplung der Differenz von System/Umwelt mit der von

Erwartung/Erfahrung vorzunehmen, um über die Komponente der Erfahrung einen Anschluss an das implizite Anwendungswissen von Milieus herstellen zu können.

Um diese pragmatistische Integration durchführen zu können, ist es sinnvoll zunächst den Begriff des Wissens (Implizit) zu schärfen.

Alle hier behandelten Formen des Wissens (OP,ST,REF,Implizit) haben es mit der Aufgabe zu tun, Anschlussfähigkeit und – Möglichkeiten zu organisieren und zu gewährleisten. Hier können wir mit Niklas Luhmann das Wissen als etwas definieren, das nicht substantiell gegeben ist oder als etwas Substantielles geschaffen wird, sondern je spezifische Organisationsaufgaben übernimmt. (vgl. Luhmann 1990: 122ff.)

Dieser allgemeinen Definition stimmen wir zu, untersuchen dann aber genauer in welchen Formen Wissen die Aufgabe der Organisation von Anschlüssen erfüllt. Wissen kommt real in verschiedenen Formen vor – es handelt sich hierbei nicht nur um analytisch begrifflich definitorische Trennungen. Das Wissen (Implizit) emergiert in der Form eines Organisationspotentials, das in der Lage ist, ohne auf explizite sprachliche Sinnbestimmungen zurückgreifen zu müssen, die *Dynamik* sozialen Verhaltens zu regeln. Diese Form des Wissens wird in der Gesellschaft an verschiedenen Funktionsstellen relevant. Immer wohnt dieser Form des Wissens die Möglichkeit inne, zwischen Erwartung und Erfahrung implizit unterscheiden zu können. Kann diese Form des Wissens neben der Organisation der Sinnanschlüsse der eigenständigen Ebenen der Selbstreferenz auch aufgrund dieser Fähigkeit zwischen der Strukturebene und der operativen Ebene übersetzen? Kann man dieser Form des Wissens also auch die Funktion zuschreiben, Programme (Theorien, Methoden) in die Form der Publizierbarkeit (operative Ebene des Wissenschaftssystems) zu bringen? Welche Rolle spielt dabei die Möglichkeit, implizit zwischen Erfahrung und Erwartung unterscheiden zu können? Wie hängen Sicherheiten, also lebensweltliche Strukturen des Normalfunktionierens wissenschaftlicher Forschungsgruppen mit dem durch Publizierbarkeit (und dem damit einhergehenden Zwang) für die gesellschaftliche Funktionserfüllung ermöglichten Auflöse- und Rekombinationsvermögens zusammen? Für die Beantwortung dieser Frage, ist sodann die Unterscheidung und der Zusammenhang von Lebenswelt und pragmatischem Feld relevant. Welche Leitungen werden hier vom Kommunikationssystem transsubjektiv und transintersubjektiv zur Verfügung gestellt, auf welche Indifferenzfunktionen können sich Forschungsgruppen verlassen? Müssen die qua Publikationszwang erzeugten Kontingenzen etwa zukünftige Kritik oder allgemein wissenschaftliche Anschlussfähigkeit *antizipieren*, oder ermöglicht gerade die Autonomie der Ebene der basalen Selbstreferenz der Wissenschaft eben, dass solche Erwartungen gar nicht

mit in die Erkenntnisproduktion aufgenommen werden müssen? Eine besondere Brisanz bekommt die Frage nach der Rolle des Wissens (Implizit) in Bezug auf die Frage nach der Verbundenheit des Wissens (ST) mit den inhaltlichen Referenzen der Aussagenszusammenhänge, die auf dieser Ebene als geronnene Identitäten strukturell fungieren. *Inwiefern* ist trotz aller kommunikativen autonomen Intellektion Wissenschaft immer auch *Erfahrungswissenschaft*? Inwiefern ist zum Beispiel die Soziologie eine Erfahrungswissenschaft? Diese Antwort auf diese Frage kann gegeben werden, indem man versucht, abstrakt zu bestimmen, was der ‚Gegenstand‘ dieser Wissenschaft ist und mit welchen Mitteln Erkenntnisse über diesen gewonnen werden. Ist der Gegenstand der Soziologie, wie man in der Folge der Luhmannschen Systemtheorie annehmen kann, auf unterscheidende Bezeichnungen in sinnhaften Selektionszusammenhängen reduziert oder können und müssen noch andere Formen in Betracht gezogen werden, die Sozialität und soziale Dynamik bestimmen? Wenn das Wissen (Implizit) für die Organisation von sozialer Dynamik relevant ist, dann wäre dieses ein Kernbestandteil soziologischer Erkenntnisansprüche. Die Frage, die sich dann stellt ist, ob dieses Wissen sich auch in die Form von bezeichnenden Unterscheidungen bringen lässt – ist die implizite Fähigkeit Erfahrung und Erwartung unterscheiden zu können beobachtungstheoretisch auf den Begriff zu bringen? Lässt sich die Soziologie selbst auf eine Form der Beobachtung 2. Ordnung reduzieren oder greift auch sie auf ein Wissen (Implizit), das evtl. eine andere Form als die der bezeichnenden Unterscheidung hat, zurück? Hiermit sind entscheidende Aspekte der Zirkularität von soziologischer Erkenntnisproduktion und Referenznahme auf ihren Gegenstand benannt, die wegweisend sind für die Beantwortung der Frage, welche Probleme die Soziologie in welcher Form disziplinär definiert und bearbeitet. Die Untersuchungen, der Vergleich und der Integrationsversuch der systemtheoretischen Wissenstypologie mit dem Typ Wissen (Implizit) können als Vorarbeit für die Frage der theoretischen Selbstvergewisserung der Soziologie dienlich sein. Das soziologisch kommunikativ produzierte explizite Gesellschaftswissen (Wissen REF in Bezug auf das Gesamtsystem ‚Gesellschaft‘) kann in Anspruch genommen werden, um die Frage nach dem Nutzen der Soziologie über die wissenschaftliche Funktion neues Wissen *für* die Gesellschaft zu produzieren hinaus zu stellen.

Um das Wissen (Implizit) ist aktuell eine interdisziplinäre Debatte im Gange<sup>68</sup>, in welcher die diskutierte Phänomenalität des ‚impliziten Wissens‘ sich von körperlichen und kognitiven

---

<sup>68</sup> Vgl. dazu Loenhoff (2012). In die folgenden Ausführungen sind Abschnitte meiner Rezension zu diesem Sammelband (vgl. Gubo (2013) eingeflossen.

Kompetenzen eines Individuums bis hin zu einem normativen Sinn für Angemessenheit erstreckt, dem eine wichtige Funktion für das Prozessieren von Sozialität überhaupt zugewiesen und gleichzeitig als Konstitutions- und Abgrenzungsbedingung sozialer Milieus zur Geltung gebracht wird. Diese enorme Spannbreite des Phänomens und die damit einhergehenden Rätsel seiner Explikation respektive Explizierbarkeit machen es zu einem interdisziplinären ‚Mysterium‘.

Den Begriff des ‚Wissens (Implizit)‘, den ich für meine theoretischen Forschungen in Anspruch nehmen möchte, kann als ein ‚neopragmatistisches Konzept‘ betrachtet werden, das ich selbst noch weiterentwickeln werde. Für die Zwecke dieser Arbeit beziehe ich mich auf einige Autoren und versuche in einer Kombination der Eigenschaften, die diese dem impliziten Wissen zuschreiben ein für meine Absicht geeignetes Konzept des ‚Wissens (Implizit)‘ zu gewinnen (siehe dazu auch Kap. 7). Eine wesentliche Eigenschaft, die ich mit in das Konzept aufnehmen möchte, ist die Bezogenheit desselben auf Sozialität im Allgemeinen. Jens Loenhoff sieht selbst für den individuellen sensomotorischen Umgang mit ‚Dingen‘ das kulturelle implizite Wissen als fundierend an, da sensomotorische ‚Gestalten‘ und deren ‚Kriterien‘ der angemessenen Anwendung stets nur in praktischen Kooperationsprozessen erworben werden können, welche eben durch dieses implizite Wissen strukturiert seien (vgl. Loenhoff 2012b: 21). Loenhoff vertritt eine Position, die er als ‚Fundamentalpragmatismus‘ bezeichnet (vgl. Loenhoff 2012c: 49f.). Das implizite Wissen wird dabei als Fundament von *jedlichem* expliziten Wissens betrachtet. Es sind die praktischen Fähigkeiten, die selbst praktisch generiert werden, von denen ausgehend die Konstitution von explizitem Wissen erst möglich wird. Diese bottom-up Fundierungsvorstellung führt dazu, dass er selbst abstrakteste Kommunikationen wie z.B. mathematische als gebunden an pragmatische und sensomotorische Praktiken konzipiert. Man kann das so interpretieren, dass Jens Loenhoff einen starken Begriff des impliziten Wissens und dabei gleichzeitig einen schwachen Begriff des expliziten Wissens vertritt (vgl. dazu Loenhoff 2013b: 17), da das explizite Wissen stets vom impliziten durchdrungen werde. Ich stimme mit Loenhoff überein, dass es eine starke Verwobenheit des expliziten Wissens mit dem Impliziten gibt. Allerdings würde ich nicht den Aspekt der Fundierung so stark in den Vordergrund rücken, vielmehr ist es wichtig zu sehen, dass das implizite Wissen eine eigenständige Form des Wissens ist, während das explizite Wissen immer an das implizite gebunden ist. Stärker betonen würde ich zudem, das beide Typen des Wissens als Formen in verschiedenen Modi der Kombiniertheit den allgemeinen Welt/Sinn- Prozess spezifizieren – wie oben gezeigt, nehme ich dabei keine bottom- up Konstitutionsvorstellung in Anspruch. Wichtig für meine eigene Konzeption ist hier vor allem

die Unterscheidung von pragmatischem und Beobachtungsfeld. Die Frage, inwiefern ein eigenständiges Auftreten des Wissens (Implizit) das Postulat eines eigenständigen pragmatischen Feldes erfordert, werde ich weiter unten ausführlicher diskutieren. (siehe dazu aber auch schon die Ausführungen in Kap 7.1 und Kap. 8.5) Loenhoff geht davon aus, dass implizites Wissen wiederum stets an das explizite Wissen gebunden bleibt (vgl. Loenhoff 2012c: 62) – das implizite Wissen also nicht etwa selbst ein quasi geschlossenes System darstellt. Dem stimme ich, wie gesagt nicht zu, für das Konzept ‚Wissen (Implizit)‘ ist aber wichtig, dass Loenhoff die Funktion des impliziten Wissens als *handlungskoordinierende Instanz* betont. Dies ist für ihn gleichbedeutend damit, dass durch das implizite Wissen immer schon ‚normative Strukturen‘ wirksam sind (vgl. Loenhoff 2012b: 16). Das *Kriterium der Anschlussfähigkeit*, welches hier in Loenhoffs und dann auch in meiner Argumentation eine entscheidende Rolle für die Definition des impliziten Wissens spielt, ist hier als ‚implizite Normativität‘ bezeichnet und zeigt sich an den Kontingenzen bzgl. der Bewältigung von situativen Aspekten (vgl. dazu Loenhoff 2012b: 22). Dem impliziten Wissen wird somit eine eigenständige Regelungskompetenz attestiert; jeder sozialen Situation sind gewisse ‚Unschärfen‘ (vgl. Loenhoff 2012b: 65) inhärent, die nicht durch proportional explizite Regeln bearbeitet werden können. In Bezug auf das Zusammenspiel von impliziten und explizitem Wissen wird der *pragmatistische Status* in Loenhoffs Konzeption besonders deutlich, denn steht für die Kontingenzbewältigung kein gemeinsames implizites Wissen für die implizite, lebensweltlich relativ mühelose und für viele unbemerkte Bearbeitung dieser Lücken zur Verfügung, kommt es in Bezug auf die impliziten pragmatischen Erwartungen zu Differenzenerfahrungen, die als Krise sichtbar, fühlbar und v.a. unangenehm bemerkbar werden; in dieser Situation können sodann Explikationsprozesse in Gang gesetzt werden und/oder neues implizites Wissen generiert werden. Hier wird eine *spezielle* Form der Genese von explizitem Wissen bezeichnet, die ich als pragmatische Abstraktion bezeichnen möchte, um diese dann später von anderen Formen des expliziten Wissens trennscharf unterscheiden zu können. Diese Unterscheidung wird wichtig sein, um das Beobachtungsfeld als ein gegenüber dem pragmatischen Feld autonom operierendes bezeichnen und somit überhaupt die verschiedenen Ebenen der selbstreferentiellen Autopoiesis adäquat theoretisieren zu können. Ein wichtiges Argument, für die soziale Gebundenheit des impliziten Wissens liefert auch Rainer Schützeichel, in seinem Beitrag des besagten Sammelbandes aus einer reflexiven soziologischen Perspektive: Die Beobachtung, dass nicht ein selbst-reflexives Individuum selbst Träger und Autorität seines Wissens sein könne, weil dieses nicht über die Gründe und Ursachen ihres Wissens alleinig wissen und verfügen könne, führe dazu, das Konzept des

implizites Wissen an Kollektive binden zu müssen (vgl. Rainer Schützeichel 2012: 109)<sup>69</sup>. Dies ist ein zentrales Moment in der Kritik des epistemischen Individualismus. Zudem verweist Schützeichel auf den systematisch relevanten Status des ‚impliziten Wissens‘ als ‚Beobachterkategorie‘ (Schützeichel 2012: 108). Diese bezieht sich sowohl auf alltägliche soziale Prozesse, weil sich in seinem Tun niemand selbst implizites Wissen zuschreibt (vgl. Schützeichel 2012: 108). Zudem ist der Beobachterkategoriestatus relevant für die soziologische Anwendung dieses Konzeptes, weil diese stets auf *soziale Beobachtungsverhältnisse* Bezug nimmt. Diese Position ist analog zu der von Niklas Luhmann, der das explizite Wissen eben den sinnhaft bestimmten und bezeichneten Elementen zuschreibt, gleichzeitig aber auch von einem qua struktureller Kopplungen mitbeteiligten impliziten Wissen ausgeht.

„Die begriffliche Unterscheidung von autopoietischer Operation und struktureller Kopplung lässt sich an die Stelle setzen, an der Michael Polanyi zwischen explizitem und implizitem Wissen unterschieden hatte, allerdings mit einer Verdoppelung der Referenz. Das, was für Michael Polanyi am Menschen formulierbar ist, erfordert in der hier vorgestellten Begrifflichkeit eine weitere Unterscheidung, je nachdem, ob es sich um (psychisches) Bewusstsein oder um (soziale) Kommunikation handelt. Abgesehen davon scheint der Substitutionsvorschlag jedoch zu funktionieren. Explizit ist diejenige Komponente des Wissens, die im Prozess der Autopoiesis reproduziert wird. Sie allein ist für das wissende System Wissen. Ein Beobachter kann das System jedoch mit Hilfe der Unterscheidung explizit/implizit beobachten und beschreiben. Er kann in das, was als Wissen geschieht, zusätzlich die strukturellen Kopplungen hineinschauen, die von dem beobachteten System nicht thematisiert werden. Er sieht die faktischen immer mitwirkenden Voraussetzungen von korrespondierenden (synchronen und deshalb nicht miterfaßbaren) Umweltereignissen mit in das Wissen hinein. Das, was er als Beobachter als Wissen bezeichnet, ist in dem System, das Wissen benutzt und damit reproduziert, immer nur partiell präsent, immer nur partiell benutzbar. Das beobachtete System weiß zwar immer nur das, was es weiß; aber der Beobachter, der es beobachtet, weiß, dass es mehr weiß, als es weiß. Und nur ein ontologisches Vorurteil könnte dazu führen, dass man darin eine Paradoxie im Wissen selbst sieht – eben jene Paradoxie, die durch die Unterscheidung von explizitem und implizitem Wissen dann aufgelöst wird.“ (Luhmann 1990: 41 f.)

Wichtig für meine Argumentation und für das Konzept des Wissens (Implizit) ist hier die angezeigte Verflechtung des ‚Wissens (Implizit)‘ mit der Kategorie des ‚Beobachtens‘ – welche aber gleichzeitig eine Trennung von dieser erfordert-, da über diesen Weg die Verbundenheit bzw. das Zusammenspiel des Wissens (Implizit) mit den systemischen Formen des Wissens angezeigt werden kann. Allerdings möchte ich hier nochmals darauf hinweisen, dass ich das Wissen (Implizit) eben nicht alleinig als auf Beobachtungsverhältnisse bezogenes konzipieren möchte, sondern vielmehr ein eigenständiges pragmatisches Feld zur Erklärung sozialer und sodann auch gesellschaftlicher Dynamik heranziehen werde. Die daraus folgende begriffliche Unterscheidung von pragmatischem Feld und Beobachtungsfeld ist sodann die Grundlage für eine produktive pragmatistische Fortführung der Systemtheorie, die auch mit den in Kap. 4 gezeigten Widersprüchen umzugehen vermag. Allerdings gehe ich mit

---

<sup>69</sup> In diesem Sinne würde ich auch den ‚primären Grund‘ bei Donald Davidson (vgl. Davidson 1998) als an Kollektive gebunden sehen, und somit als Bestandteil des ‚pragmatische Feldes‘ betrachten, siehe dazu die Ausführungen in Kap. 7.2.

Schützeichel d' accort, wenn dieser dem ‚impliziten Wissen‘ als soziologischen Reflexionsbegriff die Aufgabe zuschreibt, die im sozialen Kontakt impliziten „erwartbaren Handlungs- und Verhaltensdispositionen [...] erklären“ zu können (Schützeichel 2012: 108).<sup>70</sup> Seine Position selbst in die ‚Soziale Epistemologie‘ einordnend, vertritt Schützeichel eine Position, die Wissen nicht als epistemische Eigenschaft von Individuen sieht. Vielmehr ist implizites Wissen als eine „Eigenschaft von sozialen Konstellationen“ zu verstehen (Schützeichel 2012: 123) – eine Eigenschaft, die auch für das Konzept des Wissens (Implizit) in meiner Argumentation eine entscheidende Rolle spielt.

Um die ‚Dynamik‘ sozialer Strukturen in den soziologischen Blick zu bekommen, entwickelt auch Harry Collins (vgl. Collins 2012) ein für die Soziologie interessantes Konzept des impliziten Wissens. Auch Collins gewinnt seine Begrifflichkeit des impliziten Wissens durch Bezugsetzung desselben mit explizitem Wissen. Er unterscheidet dabei verschiedene Typen des impliziten Wissens in Bezug auf dessen Explizierbarkeit. Der Startpunkt seiner Analyse ist die These, dass die *Weitergabe von explizitem Wissen* immer an einen praktischen Kontext gebunden sei. (vgl. Collins 2012: 91ff.) Eine erfolgreiche Weitergabe erfordert weiterhin das Beherrschen einer gemeinsamen Sprache, deren Erlernen und Anwendung wiederum eine implizite Fähigkeit ist. In Bezug auf das explizite Wissen stellt Collins im Anschluss an Polanyi fest, dass alles Wissen im impliziten Wissen *fundiert* sei und ein vollständig expliziertes Wissen nicht vorstellbar sei. (vgl. Collins 2012) Im Anschluss an diese Feststellung markiert er das explizierte Wissen selbst als das kompliziertere Phänomen, und widmet seine Untersuchungen der Frage, wie Menschen *erworbene Fähigkeiten (Wissen) tradieren* und weitergeben können (vgl. Collins 2012: 91ff.). Interessant dabei ist v.a., dass dieses Wissen als *strukturiertes* Material in Form von sog. „strings“ weitergeben werde. (Collins 2012: 94ff.) Für ihn kommt die Idee des impliziten Wissens nur dadurch zustande, weil Menschen in der Lage sind, Wissen zum Teil explizit zu machen, zu speichern und weiterzugeben (vgl. Collins 2012: 95). Der begriffliche Weg zum impliziten Wissen führt bei Collins von dort aus zur *Rekonstruktion von Typen von Gründen*, die eine *Explikation* des impliziten Wissens *verhindern*. Von den Explikationen, den „strings“ lässt sich sagen, dass diese „Informationen“ transportieren (vgl. Collins 2012: 98). Eine entscheidende Differenz zu den informativen Gehalten der strings kommt den bedeutungsvollen Aspekten der Sprache zu.

---

<sup>70</sup> Diese ‚Dispositionen‘ schreibe ich in meiner Konzeption den kollektiven Trägern des ‚primären Grundes‘ (vgl. Davidson 1998; siehe dazu Kap. 7.2) zu, und sehe diese als einen Modus der Sinnselektion – eben der pragmatischen Sinnselektion von Milieus. Dispositionen selektieren Weltkomplexität situativ in Bezug auf die jeweils relevanten konditionierten Sinn- und Systemanforderungen. Somit sind diese ein wichtiger Faktor der pragmatischen Fortführung der Systemreproduktion. Entstanden im pragmatischen Feld (siehe Kap. 7.1) stehen diese nun den Wissensformen der Systemreproduktion als implizites Wissen zur Verfügung.

„Bedeutungen“ seien ein Merkmal von „lebendig[en]“ Sprachen, deren zentrale Eigenschaft ihre eigene „ständige Transformation“ sei (vgl. Collins 2012: 98). Polanyis bekanntes und immer wieder für die jeweilige Erklärungsaufgabe herangezogenes Beispiel vom Radfahren aufnehmend, betont Collins, dass um der Form des *kollektiven impliziten Wissens* auf die Spur zu kommen, es notwendig sei, das Beispiel zu erweitern, indem man das *Radfahren im Straßenverkehr* betrachtet und dabei die Auffälligkeit, dass dieses in verschiedenen Städten etwas sehr verschiedenes ist, in den Blick nimmt. (vgl. Collins 2012: 105ff.) Es gebe z.B. keine Strings für die Art und Weise, wie man als Autofahrer erkennt, ob ein erwideter Blick als Kenntnisnahme der eigenen Absicht aufgefasst wird (vgl. Collins 2012: 106). Die Struktur des Straßenverkehrs sei genauso wenig ermittelbar durch abstrakte explizite Begründung wie die Sprache selbst. Dies liege in dem gemeinsamen Moment beider Strukturen der *ständigen Dynamik*. (vgl. Collins 2012: 105ff.) Wenn man nun dennoch genaueres zu diesen Strukturen sagen möchte, müsse man diese zunächst als kollektives Phänomen begreifen, das nicht der Kontrolle von individuellen Akteuren unterliege. Gemeinschaften seien evidenter Weise in diese implizite Dynamik eingebunden. Individuen werden in diese kollektiven Strukturen erst durch den Erwerb der impliziten Fähigkeiten der Teilnahme *nachträglich* in diese integriert. Dieses kollektive Wissen sei überhaupt nicht zu explizieren. Explikationsversuche würden daran scheitern, dass diese immer nur Momentaufnahmen wären und gerade das kennzeichnende Moment des kollektiven impliziten Wissens, nämlich das seiner *Dynamik* völlig außer Acht ließen (vgl. Collins 2012: 107).<sup>71</sup> Es käme zu abstrakten Begriffen ohne Referenz. Für unsere Argumentation und Begriffsbildung ist es wichtig festzuhalten, dass das ‚implizite Wissen‘ in zweifacher Weise mit dem Begriff der ‚Dynamik‘ verwoben ist. Zum einen ist es selbst ein dynamisches Wissen, das sich implizit weiterentwickelt und zum zweiten ist es notwendig, um allgemein soziale Phänomene der Dynamik erklären zu können. Die Luhmannsche Beobachtungslogik, kann aufgrund ihrer Zeitpunktfixiertheit im strengen Sinn eben nur die angedeuteten Momentaufnahmen leisten. Darin liegt auch die Schwierigkeit begründet, dass man mit dem systemtheoretischen Instrumentarium, eigentlich nichts dazu sagen kann, was ‚zwischen‘ den Operationen abläuft, wie genau konditionierte Sinnreproduktion in Bezug auf den Übergang von der einen so konditionierten Sinnbestimmung zur nächsten sich vollziehen kann, und deshalb ein Wissensbegriff, der *allein* aus dem systemtheoretischen Begriffsarsenal gewonnen wurde, *steril* bleiben muss. Andererseits ist eine allein auf einem Begriff eines ‚impliziten pragmatischen Wissens‘ aufbauende Gesellschaftstheorie nicht in der Lage, die differenten Relevanzsysteme des

---

<sup>71</sup> Vgl. dazu auch die Ausführungen in Kap. 6.

Wissens in Bezug auf die Polykontextualität der Ausdifferenziertheit der funktional differenzierten Gesellschaft zu leisten. Wir versuchen diese Lücke zu schließen, indem wir die beiden Theoriesträng verbinden. Im Folgenden werden erste Schritte der Theoriesynthese in Bezug auf das Funktionssystem der ‚Wissenschaft‘ der modernen Gesellschaft unternommen.

## 8.7 Implizites Wissen und Wissenschaft

In der Wissenschaft als modernes Funktionssystem ist das Wissen (Implizit) an soziale Gemeinschaften gebunden, die es mit wissenschaftlichen Problemen zu tun haben. Wie wir gesehen haben, sind diese aber nicht die Integratoren des Gesamtsystems. Wie ist nun das Wissen (Implizit) in der Wissenschaft mit dem grenzziehenden Sinnprozessen des Funktionssystems Wissenschaft verknüpft? Um diese Frage beantworten zu können, rekonstruieren wir zunächst im Anschluss an die Ausführungen von Thomas Kuhn, was mit *wissenschaftlichem impliziten Wissen* bezeichnet ist. Dieses Wissen (Implizit) der Wissenschaft ist begrifflich strikt zu unterscheiden vom Wissen (OP). Das wissenschaftliche Wissen (Implizit) der Wissenschaft beschreibt Thomas Kuhn als ein durch „Fingerübungen“ (Kuhn 1976: 61) erlerntes implizites ‚Ähnlichkeitssehen‘. (vgl. Kuhn 1976: 201) Dieses ist stets bezogen auf eine „Gruppe“ in der man „einheimisch“ (Kuhn 1976: 215 ) werden muss, um diese Fähigkeit erlernen und sich in die spezifischen Erkenntnisprozesse integrativ einbringen zu können. Dieses Wissen ist nicht vollständig explizierbar und der Träger desselben ist der Leib der Gruppe. Es ist auch aufs strengste zu unterscheiden, von einem Wissenstyp, der präzise und zeitpunktbezogen Sinnselektionen vorzunehmen hat – denn nur durch diese Unterscheidung wird klar, inwiefern ein pragmatisches Feld eigenständige Wirkungen hervorbringt. Erst dann kann die Kopplung des Wissens (Implizit) mit den Wissensformen (OP, ST, Ref) adäquat beschrieben werden. Dies nämlich, wie dieses Wissen (Implizit) mit einem für die wissenschaftliche Integration basal relevanten in Bezug auf zeitpunktbezogene Operationen verfügbaren Wissen (diese Notwendigkeit der Zeitpunktfixierung gilt sowohl für Wissen (OP), Wissen (ST) und Wissen (REF)) verbunden ist, ist eine weitere Frage. *Das leiblich implizit stabilisierte Wissen ermöglicht ein Zusammenspiel von Erfahrung und Irritation, das den Zeitpunktcharakter des Wissens (OP) transzendiert.* Dieses Wissen (Implizit) allein kann dann aber in der Konsequenz seines spezifischeren Charakters – es ist bezogen auf spezifische wissenschaftliche Problemstellungen und nicht auf die gesellschaftliche Funktion der Wissenschaft - nicht die

gesellschaftliche Funktion der Wissenschaft, neues Wissen zu schaffen, gewährleisten. Ihm selbst wohnt nicht die Möglichkeit inne, ein dem Medium der Publikation inhärentes Auflöse- und Rekombinationsvermögen für die Erfüllung der gesellschaftlichen Funktion der Wissenschaft zur Verfügung zu stellen. Dafür braucht es eine eigene Form des Wissens: das Wissen (OP). Dieses wiederum konstituiert sich in Bezug auf den konditionierten Sinnbestimmungsrahmen der operativen Ebene der Selbstreferenz der Wissenschaft und kann seine expliziten Sinnbestimmungen mithilfe des Wissens (Implizit) erfüllen. Diese unterschiedlichen Typen des Wissens – also nicht zeitpunktfixiertes implizites Wissen und das für die Fortsetzung der systemischen Autopoiesis notwendige zeitpunktbezogene Wissen auf den drei Ebenen der Selbstreferenz - werden sodann in der Kommunikation auch unterschiedlich abgesichert.

Das wissenschaftliche Wissen (Implizit) ist bezogen auf „Musterbeispiele“ (vgl. Kuhn 1976: 198). Damit sind gemeint, „die konkreten Problemlösungen, denen die Studenten von Anfang an in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung begegnen, ob in Laboratorien, in Prüfungen oder am Ende von Kapiteln wissenschaftlicher Lehrbücher.“ (Kuhn 1976: S. 198). Dies ist das Wissen (Implizit), das wissenschaftliche *Milieus* integriert. Dazu Kuhn: „Mehr als andere Bestandteile des disziplinären Systems stellen die Unterschiede zwischen Mengen von Musterbeispielen die Feinstruktur der wissenschaftlichen Gemeinschaft dar“ (Kuhn 1976: 197ff.).

„Der Student entdeckt mit oder ohne die Hilfe eines Lehrers eine Möglichkeit, die Aufgabe so zu sehen wie eine Aufgabe, vor die er schon gestellt war. Nachdem er die Ähnlichkeit gesehen und die Analogie zwischen zwei oder mehr Aufgaben erfasst hat, kann er Symbole zueinander in Beziehung setzen und sie so auf die Natur anwenden, wie es sich schon früher als effektiv erwiesen hat. Die Gesetzeskizze [...] hat als ein Instrument funktioniert, das den Studenten über die zu suchenden Ähnlichkeiten informiert und die Gestalt anzeigt, unter der er die Situation sehen muss.“ (Kuhn 1976: 201)

Kuhn betont im Anschluss an die implizite kognitive Kompetenz des Ähnlichkeitssehens die (in der Terminologie der entwickelten Wissenstypologie) eigenständige Rolle des Wissens (Implizit) (wieder: nicht des Wissens (OP)) gegenüber der Rolle des expliziten Wissens (ST).

„Das heißt also, sie können in der Identifizierung eines Paradigmas übereinstimmen, ohne sich über seine vollständige Interpretation oder abstrakte Formulierung einig zu sein oder auch nur zu versuchen, eine solche anzugeben.“ (Kuhn 1976: 58)

Kuhn bindet dieses implizite Wissen sodann an wissenschaftliche Probleme, die über eine gemeinsame Referenz (hier genannt: „dieselben Reize“) verfügen.

„Ich komme zurück auf Musterbeispiele und Regeln. Worauf ich in wie vorläufiger Form auch immer hinweisen wollte, ist dies. Einer der grundlegendsten Methoden, durch die die Gruppenmitglieder – eine ganze Kultur oder eine kleinere Gemeinschaft von Spezialisten innerhalb dieser – lernen, dieselben, Dinge zu sehen, wenn sie auf dieselben Reize stoßen, ist das Zeigen von Situationsbeispielen, die die älteren Gruppenmitglieder schon als einander ähnliche und als von anderen Situationen verschiedene zu sehen gelernt haben.“ (Kuhn 1976: 205)

Es handelt sich hier um einen Sozialisations- also Lernprozess an dessen Ende der einzelne Student eine „inzwischen [...] langbewährte[...] und von der Gruppe anerkannte Sichtweise angenommen [hat]“ (Kuhn 1976: 201). Kuhn betont nun, dass die Entscheidung über die Anwendbarkeit bestimmter Lösungsvorschläge an eben dieses implizite Wissen gebunden ist, dessen Träger die soziale Gemeinschaft selbst ist, die auch in der Lage ist, gemeinsame Erfahrungen zu machen.

„In diesem Sinne trifft die Gemeinschaft der Fachleute und nicht ihre einzelnen Mitglieder die eigentliche Entscheidung. [...] Man muss vielmehr verstehen, wie ein bestimmtes System gemeinsamer Werte mit den bestimmten gemeinsamen Erfahrungen einer Fachgemeinschaft in Wechselwirkung steht und dazu führt, dass die meisten Gruppenmitglieder letztlich eine Reihe von Argumenten eher für entscheidend halten als eine andere.“ (Kuhn 1976: 211)

Es ist wichtig diese Form des Wissens und deren innerwissenschaftliches Integrationspotential nicht zu unterschätzen. Einen typischer Fehler der in wissenschaftstheoretischen Debatten häufig anzutreffen ist, ist im Modus des Wissens (REF) das Wissen (ST) zu hypostasieren und die gesamtsystemische Entwicklung in dieser reduzierten Perspektive zu rekonstruieren zu versuchen und dann sogar normative Stellungnahmen daraus ableiten. In Bezug auf die Möglichkeit dieses fehlerhaften Verständnisses merkt Kuhn an:

„Gewöhnlich haben die Wissenschaftstheoretiker die Probleme, denen ein Student in Laboratorien oder in wissenschaftlichen Lehrbüchern begegnet, nicht diskutiert, denn man glaubt, sie dienen nur zur Übung in der Anwendung dessen, was der Student schon weiß.“ (Kuhn 1976: 1999)

Kuhn selbst wiederum überschätzt nun aber das wissenschaftliche Wissen (Implizit) und dessen Verwobenheit mit den wissenschaftlichen Problemen derart, indem er die gesamte Dynamik der Wissenschaft auf dieser Form des Wissens basiert sieht:

„Die Rolle von erlernten Ähnlichkeitsbeziehungen zeigt sich auch klar in der Geschichte der Wissenschaft. Wissenschaftler lösen Probleme dadurch, dass sie sie auf die Form früherer Problemlösungen bringen und dabei oft nur in ganz geringem Maße auf symbolische Verallgemeinerung zurückgehen.“ (Kuhn 1976:201)

Nichtsdestotrotz bleibt eine sehr wichtige Erkenntnisleistung Kuhns herauszustellen- die Betonung des impliziten Wissen bei der konkreten wissenschaftlichen Forschungsarbeit; diese Leistung hat weite Ausstrahlungseffekte gehabt, so dass die Frage nach der Rolle des impliziten Wissen als ein Kernbestandteil aktueller wissenschaftssoziologischer Fragen betrachtet werden kann. Ein Vertreter in der aktuellen wissenschafts- und techniksoziologischen Debatte, der dem impliziten Wissen in der Wissenschaft eine *zentrale* Rolle zuschreibt ist *Werner Rammert*. Er betont, dass aufgrund der Fixierung auf die dargestellten Resultate der Wissenschaft, nämlich rationales und explizites Wissen, die

Explikation fälschlicherweise selbst als der „Königsweg“ wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion angesehen wird, wobei doch mittels der empirischen Forschung der neuen Wissenschaftssoziologie gezeigt wurde, dass dieses Wissen auf einem „nicht-explizite[n] Wissen basiert“ (Rammert 2007a: 204). Im Anschluss an Harry Collins weist er darauf hin, dass zur Reproduktion von erfolgreichen Experimenten in der Physik in einer anderen als der ursprünglichen Forschungsgruppe immer eine Person des ursprünglichen Forschungsteams, als individueller Träger des impliziten Wissens der Forschungsgruppe, dabei sein muss, der mit den Praktiken der ursprünglichen Gruppe vertraut ist (vgl. Rammert 2007a: 205). Rammert generalisiert diese Erkenntnis, indem er annimmt, dass für erfolgreiche wissenschaftliche Wissensproduktion stets „kollektive Erfahrungen und inkorporiertes Wissen“ (Rammert 2007a: 205) notwendig seien. Indem er auf die Studie von Bettina Heintz (2000) referiert, postuliert er die Basiertheit wissenschaftlicher abstrakter Resultate, eben sogar die der Mathematik, auf einem impliziten Wissen. Auch er betont, dass „die Gruppe oder die Lebensform und nicht das Individuum der Ort des [impliziten] Wissens“ (Rammert 2007b: 158) seien. Selbst wissenschaftliches Wissen ist immer an dessen Entstehungsbedingungen gebunden und „bedarf [deshalb] bei der Übertragung [...] eines sozialen Verkehrs und der sozialen Zustimmung“ (Rammert 2007b: 158). Rammert ist auch ein Vertreter der Auffassung, dass das wissenschaftliche, wie auch das implizite Wissen generell nicht vollständig explizierbar ist.

„Das Problem impliziten Wissens besteht demnach nicht darin, dass es als ein fest umrissener arkaner Bereich existiert, der nicht explizit gemacht werden kann, sondern dass implizites Wissen bei jeder Form von Explizieren naturwüchsig entsteht, es gleichsam ein ständiges Nebenprodukt bei der Produktion von Transparenz und Expliztheit ist. Implizites Wissen ist ein nicht reduzierbarer Bestandteil unserer Orientierung in der Welt [...]“ (Rammert 2007b: 159)

Ein wichtiger Aspekt der Funktion dieses Wissens (Implizit) wird von Rammert darin gesehen, dass auch für die Anwendung von abstrakten Theorien und Regeln eben ein solches implizites Wissen notwendig ist.

„Analog dazu, wie in der sozialen Interaktionsbeziehung zwar immer weitere Aspekte von Handlungssituationen explizit gemacht werden können, aber im Umgang damit immer wieder nicht-explizites Wissen entsteht, so muss auch im Umgang mit expliziten Regeln und Programmen [...], davon ausgegangen werden, dass der Umgang mit ihnen [...] notwendigerweise nicht-explizites Wissen erfordert.“ (Rammert 2007b: 161)

Und um zu spezifizieren, auf welche Art und Weise dieses Wissen erforderlich ist, hilft wiederum die begriffliche Trennung von ‚pragmatischen Feld‘ und ‚Beobachtungsfeld‘ und damit korrespondierend die Analyse des Zusammenspiels der eigenständigen Typen des Wissen (Implizit, OP, ST, REF). Welche Rolle nämlich abstrakte Programme, wie Theorien spielen, kann mithilfe einer Verortung dieser in diese Wissenstypologie erklärt werden.

Rudolf Stichweh setzt die Funktion der *Theorie* innerhalb der modernen Wissenschaft als Funktionssystem der Gesellschaft (nun gesprochen in der Terminologie der entwickelten Wissenstypologie) an die Stelle der Verknüpfung der Ebene (ST) mit der Ebene (OP). Diese dient (wie gesehen und oben ausgeführt), sodann als Integrationsglied für die wissenschaftliche Wissensproduktion (im Sinne der Ebene ST), die qua eigenständiger Problemdefinition und deren Lösung qua Entwicklung von Tatsachenaussagen fungiert, mit der Wissenschaft als System im Ganzen qua Ebene OP, auf der Begriffszusammenhänge komplex in publizierter Form für die wiss. Kommunikation zur Verfügung gestellt werden können.

„Die Frage der Wahrheit oder Unwahrheit einer Tatsachenbehauptung muss zusätzlich mit relevanten Folgen in der Wissenschaft verknüpft sein – und das ist nur möglich mittels Integration dieses Wissenselements/dieser Tatsachenbehauptung in die Wissenschaft über Theorie.“ (Stichweh 2013a: 54f.)

Theorien, die zwar stets selbst aufgrund der radikalen Zeitpunktfixiertheit der Systemreproduktion „nur in der Form von Elementarereignissen“ (Stichweh 2013a: 55) vorkommen, haben entgegen bloßer Tatsachenbehauptungen eine Form, die „die Organisation von Anschlussfähigkeit“ (Stichweh 2013a: 55) bewerkstelligen kann. In diesem Sinne, so können wir nun feststellen, fungieren Theorien als eine Wissensform, da wir ja Wissen mit der Aufgabe der Anschlussorganisation, dem ‚Wie‘ der Selektion, betraut sehen. Als wesentlich für die Beantwortung der Frage, wie sich auf dieser Form der Wissensproduktion aufbauend sich ein autopoietisches System entwickeln kann, sagt Stichweh, dass dies geschehe, „indem alle diese Elemente in die Form von Kommunikation transponiert werden und als Kommunikation aufeinander bezogen werden.“ (Stichweh 2013a: 56). Hier sehen wir sodann die Kopplung der Ebene ST mit der Ebene OP qua *Theorie* als kommunikativen Zusammenhang. Die Bezogenheit der Ebene (ST) auf die Ebene (OP) des Wissenschaftssystems erklärt sodann auch den Modus des wissenschaftlichen Fortschrittes – nicht die Problembearbeitung auf der Ebene Wissen (Implizit).

„Diese Form der Konstitution des Systems macht im Übrigen verständlich, warum Hypothesen und Theorien in der Regel, nicht eigentlich widerlegt werden, vielmehr dadurch aus der Wissenschaft verschwinden, dass sie in neuen kommunikativen Akten nicht mehr aufgenommen werden, weil man sie zur Organisation von Anschlüssen [gemeint sind hier Publikationen, M.G.] nicht mehr braucht.“ (Stichweh 2013a: 56)

Diese ist eine Erkenntnis, die man nur gewinnen kann, wenn man die moderne Wissenschaft innerhalb einer komplexen Gesellschaftstheorie positionieren kann. Auf der primären Ebene der Selbstreferenz des Wissenschaftssystems (OP) ist es „[d]er Sinn einer jeden Publikation wiederum [...], andere Publikationen anzuregen, die an sie anschließen und diese kognitive

Relation ihrerseits durch Zitation dokumentieren müssen.“ (Stichweh 2013a: 57). Dabei nimmt die Publikation, die für die Systemreproduktion notwendige Form der Zeitpunktbezogenheit ein. (vgl. Stichweh 2013a: 57). Folgerichtig sieht Rudolf Stichweh in der operativen Organisation der Wissenschaft als Funktionssystem auch ein Argument für die Unterkomplexität der These, dass man eine adäquate Beschreibung der Konstitution der modernen Wissenschaft mit einer Theorie erreichen könnte, die allein auf die einheitsstiftende Funktion von Milieus setzt.

„Da es sich bei all dem um kommunikative Akte handelt, wird deutlich, dass [...] in der Radikalität der Umstellung auf temporalisierte Ereignisse [der] neuartigen kommunikativen Konstitution moderner Wissenschaft nicht hinreichend als Theorie wissenschaftlicher Gemeinschaften formuliert werden.“ (Stichweh 2013a: 58f.)

Für uns ist nun aber auch wichtig, dass gerade über die gesellschaftstheoretische Einsicht der Systemtheorie, die Relevanz und Notwendigkeit wissenschaftlicher Gemeinschaften für die Systemreproduktion, nämlich als Träger des Wissens (Implizit), gesehen werden kann. *Die Verbindung der Ebenen ST mit der Ebene OP qua Theorie ist nämlich nur adäquat zu verstehen, wenn man hier die Rolle des impliziten Wissens für die zeitpunktfixierte Theorieproduktion erkennt.* Bezeichnende Unterscheidungen als Form der Theorieproduktion können sich nicht selbst beobachtungslogisch generieren – gerade dafür ist implizites Wissen notwendig. Nur unter der Integration dieses Wissens ist verständlich, inwiefern, die Verbindung der Ebenen OP und ST uno actu erfolgt, obwohl diese eigenständige Selbstreferenzen entwickelt haben. Die Selbstreferenz der Ebene OP konstituiert sich qua kommunikativer Anschlüsse in der Form der Publikation; die Selbstreferenz der Ebene ST konstituiert sich als Intellektion, einem kommunikativen Diskurszusammenhang, dem wie wir in Kap. 6 gesehen haben die pragmatische Bezugnahme auf dessen inhaltliche Aussagen zugrunde liegt. Das integrierende Element der beiden Ebenen, liegt Rudolf Stichweh zufolge dabei auf der Ebene der primären Selbstreferenz.

„Wenn Publikationen das Netzwerk von Interaktionen, das sie hervorbringt, selbst produzieren, so gilt für die Wissenschaft wie für andere autopoietische Systeme, dass operationaler Vollzug des Elementarakts und Strukturbildung uno actu erfolgen.“ (Stichweh 2013a: 59)

Die *Theorie* verbindet die Ebenen ST mit der Ebene OP, indem aus ihr heraus zeitpunktbezogene Sachenaussagen generiert und publiziert werden können. *Die Inhalte der Theorie selbst wiederum generieren sich in einem kommunikativen Intellektionsprozess, der wie wir gesehen haben auf das Wissen (Implizit) von Milieus innerhalb des Wissenschaftssystems angewiesen ist. Das implizite Wissen dient dabei auch der Integration*

*der tatsächlich von außerhalb des Diskurses kommenden Referenz, auf die sich pragmatisch bezogenen können werden muss, damit man überhaupt die Dynamik der Transformation der wissenschaftlichen Diskurse nachvollziehen kann* (vgl. dazu Kap. 6). In Bezug auf die soziologische Theorieproduktion bedeutet dies, dass sie einerseits als binnendifferenzierter Kommunikationszusammenhang des modernen Wissenschaftssystems einerseits einen Beitrag zur Integration der Ebenen ST und OP des Wissenschaftssystems liefert. Und indem spezielle Theorieproduktion immer auch an Milieus innerhalb des Systems gebunden ist, eine Wissensform für die Organisation der Anschlüsse innerhalb des Systems darstellt, welche genau für die Übersetzung der Ebene ST auf die Ebene OP qua impliziten Wissens des Milieus zu leisten vermag. So gesehen dient soziologische Theorieproduktion der Kopplung des pragmatischen Feldes (implizites Wissen des Forschungsmilieus) mit dem Beobachtungsfeld (Produktion publizierter zeitpunktfixierte Tatsachenbehauptungen). Zugleich aber liefern ihre inhaltliche Beschreibung eine Form des Wissen Explizit, dass als Selbstreflexion der Gesellschaft, Wissen (REF) in Bezug auf das Gesamtsystem ‚Gesellschaft‘, dessen reale Referenz die Gesellschaft ist, zur Verfügung stellt.

## **8.8 Entwicklung eines pragmatistischen Systembegriffs**

Nach diesen Überlegungen in Bezug auf das Wissenschaftssystem wollen wir zum Abschluss versuchen, den Systembegriff in dem soeben in verschiedenen Perspektiven vorgestellten pragmatistischen Modus neu zu fassen. Wir versuchen dies, indem wir neben den von Luhmann identifizierten für das System konstitutiven Differenzen von Aktualität/Potentialität und Unterscheidung/Bezeichnung nun auch der Differenz von Erwartung/Erfahrung eine entscheidende Rolle zukommen lassen.

Systemtheoretisch lässt sich zwar postulieren, dass in jeden Moment der Sinnselektion Selbstreferenz und Fremdreferenz gleichzeitig prozessiert werden, indem immer auf Möglichkeiten nach innen als auch nach außen verwiesen wird. Das Konzept der Fremdreferenz als Bezugnahme kann aber nicht eine tatsächlich von außen induzierte Irritation verständlich machen. Denn der hier verwendete Begriff der Fremdreferenz ist selbst stets selbstreferenziell konstituiert. Die Umwelt kann für das System immer nur als im Modus der Selbstreferenz konstituierte Umwelt bearbeitet werden. Nur in diesem Sinne fungiert Sinn als Form, die Geschlossenheit und Offenheit zugleich bewältigen kann. Hier bezieht sich die Offenheit nach außen immer auf ein Verweisen von innen. Tatsächliche Fremdeinwirkungen bzw. die Tatsächlichkeit derselben können mit diesem Modell nicht erklärt werden. Dennoch

operiert die Systemtheorie mit einem qualitativen Umweltbegriff, um das Innen/Außen-Verhältnis zu beschreiben und meine These dabei ist, dass ein solcher mit der systemtheoretischen Beobachtung 2. Ordnung eigentlich gar nicht adäquat gefasst werden kann, weil hier wiederum nur systeminterne Projektionen beobachtet werden können, es handelt sich hier also um ein begriffslogisches Problem: denn die Systemtheorie geht ja von einem solchen qualitativen Umweltbegriff aus, der schwere Erklärungslasten mit sich trägt, denn in Bezug auf intersystemische Prozesse bedarf es als Voraussetzung von Irritierbarkeit

„eine[r] strukturelle[n] Kopplung von System und Umwelt im Sinne einer Form, deren Innenseite Irritationen erleichtert und deren Außenseite sie ausschließt. [...] Das setzt auf der Seite der Umwelt Diskontinuitäten voraus, die ihrerseits auf autopoietischen Systembildungen beruhen können, aber auch anders, zum Beispiel physikalisch, fundiert sein können.“ (Luhmann 1990, 40)

Irritierbarkeit setzt „auf der Seite der Umwelt Diskontinuitäten voraus“! Diskontinuitäten sind Veränderungen der sozialen Dynamik. Und wie wir mehrfach gezeigt haben, hat die Systemtheorie ernsthafte Schwierigkeiten damit, diese Dynamik in ihrer beobachtungslogisch reduzierten Erkenntnisweise zu erfassen. Meine These ist, dass die Schwierigkeit für die Systemtheorie darin besteht, dass sie aufgrund ihres rein beobachtungslogischen differenzorientierten Aufbauprinzips, einen solchen auf Dynamik bezogenen Begriff einer ‚Umwelt‘ nicht gewinnen kann. Aufgrund ihrer beobachtungstheoretischen Erkenntnisbildungstechnik gerät sie in eine Regression auf immer wieder dieselbe Form der bezeichnenden Unterscheidungen und kann niemals dasjenige thematisieren, was eigentlich erst die *Dynamik* zwischen den Bezeichnungen ausmacht. Wie wir gesehen haben, stellt aber ein pragmatistischer Begriff des ‚impliziten Wissen‘ das Potential zur Verfügung eben genau diese Dynamik zu erklären. In Bezug auf die systemtheoretische Beobachtung 2. Ordnung wird dann deutlich, dass der systemtheoretische Tatsachenbegriff nicht auf die qualitativen dynamischen Modalitäten einer den Systemen vorgängigen und zwischen den Sinnbestimmungen fungierenden Umgebung und ein darauf bezogenes Wissen zielt, sondern dass ‚Tatsachen‘ immer systeminterne beobachtungslogisch fundierte Konstrukte sind. Das Postulat der ‚Gegebenheit‘ von schon konstituierten Systemen wird damit aus erkenntnistheoretischen Gründen kritisch.

Um ‚Irritationen‘ im System postulieren zu können, verwendet die Systemtheorie einen Begriff der ‚Umwelt‘, deren ‚Tatsächlichkeit‘ im Sinne einer eigenständigen Diskontinuität (=Dynamik) als Existenzbedingung für das selbstreferenzielle Operieren der Systeme

vorausgesetzt werden muss – da das System ja immer Irritationen von außen zu seiner eigenen Fortsetzung benötigt. Diese Frage, die sich im Anschluss daran stellt ist: Lässt sich selbstreferenzielle Sinnkonstitution mit dem Konzept einer wirksamen Tatsächlichkeit einer externen Umwelt in Einklang bringen?

Meine Antwort wird lauten, dass dies nur möglich ist, wenn die Systemtheorie einen pragmatistischen Begriff des impliziten Wissens in ihr Instrumentarium integriert, um die Widersprüche zu vermeiden, die bezüglich der Konzeption rein interner Grenzkonstitution entstehen (siehe dazu in diesem Kapitel weiter oben und auch die Ausführungen in Kap 4). Ich möchte dies kurz veranschaulichen. Beschränkt sich die Systemtheorie auf rein beobachtungslogische Begriffsproduktion, so kann sie aus sich selbst heraus, nicht die Qualität der ‚Dynamik‘ der Umgebung erfassen, was aber wiederum vorausgesetzt ist, um die erforderlichen aus dieser kommenden ‚Irritationen‘ zu erklären. Diese Dynamik kann aber mit einem Begriff des impliziten Wissen gut erfasst werden (vgl. dazu die Ausführungen in 7. 1 und 8.6). Um die dazu schon getätigten Ausführungen zu veranschaulichen, kann der Qualitätsbegriff von John Dewey hilfreich sein. Hierzu kurz ein Zitat von Dewey, der diese Qualität gut illustriert und auf einen Zustand hinweist, der vor begrifflichen Explikationen implizit fungiert:

„Es gibt freilich keine unartikulierte Qualität, die lediglich ‚bunt und summend‘ ist. Sie blüht auf irgendeine Frucht hin, sie summt auf eine bestimmte Wirkung hin. Das heißt, die Qualität, obgleich stumm, enthält als Teil ihrer komplexen Qualität eine Bewegung oder einen Übergang in irgendeine Richtung. Sie kann deshalb intellektuell symbolisiert und in ein Objekt des Denkens verwandelt werden. Das geschieht durch die Formulierung der Grenzen und der Übergangsrichtung zwischen ihnen“ (Dewey 2003: 105)

Die Qualität der Dynamik ist bei Dewey als „Übergang“ in eine „Richtung“ beschrieben. Hiermit ist auf die Zielgerichtetheit der implizit erzeugten Bewegungsgesetze des pragmatischen Feldes Bezug genommen, die auf der Ebene der ‚primären Sozialität‘ fungieren (siehe dazu Kap 7.1). Diese Bewegung drängen auf eine Explizierung – und genau dieser Sachverhalt beschreibt die Grenze zwischen *Pragmatischen Feld* und *Beobachtungsfeld*. Für die Konzeptbildung eines ‚pragmatistischen Systembegriffes‘ ist nun wichtig, dass diese Qualitäten von denen Dewey spricht, einen primären Bezug zu sozialen Konstellationen haben und qua impliziten pragmatisch erzeugten kollektiv getragenen Wissen geregelt werden (siehe dazu 7.1 und 8.6). In der Perspektive der pragmatistisch fortgeführten Systemtheorie kann man sodann wie folgt formulieren:

Das den Systemen Vorgängige und das zwischen den Systemen und den einzelnen Sinnelementen Liegende, kann allgemein beschrieben werden als ‚Situation‘, in welcher das Problem (basal) der sozialen Koordination und (darauf aufbauend) der sozialen Kooperation

zu regeln ist. Der entscheidende Unterschied zum Systembegriff ist für meine Argumentation, dass hier noch nicht von abgegrenzten (sozialen) Entitäten ausgegangen werden muss. Die aufgezeigten systemtheoretischen Schwierigkeiten, die sich exakt auf die Grenzziehungsprozesse beziehen, können so ausgeräumt werden. *Denn das den Systemen (vorsichtig ausgedrückt) ‚jenseitige‘ kann nun theoretisch unabhängig vom Systembegriff formuliert werden.* Die Abrutschgefahr in einen solipsistischen radikalen Konstruktivismus und die dann damit einhergehende Schwierigkeit von außen kommende Irritationen konsistent beschreiben zu können, kann dagegen entgangen werden, wenn der *dynamische* Aspekt von Sozialität generell mithilfe eines pragmatistischen Begriffs des impliziten Wissens beschrieben wird. In der primär ‚pragmatischen Situation‘ (d.h. auch bzgl. von Interaktionen und Sozialität innerhalb des pragmatischen Feldes) gibt es noch keine Subjekt- Objekt-Unterscheidungen, und somit auch noch keine als abgeschlossene Systeme kognitiv erfahrbaren ‚Entitäten‘. Vielmehr handelt es sich in Bezug auf das benötigte Wissen in dieser Situation primärer Sozialität eher um Formen des Könnens, die Hans Joas treffend mit „vagen Zieldispositionen“ (vgl. Joas 1996) bezeichnet hat – diese vagen Zieldispositionen sind allerdings, dies ist zu betonen, kollektive Erzeugnisse. Und diese Eigenschaft der ‚vagen Zieldisposition‘ macht sodann den Übergang hin zu bezeichnenden Unterscheidungen (Explikationen) erklärbar. Aber wie geht dieses Wissen nun ein in die systemische Sinnproduktion? Wir erinnern uns daran, dass systemische Sinnproduktion immer ein Auswahlprozess aus einem Möglichkeitsbereich ist. Dieser Bereich ist systemisch konditioniert aber gleichzeitig an die basale Weltkomplexität angeschlossen. Um mit dem qua Komplexität gegebenen Selektionsdruck situativ umgehen zu können, benötigen konkrete Sinnbestimmungen *Differenzen*. Um nun die Organisation, d.i. die Dynamik zwischen den einzelnen Sinnbestimmungen und den aus diesem Bereich der Dynamik dann emergierenden bezeichnenden Sinnoperationen erklären zu können, muss ein Übergangsverhältnis von Pragmatisches Feld und Beobachtungsfeld begrifflich fassbar gemacht werden. Ich schlage vor, hierfür die Differenz von Erfahrung und Erwartung, einzusetzen. Die Erfahrung bezeichnet dabei eine kollektive Größe, in der Form eines pragmatischen Wissens, welche situativ eingesetzt werden kann, es handelt sich dabei um ein implizites Wissen, das als primärer Typ der Erfahrung im Umgang mit der Welt eher eine heuristische, denn eine identifizierende Funktion innehat. Spezifische Subjekt- und Objektfestlegungen emergieren erst, wenn es in praktischer Auseinandersetzung mit der Welt zu praktischen Ausweglosigkeiten kommt, die so etwas notwendig machen, was man dann als kognitives Beobachten (auch im Sinne des Luhmannschen Beobachtungsbegriffes) bezeichnen kann.

Hieran anschließend folgt die These, dass sowohl die Konstitution von Systemen, als auch die Fähigkeit des Beobachtens überhaupt, also z.B. auch die Fähigkeit sich ‚selbst‘ in einer Situation der doppelten Kontingenz wahrnehmen zu können, erst im Zuge solcher praktischen Widerstände entstehen kann. Systeme sind dann Derivate vorgängiger im Feld pragmatischer Situationszusammenhänge nicht mehr lösbarer Probleme. Diese Probleme, die nun nicht mehr lösbar sind, benötigen andere Wissensstrukturen; also die pragmatische, an den Leib gebundene Kompetenz, die für den primären Umgang in einer Umgebung noch ausreichend war, um relativ widerstandslos fortsetzen zu können, reicht nun nicht mehr aus und muss im Prozess der Explikation ersetzt werden durch eine qualitativ andere Struktur des Wissens. Probleme müssen nun reflexiv gelöst werden. An dieser Stelle ist nun der Einsatzpunkt für die Konstitution von Systemen. Systeme emergieren aus einer Umgebung heraus, deren Vorgängigkeit nun aber nicht mehr allein systemintern qua fremdreferenzieller Bezugnahmen als systembezogene Umwelt bestimmt werden kann, sondern der eine eigene pragmatische Problemgeschichte als Konstitutionsbedingung für die sich später konstituierenden Systeme unterstellt werden muss. Wichtig ist m.E. dabei vor allem, dass in Bezug auf die Frage der Referenz bzgl. der Fortsetzung allgemein von Prozessen in der Gesellschaft, immer die qualitativen impliziten Eigenschaften des Wissens mit reflektiert werden müssen. Begriffslogisch bleibt eben in der Systemtheorie der qualitative Impuls der aus der Umgebung kommen soll, der die Systembildung selbst veranlasst weiter im Dunklen, wenn diese sich auf die beobachtungslogische Modalität der Sinnselektion beschränkt. Das implizite, nicht explizierbare Wissen, wird sowohl als ein an den Leib Gebundenes, als auch als ein Wissen konzipiert, das die soziale Dynamik, wie zum Beispiel den Straßenverkehr als auch die Verwendungsweise der Sprache regelt, konzipiert. Wie wir gesehen haben bestimmt Luhmann ‚Wissen‘ anhand der Frage: ‚Wie wird selektiert?‘ – der Begriff des Wissens ist hier eng verknüpft mit dem Welt – und dem Sinnbegriff als Begriffe, die in ihrem Zusammenspiel die Möglichkeitsräume und den Auswahlzwang bezeichnen, aus dem dann mithilfe von Wissen selektiert wird. Zudem ist bei Luhmann der Begriff der ‚Differenz‘ vonnöten, um den Selektionsvorgang beschreiben zu können, denn eine Wahl ist immer eine Bezeichnung im Unterscheid zu etwas anderem. Vergleichen wir nun den pragmatistischen Begriff des impliziten Wissens, der sich auf soziale Dynamik bezieht mit der Luhmannschen Konzeption. Der pragmatistische Begriff des impliziten Wissen trägt in sich selbst eine Differenz, nämlich die das Wissen verortende leibliche individuelle Trägerschaft und die Gebundenheit des Wissens an die soziale Dynamik. Dieses Wissen wird von verschiedenen Autoren eher als eine Art ‚Flow‘ vorgestellt, dass sich auf ‚reibungslose‘ Abläufe bezieht, etwa die

angemessene normative Teilnahme an sozialen Situationen oder die Teilnahme an einem kulturell spezifischen Straßenverkehr. Es bezieht sich als auf Sequenzen oder besser Sequenzzusammenhänge. Die Kompetenz der Teilnahme an diesen hat man in der Phase der Sozialisation erworben. Genau die Erfahrung der sozialen Dynamik kann nicht adäquat explizit beobachtet und bezeichnet werden, da eine Bezeichnung immer an einen konkreten Zeitpunkt gebunden ist – beobachtbar ist also nur Statik und nicht Dynamik. Hier geht Luhmann d' Accor mit einem Begriff des impliziten Wissens, das als nicht explizierbar gilt. Allerdings dekomponiert die Luhmannsche Systemtheorie alle sinnhaften Prozesse in Zeitpunkte, welche mit Sinnselektionen und Sinnbestimmungen besetzt sind. Kann man den Begriff des impliziten Wissens, der die Teilnahme an kulturellen Praktiken bezeichnet ebenso radikal in Zeitpunkte zerlegen? Meiner Meinung nach entsteht bei der Beantwortung dieser Frage eine radikale Differenz zwischen der Luhmannschen Systemtheorie und den in dieser Arbeit herangezogenen pragmatistischen Ansätzen. Denn mit dem systemtheoretischen Instrumentarium kann kulturelles implizites Wissen und die daraus entstandenen kulturellen Differenzen nicht anders gesehen werden, als eingebettet in den Sinnselektionsprozess – also differente zeitpunktmäßige Selektionen, die zu unterschiedlichen Sinnkonfirmierungen und Kondensaten in unterschiedlichen Weltregionen geführt haben. In Systemprozessen können nur Sinnelemente eingehen, die mithilfe einer Differenz aus einem Raum funktional äquivalenter Möglichkeiten zu einem bestimmten Zeitpunkt selektiert wurden. Im Wissenschaftssystem ist die zeitpunkthafte Selektion die Publikation – aber welche Rolle spielt das implizite Wissen, das schon Thomas Kuhn als Gruppenintuition bezeichnet hatte für das Verstehen der modernen Wissenschaft? Um diesen Zusammenhang verstehen zu können, müssen wir diese Frage zunächst auf grundbegriffliches Niveau verschieben. Handelt es sich bei den systemtheoretischen Welt/Sinn- Prozessen und bei dem in den pragmatistischen Ansätzen beschriebenen impliziten Erfahrungswissen und Praxisprozessen um inkommensurable begriffliche Konzeptionen oder sind diese in einen übergeordneten Begriff integrierbar? In welchem Zusammenhang stehen Systemproduktions und – Reproduktionsprozesse und das pragmatische Feld?

Das Systembildung immer über Differenzsetzungen abläuft, kann eine Pragmatisierung des Systembegriffes nur darüber laufen, indem man beschreibt, wie das pragmatische Feld qua Differenzverwendung Einzug in Systemprozesse erhalten kann. Ich schlage vor, diese Einzugsprozesse mithilfe der Differenz von Erfahrung und Erwartung zu beschreiben. Bei diesem Versuch einer Theorieintegration ist vor allem die folgende Frage relevant: Handelt es sich bei der Differenz von Erfahrung und Erwartung um eine systemkonstitutive Differenz

oder kennzeichnet sie ein ab und an je nach Bedarf anwendbare Irritations- und Informationsgenerierungs – Differenz, indem Erfahrungen in Erwartungen übersetzt werden im Sinne der strukturellen Kopplung. Die Erwartung bezeichnet dabei diejenige systemische Struktur, die dem jeweiligen konditionierten Sinnselektionserfordernis qua kondensiertem Sinn die konkrete Bestimmung erst ermöglicht. Diese Differenz muss umgehen können mit der Differenz von nicht zeitpunktbezogen impliziten pragmatischen Wissen und dem Erfordernis, daraus eine systemische zeitpunktkonstruierende Sinnselektion vorzunehmen. Diese Form der Differenz ist also selbst keine strikt beobachtungslogisch formulierbare. Deshalb muss diese Differenz mit der Differenz von System und Umwelt zusammenwirken um eine konditionierte Sinnselektion erzeugen zu können. Wie ist das möglich? Da wir von einer ‚gegebenen‘ Weltkomplexität ausgehen, aus der auf verschiedene Weise selektiert werden kann und muss – im Sinne eines pragmatischen Umgang und im Sinne beobachtungslogischer expliziter Differenzsetzung ist es möglich, durch diesen gemeinsamen Bezugspunkt, ein integrierendes Band sich begrifflich vorzustellen. Sinn wird aus einer vorgegebenen Weltkomplexität pragmatisch und beobachtungslogisch selektiert. Es sind jeweils eigenständige Prozesse, die verschiedenen Feldern zuzuordnen sind. In jedem Moment der systemischen Sinnselektion spielt die Qualität der Re-symmetrisierung qua Re-entry eine tragende Rolle, wie wir oben beschreiben haben. Die Re-symmetrisierungsqualität des Re-entry bezieht sich auf die Fähigkeit die Differenz von Welt/Sinn jederzeit für weitere Anschlüsse zu verwenden. Damit ist auch die Möglichkeit gegeben differente Formen der Sinnselektion – pragmatische und systemische – aufeinander zu beziehen. Dies ist eine Eigenschaft des pragmatischen Feldes, da hier schon implizit zwischen Erwartung und Erfahrung unterschieden werden kann, ohne die Notwendigkeit dies zeitpunktbezogen zu explizieren. Wie wir aber gesehen haben drängt diese implizite Erzeugung von Dynamik auf Explikation – und dies aufgrund der zu verarbeitenden Weltkomplexität. Dafür benötigt man nun bezeichnende Unterscheidungen, die systemische Sinnselektion erst ermöglicht. An den Schnittstellen zu jeder konkreten beobachtungslogischen Sinnexplikation, also jeder Systemoperation, fungiert hier das Re-entry in der Form der Re-symmetrisierung von Welt/Sinn, um der impliziten sozialen Erzeugung von Dynamik zeitpunkthaft systemische Differenzsetzungen zu ermöglichen. In diesem Sinne ist ein Zusammenspiel der Differenz von Erfahrung und Erwartung möglich, wobei die Erwartung die Ebene ST des Systems uno actu mit der Ebene OP des Systems koppelt.

## 9. Zusammenfassung und Ausblick (soziologische Gesellschaftsberatung)<sup>72</sup>

Kommen wir zum Schluss auf die eingangs gestellte Frage zurück: ‚Was können Soziolog\_innen Nützliches für die Gesellschaft tun?‘

‚Etwas Nützliches tun?‘, dies können Soziolog\_innen nicht nur, und vielleicht auch nicht in erster Linie, indem Sie sich als Expert\_innen für bestimmte Themenbereiche zu Wort melden und fest strukturiertes Fachwissen zur konkreten Problemlösung anbieten. Folgt man der systemtheoretischen Perspektive von Niklas Luhmann, so erhält man zunächst eher einen ‚Überblick‘ über die ‚Gesellschaft‘ als Ganzes und ihrer Ausdifferenzierung in verschiedene funktionale Teilsysteme (Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Kunst, Erziehung, u.a.), sowie deren Autonomie und dann deren dennoch wechselseitiger aufeinander bezogene Angewiesenheit, im Sinne des füreinander Zur – Verfügung- Stellens von Möglichkeitsbedingungen des je eigenen Operierens. Ein derartig abstrakter Blick, lässt die Frage nach der ‚Nützlichkeit‘ soziologischer Reflektion schnell in den Hintergrund treten und man richtet es sich bequem ein im Elfenbeinturm faszinierender akademischer Begriffsspiele. Was man dabei schnell übersehen kann, ist, dass gerade der begrifflichen Abstraktion ein Potential inhärent ist, einen Beitrag für die Bearbeitung konkreter komplexer gesellschaftlicher Probleme zu liefern.

In der vorliegenden Dissertation versuche ich, für diese Möglichkeit der Systemtheorie durch Arbeit an den Grundbegriffen quasi eine Vorarbeit zu leisten und mit Hilfe einer Integration pragmatistischer Modelle eine Perspektive zu entwickeln, die in der Lage ist, brückenbildende Kommunikationsprozesse zwischen den (relativ) autonomen Funktionssystemen zunächst theoretisch- begrifflich zu beschreiben. Die Arbeit ist so konzipiert, dass in einem weiteren Schritt im Anschluss an die durchgeführte Theoriearbeit ein Konzept ‚soziologischer Gesellschaftsberatung‘ entwickelt werden kann, das sich der Aufgabe widmet, komplexe, langfristige Problemkonstellationen soziologisch zu beobachten und zu bearbeiten.

In der hier vorliegenden Zusammenfassung präsentiere ich einige Resultate der begrifflichen Analyse und Integration systemtheoretischer und pragmatistischer Theoriebausteine. Die Arbeit an der angestrebten Theorieintegration ähnelt eher einer Entwicklung und gleichzeitigen Schärfung des Blickes für das Ganze im Sinne einer kaleidoskopischen Aneinanderreihung verschiedener sich zeigender Momentaufnahmen, die jeweils ineinander

---

<sup>72</sup> Die folgende Zusammenfassung dient dazu, den Kern der Argumentation nochmals in der Grundstruktur kenntlich zu machen, ich verzichte deshalb hier weitgehend auf konkrete Quellenangaben, die sich in den einzelnen Kapiteln finden. Es gibt in diesem Teil auch keine weiteren Teilüberschriften.

übergehen und im Prozess sodann einen Gesamteindruck erzeugen, denn einem strikt linearen Aufbau. Bei einer zusammenfassenden Darstellung des Ergebnisses dieses Prozesses hat man verschiedene Möglichkeiten, aus denen man wählen kann und auch wählen muss. Ich habe mich entschieden im Folgenden, den Fokus darauf zu legen, zu zeigen, inwiefern in der Arbeit mittels pragmatistischer Fortführung der Systemtheorie eine Neubeschreibung des Gesamtgefüges ‚System‘ möglich wird, und inwiefern darauf aufbauend eine wissenssoziologische Typologie des Wissens entwickelt werden kann, die geeignet ist, die Übergänge von verschiedenen innergesellschaftlich abgegrenzten Entitäten (dies können sowohl psychische Systeme als auch Kommunikationssysteme sein) der Form nach zu rekonstruieren. Meine Rekonstruktion der Systemtheorie zeigt, dass sich innerhalb der Luhmannschen Konzeption implizit zwei differente in Spannung zueinander stehende Perspektiven der eigenen Theorieproduktion ergeben.

- 1.) Eine radikal konstruktivistische Systemtheorie
- 2.) Eine Systemtheorie der Welt/Sinn- Differenzierungsprozesse

Die erste Perspektive enthält meiner Ansicht nach immanente Abrutschgefahren, die aber gerade den Weg einer möglichen ‚Pragmatisierung‘ der Systemtheorie anzeigen. Die zweite Perspektive gibt sodann den allgemeinen Rahmen für eine konsequente Pragmatisierung der Systemtheorie. In der folgenden Zusammenfassung skizziere ich wesentliche für den Fortgang der Arbeit relevante Aspekte dieser beiden Perspektiven innerhalb der Systemtheorie zunächst, um sodann im Anschluss den in meiner Arbeit vorgelegten Integrationsvorschlag einer Pragmatisierung der Systemtheorie zumindest der Form nach vorzustellen. Danach stelle ich kurz das Resultat dieser Pragmatisierungsbewegung anhand der Modifikation verschiedener systemtheoretischer Begriffe vor: dem des ‚Systems‘ selbst, dem der ‚doppelten Kontingenz‘ und dem der ‚Kommunikation‘. Als weitere Komponente der Zusammenfassung folgt dann die von mir entwickelte begriffliche Trennung von ‚pragmatischem Feld‘ und ‚Beobachtungsfeld‘, aufgrund deren Getrenntheit sodann ein *Zusammenspiel* dieser beiden Felder beschreiben werden kann, das als Grundlage für die angestrebte Pragmatisierung der Systemtheorie angesehen werden kann. Daran anschließend und darauf aufbauend, stelle ich kurz eine Typologie des Wissens vor, die ich anhand der Pragmatisierung der systemtheoretischen Grundbegriffe in Anwendung auf das Funktionssystem der ‚Wissenschaft‘ entwickelt habe. Diese Wissenstypologie beansprucht zugleich eine über die Beschreibung des Wissenschaftssystems hinausgehende, allgemeinere auch auf andere Systeme bezogene Anwendbarkeit. Zum Schluss der Zusammenfassung möchte ich noch kurz

auf ein mögliches aus der Pragmatisierung der Systemtheorie folgendes Konzept der soziologischen Gesellschaftsberatung eingehen.

## **Systemtheoretische Rekonstruktion<sup>73</sup>**

### **Perspektive I: Konstruktivistische Lesart der Systemtheorie**

- **Grenze:**

Die Frage, die Luhmann nur unter der Mitführung nicht auflösbarer Widersprüche beantworten kann ist, was eigentlich *vor* der Grenzziehung sein soll bzw. wie das Zustandekommen des Grenzziehungsprozesses selbst thematisiert werden kann? Diese Fragen betreffen sodann die begriffliche Bestimmbarkeit des ‚Systems‘ selbst.

- **Tatsächlichkeit des Außenbereichs**

Systemtheoretisch lässt sich zwar postulieren, dass in jeden Moment der Sinnselektion Selbstreferenz und Fremdreferenz gleichzeitig prozessiert werden, indem immer auf Möglichkeiten nach innen als auch nach außen *verwiesen* wird. Das Konzept der *Fremdreferenz* als Bezugnahme kann aber nicht eine *tatsächlich* von außen induzierte Irritation verständlich machen. Denn der hier verwendete Begriff der Fremdreferenz ist selbst stets selbstreferenziell konstituiert. Die Umwelt kann für das System immer nur als im Modus der Selbstreferenz konstituierte Umwelt bearbeitet werden. Nur in diesem Sinne fungiert Sinn als Form, die Geschlossenheit und Offenheit zugleich bewältigen kann. Hier bezieht sich die Offenheit nach außen immer auf ein Verweisen von innen. *Tatsächliche* Fremdeinwirkungen bzw. *die Tatsächlichkeit* derselben können mit diesem Modell nicht erklärt werden.

---

<sup>73</sup> In meiner Arbeit verwende ich hauptsächlich die folgenden drei Monographien aus verschiedenen Werkphasen der Luhmannschen Theorieproduktion. Der Übersicht halber verzichte ich in der weiteren Zusammenfassung weitgehend auf weitere konkrete Quellenangaben.

- Luhmann, Niklas (1987): *Soziale Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1999a): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde.. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

## Perspektive II: Sinntheoretische Lesart der Systemtheorie

- **Der Welt/Sinn- Zusammenhang als Basisproblem**

Die Sinn/Welt – Differenz wird als *Basis* des Konstitutionsprozesses von Sinnsystemen bestimmt. Welt ist die zugriffssichere Weltkomplexität. Diese erzeugt einen Selektionsdruck. Psychische und soziale Systeme verarbeiten diesen sinnhaft. Sinnhaftes Verarbeiten bedeutet, dass Differenzen gesetzt werden, die eine Möglichkeit aus einem Möglichkeitsbereich selektieren (vgl. Luhmann 1987: 92ff.), an die dann weiter angeschlossen werden kann. Die Differenzen, die für den Welt/Sinn- Prozesse primär relevant sind, sind die auf der Basisdifferenz von Welt/Sinn sich aufbauenden Differenzen von Aktualität/Potentialität und Bezeichnung/Unterscheidung. Diese drei ineinander verschachtelten Differenzen benötigen (erst) dann die System/Umwelt – Differenz, um zeitlich stabile Prozesse erzeugen zu können. Diese asymmetrischen Bestimmungsakte des Welt/Sinn- Prozesses– die immer in der Form einer bezeichnenden Unterscheidung einer Möglichkeit aus einem Möglichkeitsbereich (Unterscheidung Aktualität/Potentialität) stattfinden- verlieren nicht den Kontakt zu dem basalen Sinnprozess im Gesamten, weshalb jeder Sinnbestimmung auch die Möglichkeit inhärent ist, die durch den Bestimmungsvorgang hergestellte Asymmetrie wieder zu Re-symmetrisieren, und zu der basalen Welt/Sinn – Differenz zurückzukehren. Weiter gehe ich hier davon aus, dass dem Sinnbegriff ein Problembegriff inhärent ist, der als Ausgangspunkt die faktische Operativität von psychischen und sozialen Systemen erklären kann. Die einzelnen Operationen psychischer und sozialer Systeme nämlich können als Reaktionen auf allgemeine *Sinnproblematiken* rekonstruiert werden. Dabei ist es wichtig festzuhalten, dass es die Selbstreferentialität von Sinn selbst ist, die den Problemdruck erzeugt, damit sich autopoietische Systeme bilden können

- **Re – entry**

Das Re-entry (= Wiedereintritt einer Differenz in einen durch sie ausdifferenzierten Bereich) ist für jede einzelne Sinnoperation eine Möglichkeitsbedingung. In der Systemtheorie wird jeder sinnhafte Akt als eine Differenz beschrieben. Dabei wird etwas im Unterschied zu etwas anderem bezeichnet. Das Bezeichnete dient dann immer als Bezugspunkt für weitere

Anschlussmöglichkeiten. Bezieht man die Funktion des Re-entry auf unsere Rekonstruktionen, so ist es die Möglichkeitsbedingung dafür, dass durch es die Welt/Sinn-Differenz auch in jede mithilfe welcher Differenzverschachtelungen auch immer konditionierte Selektion integriert ist.

- **Mit systemtheoretischen Mitteln nicht zu bearbeitende Paradoxie**

Die Frage ist nun aber, ob Luhmann seinen Anspruch, die Eingebettetheit aller Sinnoperationen in die Selbstreferentialität von Sinn und damit in den allgemeinen Sinn/Welt-Prozess konsistent beschreiben kann, wenn er die Grenzziehungsprozesse konsequent *innerhalb* des Systems verortet? Wie genau ist dann eine Re-symmetrisierung im Sinne eines Kontaktes der jeweils konkreten Sinnoperation mit dem Sinn/Welt-Ausdifferenzierungsprozess vorstellbar? Meines Erachtens kommen wir hier, folgen wir ausschließlich der orthodoxen systemtheoretischen Konzeption an eine begriffliche Grenze, die unsere weiteren Untersuchungen blockieren würde.

### **In der Arbeit angebotener Lösungsvorschlag: Pragmatisierung der Systemtheorie**

Ich entwickle eine pragmatisierte Systemtheorie, die zu den vier genannten Basisdifferenzen (Welt/Sinn, Aktualität/Potentialität, Unterscheidung/Bezeichnung, System/Umwelt) eine weitere hinzufügt: die *Differenz von Erfahrung/Erwartung*. Die Komponente der ‚Erfahrung‘ in dieser Differenz stellt dabei den Bezug zu der pragmatischen Dimension des impliziten Wissens her. Eine entscheidende Rolle bei der Pragmatisierung der Systemtheorie spielt meiner Meinung nach ein Konzept des ‚impliziten Wissens‘. Wichtig ist dabei, dass damit eine Wirkweise dieser Form des Wissens in einem vordifferenzierten pragmatischen Feld bezeichnet ist, das sodann bei der Bildung von Systemen und auch bei der selbstreferentiellen Reproduktion der Systeme eine konstitutive Rolle spielt. Mit der Ergänzung der Differenz von System/Umwelt um die Differenz von Erwartung/Erfahrung in Bezug auf die Beschreibung von systemkonstitutiven Prozessen können die systemtheoretischen Probleme der Grenzkonzeption behoben werden.

## **Modifizierung systemtheoretischer Begriffe**

Die Systemtheorie konstituiert sich selbst als komplexes zirkuläres Begriffsgefüge. Ich skizziere im Folgenden die in meiner Arbeit vorgenommene pragmatistische Modifizierung dreier systemtheoretischer Begriffe, die für die Beschreibung von Systemen eine zentrale Rolle einnehmen.

- **Pragmatistischer Systembegriff**

Da Systembildung immer über Differenzsetzungen abläuft, kann eine Pragmatisierung des Systembegriffes nur darüber laufen, indem man beschreibt, wie das pragmatische Feld Einzug in Systemprozesse qua Differenzsetzung erhalten kann. Ich schlage vor, diese Einzugsprozesse mithilfe der Differenz von Erfahrung und Erwartung zu beschreiben. Die Erwartung bezeichnet diejenige systemische Struktur, die dem jeweiligen konditionierten Sinnelektionserfordernis qua kondensiertem Sinn die konkrete Bestimmung erst ermöglicht. Diese Differenz muss umgehen können mit der Differenz von nicht zeitpunktbezogenem implizitem pragmatischem Wissen und dem Erfordernis daraus eine systemische zeitpunktkonstruierende Sinnelektion vorzunehmen. Diese Form der Differenz ist also selbst keine strikt beobachtungslogisch formulierbare. Deshalb muss diese Differenz mit der Differenz von System und Umwelt zusammenwirken, um eine konditionierte Sinnelektion erzeugen zu können. Wie ist das möglich? Da wir von einer ‚gegebenen‘ Weltkomplexität ausgehen, aus der auf verschiedene Weise selektiert werden kann und muss – im Sinne eines pragmatischen Umgangs und im Sinne beobachtungslogischer expliziter Differenzsetzung, ist es möglich durch diesen gemeinsamen Bezugspunkt, ein integrierendes Band dieser beiden Modi zu konzipieren. Sinn wird aus einer vorgegebenen Weltkomplexität pragmatisch *und* beobachtungslogisch selektiert. Es sind jeweils eigenständige Prozesse, die verschiedenen Feldern zuzuordnen sind. In jedem Moment der systemischen Sinnelektion spielt die Qualität der Re-symmetrisierung qua Re-entry eine tragende Rolle, wie wir oben beschreiben haben. Diese Re-symmetrisierungsqualität des Re-entry bezieht sich auf die Fähigkeit, die Differenz von Welt/Sinn jederzeit für weitere Anschlüsse zu verwenden. Damit ist auch die Möglichkeit gegeben, differente Formen der Sinnelektion – pragmatische und systemische – aufeinander zu beziehen. Dies ist auch schon eine Eigenschaft des pragmatischen Feldes, da hier schon implizit zwischen Erwartung und Erfahrung unterschieden werden kann, hier allerdings ohne

die Notwendigkeit dies zeitpunktbezogen zu explizieren. Wie wir aber gesehen haben, drängt diese implizite Erzeugung von Dynamik auf Explikation – und dies aufgrund der zu verarbeitenden Weltkomplexität. Dafür benötigt man nun bezeichnende Unterscheidungen, die systemische Sinnselektion erst ermöglicht. An den Schnittstellen zu jeder konkreten beobachtungslogischen Sinnexplikation, also jeder Systemoperation, fungiert hier das Re-entry in der Form der Re-symmetrisierung von Welt/Sinn, um der impliziten sozialen Erzeugung von Dynamik zeitpunkthaft systemische Differenzsetzungen zu ermöglichen. In diesem Sinne ist ein Zusammenspiel der Differenz von Erfahrung und Erwartung möglich, wobei die Erwartung die Ebene ST des Systems *uno actu* mit der Ebene OP des Systems koppelt (Genauerer zu der Ebenenunterscheidung findet sich weiter unten in der Zusammenfassung).

- **Doppelte Kontingenzen**

Die Fähigkeit, die schon auf impliziter Ebene vorhanden sein muss, ist der entscheidende Hebel auch für Explikationstätigkeiten, wenn implizites Wissen allein nicht mehr ausreicht, um soziale Koordination und Kooperation zu gewährleisten. Im Zuge dieses Prozesses haben sich Erwartungsstrukturen entwickelt, die das Soziale ordnende Funktionen innehaben. Es handelt sich hierbei aber entgegen der Luhmannschen Konzeption um einen Prozess, bei dem Erwartungen nicht aus der Situation doppelt doppelter Kontingenzen entstanden sind, sondern aus Erfahrungen praktischer Ausweglosigkeiten auf der Ebene impliziter Bezugnahmen sich entwickelt haben. Dazu ist es lediglich nötig, die *Erfahrung* eines aufkommenden Reizes mit der eigenen *Erwartungshaltung* *vergleichen* und *unterscheiden* zu können. Luhmann konzipiert an vielen Stellen das Problem der doppelten Kontingenzen quasi als Auslöseproblem für Systembildung im Allgemeinen. Meine These ist, dass dies keine sinnvolle Konzeption ist. Die konstitutionstheoretisch in der Situation der doppelten Kontingenzen vorausgesetzte Kompetenz – nämlich die Situation als eine im Sinne der doppelten Kontingenzen unsichere *erfahren* zu können - kann nämlich nur adäquat verstanden werden, wenn man sich ‚alter Ego‘ als derart konstituierte Entität vorstellen kann, die bereits Zugriff und eine damit verbundenen Anwendungskompetenz haben muss auf eine gewisse *Freiheitssemantik*. Diese emergiert aber evidenterweise im Sinne der systemtheoretischen Logik erst mit der Ausdifferenzierung sozialer Systeme respektive Semantiken und kann deshalb nicht gleichzeitig als Auslöseproblem derselben angesehen werden – zumindest nicht in konstitutionslogischer Perspektive. Würde man die Situation der doppelten Kontingenzen aber unter der Voraussetzung einer bereits konstituierten *Freiheitssemantik* als historisches Problem

betrachten, könnte dieses Theorem nicht mehr das zugrunde liegende Dekompositionsniveau der Theorie bereitstellen, weil es sich dann ja auf ein rein semantisches *nachträgliches* Konstrukt (ohne klare Referenz auf ein vorgängiges Problem) beschränken würde und damit die äquivalenzfunktionalistische Dialektik ‚doppelt doppelter Kontingenz‘ im Sinne einer allen sozialen Tatsachen zugrunde legen zu könnende Heuristik von Problem/Problemlösung außer Kraft setzen würde. Um diese aufrechterhalten zu können, muss das Problem aber schon auf der Ebene der Sozialdimension *real* bereitstehen (also schon bevor qua Semantikbildung ‚Freiheit‘ zur Verfügung gestellt werden kann), um Systembildungsprozesse initiieren zu können. Im Zuge der ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘ sind nun aber die für das Problem der doppelten Kontingenz notwendigen Kompetenzen dann als Resultat von Problemen zu verstehen, die auf der Ebene des pragmatischen Weltzugangs mithilfe des impliziten Wissens nicht mehr lösbar waren. Das Problem der doppelten Kontingenz ist dann als Resultat von in sozialer Evolution sich entfalteteten Problem/Problemlösungsketten jeweils empirisch zu erforschen – jedenfalls kann es nicht mehr als Ausgangspunkt von theoretischer und methodologischer Begriffsbildungspraxis stehen. Die Freiheit, die in der Situation der doppelt doppelten Kontingenz dem/der Anderen unterstellt werden muss, ist die Freiheit in Bezug auf konkrete Füllungen der *erfahrbaren* Kontingenzlücke, die immer erst als Resultat schon vorgängiger Praktiken möglich ist, weil es ja eine Sinnlücke in Bezug auf den sozialen Partner – der als ein menschlicher, ‚freier‘ Partner erfahren werden können muss - und nicht schon eine aufgrund der Weltkomplexität selbst gegebene ist.

- **Handlung und Kommunikation**

Luhmanns grundbegriffliche Umstellung von ‚Handlung‘ auf ‚Kommunikation‘ und die damit einhergehende Reduzierung der ‚Handlung‘ auf eine simplifizierende Selbstbeschreibung von Kommunikationssystemen, muss ergänzt werden durch den Aspekt der ‚Handlung‘, der dem pragmatischem Feld entstammt. Im Anschluss an das Handlungskonzept von Donald Davidson (vgl. Davidson 1998) gewinne ich einen angemessenen Handlungsbegriff, der den begrifflichen Erfordernissen der ‚pragmatisierten Systemtheorie‘ entspricht. Bei Davidson sind ‚primäre Gründe‘ tatsächliche Ursachen von Handlungen, so dass die Nennung von ‚Absichten‘ in nachträglichen Handlungserklärungen eine reale Referenz haben und man deshalb berechtigt ist, bzgl. Handlungsbeschreibungen von Kausalerklärungen zu sprechen. Hierbei ist schon der Aspekt der Handlungen genannt, der die Luhmannsche Reduzierung aufhebt. Gleichzeitig ist zu betonen, dass primäre Gründe als Motive eine Handlung bewirken können, aber sowohl der primäre Grund als tatsächliche Ursache des Handelns, wie auch die

nachträgliche kontextuelle Interpretation *logisch* vom Ereignis der Handlung unabhängig sind, so dass es sich bei jeder kausalen Erklärung um eine *Interpretation* handeln muss – hier haben wir sodann den systemtheoretischen Aspekt der Selbstbeschreibung, der nun aber eine reale Referenz enthält und nicht als reine Konstruktion verstanden werden kann. Worauf aber referiert der ‚primäre Grund‘? Hier wäre dann zu fragen, inwiefern die diesem Grund zugeordneten Eigenschaften (Wünsche, Einstellungen etc.) mit einem pragmatistischen Konzept des ‚impliziten Wissens‘ zusammenzubringen sind. Da auch bei Davidson diese Eigenschaften in den Erklärungen nicht repräsentationalistisch expliziert werden können, kann man in Ergänzung zu der Davidsonschen Konzeption den primären Grund an ein kollektives implizites pragmatisches Können binden, welches diesem sodann eine normative soziale Komponente hinzufügt. In Bezug auf dieses ‚Können‘ ist der Rylsche Dispositionsbegriff (vgl. Ryle (1969): 153ff.) geeignet, um hier den Aspekt der selektiven Verwirklichung in Situationen zu bezeichnen und damit die Handlung einzubinden in einen pragmatischen selektiven Umgang mit Weltkomplexität, womit das ‚pragmatische Feld‘ wiederum als in einen allgemeinen Welt/Sinn- Zusammenhang integriert zu verstehen ist, den man wiederum am besten mit dem Luhmannschen Instrumentarium beschreiben kann. Damit ist ein Handlungsbegriff gewonnen, der nicht individualistisch reduziert ist, und gleichzeitig mithilfe eines pragmatisierten Konzeptes des ‚primären Grund‘ eine tatsächliche Referenz von systemischen Handlungszuschreibungen zu integrieren ermöglicht.

### **Pragmatisches Feld/Beobachtungsfeld**

Das implizite Wissen wird jeweils von bestimmten Gruppen, Zirkeln oder Milieus ‚getragen‘ und sodann auf die jeweils milieuspezifische Weise an die jeweilige Ebene der systemischen Selbstreferenz (Operativität, Struktur, Reflexivität) gebunden. An diesen Stellen kommt es dann stets zu Kopplungen des ‚pragmatischen‘ und des ‚Beobachtungsfeldes‘. Die milieuspezifischen Elemente des pragmatischen impliziten Wissens: Nicht- explizierbarkeit, Unterscheidungsfähigkeit von Erfahrung und Erwartung, implizite Sanktionsfähigkeit *und* die zeitpunktgebundenen bzw. konstituierenden kommunikativen systemischen Beobachtungsoperationen arbeiten hier zusammen, um den Fortgang der jeweiligen selbstreferentiellen Kommunikation zu organisieren. Pragmatisches Feld und Beobachtungsfeld bleiben dabei aber als eigenständige soziale Entitäten bestehen und verändern sich der Form nach bei diesem Prozess nicht. Das integrierende Band dieser beiden ‚Felder‘ ist mit der Angebundenheit an den allgemeinen Welt/Sinn- Prozess gegeben. Beide

haben ihre eigene Art mit der vorgegebenen Weltkomplexität umzugehen. Während das Beobachtungsfeld Differenzen verwendet, um eine Möglichkeit aus einem Möglichkeitsbereich zu wählen und explizit zu bezeichnen, ist das pragmatische Feld auf eine andere Weise in den Welt/Sinn- Zusammenhang eingefügt. Hier werden implizit Selektionen vorgenommen, die nicht beobachtungslogisch explizierbar sind. Allerdings wird auch hier mit *Möglichkeiten* ‚hantiert‘. Ohne spezifische Kopplungen zwischen Beobachtungsfeld und pragmatischen Feld in Bezug auf die Systemoperationen könnte die Dynamik der beteiligten Prozesse überhaupt nicht erklärt werden. Wie ich an verschiedenen Stellen der Arbeit gezeigt habe, ist, um soziale Dynamik begrifflich plausibel beschreiben zu können, ein Begriff des pragmatisch impliziten Wissens notwendig. Für den Übergang des rein pragmatischen Wissens hin zu Beobachtungsexplikaten, ist die Fähigkeit des impliziten Wissens schon auf der impliziten Ebene zwischen Erwartung und Erfahrung unterscheiden zu können, entscheidend. *Denn hier wird Sinn in die Form einer Möglichkeitsselektion qua impliziter Differenzerzeugung gebracht.* Es wird schon implizit zwischen Erwartung und Erfahrung unterschieden, dies aber innerhalb eines Sinnprozesses, der als basale Differenz diejenige von Welt/Sinn verwendet – aus der vorgegebenen Weltkomplexität wird eine Möglichkeit selektiert und das mithilfe des impliziten Wissens mit der Differenz von Erwartung und Erfahrung, ohne die selektierte Möglichkeit als Bezeichnung explizit zu machen. Und diese pragmatische Differenz geht dann ein in die Beobachtungsdifferenzsetzung. Somit kann das gruppen- bzw. milieuspezifische implizite Wissen eingehen in den konditionierten Sinnselektionsprozess auf der jeweils spezifischen Ebene der selbstreferentiellen Systemreproduktion. Das bedeutet aber auch, dass die System/Umweltgrenze immer auch mit der Hilfe der pragmatischen, impliziten Differenz von Erwartung und Erfahrung in den einzelnen Systemoperationen produziert und reproduziert wird. In Bezug auf die Frage der Ausdifferenzierungsprozesse, insbesondere in Bezug auf die Startphase von Systemen habe ich meiner Arbeit einige systemimmanente Widersprüche entdeckt. Mithilfe des Hinzufügens dieser pragmatischen Differenzerzeugung, können diese nun produktiv bearbeitet werden.

### **Wissenstypologie (entwickelt am Beispiel des Funktionssystems ‚Wissenschaft‘)**

Das Wissen hat bei Luhmann die Funktion des ‚Wie‘ des Bestimmens von Sinnelementen. Wenn wir nun im Anschluss an Rainer Schützeichel (vgl. dazu Schützeichel 2003: 57f.) den drei Ebenen der Selbstreferentialität drei eigenständige Ebenen der System/Umwelt-

Differenz zuordnen, ist es sinnvoll den drei Ebenen auch drei differente Typen des Wissens zuordnen. Das Wissen der operativen Ebene des Systems nennen wir ‚Wissen (OP)‘, das Wissen der strukturellen Ebene ‚Wissen (ST)‘ und das Wissen der Ebene der Reflexivität ‚Wissen (REF)‘. Gemeinsam ist diesen drei Typen des Wissens, dass es zuständig ist für die Sinnelementselektion. Der entscheidende Beitrag, den eine pragmatisierte Systemtheorie für aktuelle wissenssoziologische Fragen leisten kann ist, eine Perspektive zur Verfügung zu stellen, die die implizite Erzeugung von Wissen und dessen gleichzeitige Funktion für die Fortsetzung von Sinnelektionsprozessen auf allen Ebenen der Selbstreferenz vor einem gesellschaftstheoretischen Hintergrund thematisieren kann. Es ist nämlich für den Übergang von Operation zu Operation ein pragmatisches Wissen notwendig. Dieses ist der Form nach anders aufgebaut, als es die bezeichnenden Beobachtungen sind, mithilfe derer allein Luhmann den Fortsetzungsprozess von Sinnoperationen zu konzipieren versucht. So gesehen sind die systemischen Typen des Wissens immer gekoppelt an dieses pragmatische Wissen. Diese gekoppelten Formen des Wissens erhalten ihre Aufgabenbestimmung durch die Funktion der jeweiligen Ebene der Selbstreferenz des Systems.

In Bezug auf eine Typologie des Wissens halten wir zunächst die folgenden Formen fest:

Wissen (IMPL) - Wissen (OP) - Wissen (ST) - Wissen (REF)

- **Wissen (Implizit)**

Das Wissen (Implizit) ist unabhängig von den drei Formen des Wissens, deren Aufgabe es ist, spezifische Explikationsprozesse anzuleiten. Es konstituiert sich auf der Ebene des pragmatischen, handelnden Umgangs mit der Gegebenheit der Weltkomplexität. Ein für unsere Untersuchung besonders interessanter Aspekt dieser Form des Wissens ist es, dass es auf der Ebene des Impliziten schon eine Differenz von Erwartung und Erfahrung integriert, und in praktisch sozialen Bezügen dazu in der Lage ist, Erwartungsabweichungen auch implizit zu sanktionieren, was anhand der Form des praktischen Anschlusses auf impliziter Ebene Wirkungen zeitigt. (vgl. Renn 2006a: 283ff.)

- **Wissen (Implizit, Wissenschaft)**

In der Wissenschaft als modernes Funktionssystem ist das Wissen (Implizit) an soziale Gemeinschaften gebunden, die es mit wissenschaftlichen Problemen zu tun haben. Dieses Wissen (Implizit) der Wissenschaft ist begrifflich strikt zu unterscheiden vom Wissen (OP). Es ist auch aufs strengste zu unterscheiden, von einem Wissenstyp, der präzise und zeitpunktbezogen Sinnelektionen vorzunehmen hat – denn nur durch diese Unterscheidung

wird klar, inwiefern ein pragmatisches Feld eigenständige Wirkungen hervorbringt. Erst dann kann die Kopplung des Wissens (Implizit) mit den Wissensformen (OP, ST, Ref) adäquat beschrieben werden. Dies nämlich, wie dieses Wissen (Implizit) mit einem für die wissenschaftliche Integration basal relevanten in Bezug auf zeitpunktbezogene Operationen verfügbaren Wissen (diese Notwendigkeit der Zeitpunktfixierung gilt sowohl für Wissen (OP), Wissen (ST) und Wissen (REF)) verbunden ist, ist eine weitere Frage. *Das leiblich implizit stabilisierte Wissen ermöglicht ein Zusammenspiel von Erfahrung und Irritation, das den Zeitpunktcharakter des Wissens (OP) transzendiert.* Dieses Wissen (Implizit) allein kann dann aber in der Konsequenz seines spezifischeren Charakters – es ist allein bezogen auf spezifische wissenschaftliche Problemstellungen - nicht die gesellschaftliche Funktion der Wissenschaft, neues Wissen zu schaffen, gewährleisten. Ihm selbst wohnt nicht die Möglichkeit inne, ein allein dem Medium der Publikation inhärentes Auflöse- und Rekombinationsvermögen für die Erfüllung der gesellschaftlichen Funktion der Wissenschaft zur Verfügung zu stellen.

- **Wissen (OP, Wissenschaft)**

Auf Ebene der basalen Selbstreferenz des Wissenschaftssystems, ist das Wissen (WISSEN OP) dafür verantwortlich, das Verhältnis von Element und Relation zu organisieren. Meine These ist, dass das Wissen auf dieser Ebene, um seine Funktion der Verbindung von Element und Relation nachkommen zu können, gleichzeitig den Bezug zur gesamtgesellschaftlichen Resonanz sichern muss. Das Wissen (OP) ist dabei selbst ein pragmatisches Wissen, mit der Aufgabe die Relationen der primären Autopoiesis zu regeln. Dieser Prozess erfordert eine Organisation des Übergangs von einer expliziten Bezeichnung zu der nächsten. Und dies geschieht jeweils forschungsgruppenabhängig mithilfe des hier etablierten impliziten Wissens. Das Material, welches für die Funktionserfüllung der Wissenschaft, neues Wissen zur Verfügung zu stellen, produziert wird, sind aus Wörtern zusammengesetzte Sätze, die für die Community und anderem interessierten Publikum in der Form von Publikationen zugänglich gemacht wird/werden muss. Da Publikationen – in fixierten Sätzen geronnener Sinn - als Elemente des Sinnsystems Wissenschaft fungieren (vgl. dazu Stichweh 2013a) kompensiert das System den zur eigenen Autopoiesis notwendigen Redundanzverzicht in Bezug auf die allgemeine Problemlage der Sinnproduktion (Möglichkeitenüberschussselektion) und deren systemischen Spezifikation (systemische Möglichkeitenüberschussproduktion- und Selektion) mit dieser (relativ) stabilen Form eines Sinnkondensats. Der qua Publikation erreichte Aggregatzustand dient hier, und das ist zu betonen, gleichzeitig als Basis und

Resultat systemischer Produktion und Reproduktion. Die Publizierbarkeit und Publikationsnotwendigkeit wissenschaftlicher Forschungsergebnisse garantiert dem System seine ureigene Auflöse- und Rekombinationsfähigkeit seines Materials und Resultats: dem wissenschaftlich erzeugten Wissen. Publikationen sind deshalb meiner eigenen Interpretation nach und damit die Konzeption Rudolf Stichwehs ergänzend, zugleich die Elemente *und* das Medium des Systems. In ihrer *medialen Funktion* zeigen sie die Kontingenz der fest gebildeten Formen, die dann als anschlussfähige *Elemente* fungieren können an. Die Bildung von wissenschaftlichem Wissen bleibt aber immer hypothetisch, was durch den medialen Charakter der Publikationen gesichert wird. Das durch den Buchdruck ermöglichte Zusammenspiel von Medium und Form in Gestalt der Publizierbarkeit von Wissen und dann den fertigen und öffentlich zugänglichen Publikationen macht die Kontingenz der Wissensbildung in den Elementen medial sichtbar. Die Erfüllung des Funktionsdrucks, die Produktion von neuem und sicherem Wissen, die durch den Redundanzverzicht konditioniert ist, wird somit ermöglicht durch den Charakter der Publikation gleichzeitig als Medium und als Element zu fungieren.

- **Wissen (ST, Wissenschaft)**

Das Wissen (ST) konstituiert sich auf der Ebene des rekursiven Systemelementezusammenhangs. Hier wird Sinn kondensiert und konfirmiert und als ‚Identität‘ zur Verfügung gestellt, um einzelne zeitpunktstituierende Bezeichnungen vornehmen zu können. Dieser Prozess erfordert Generalisierungs- und Respezifikationsleistungen, um Sinnidentitäten herstellen und diese dann für einzelne Systemoperationen anwenden zu können. Auch hierfür ist das implizite pragmatische an ein Kollektiv gebundene Wissen notwendig. Das Wissen (ST) ist somit auch ein pragmatisches Wissen des Umgangs mit identisch gehaltenen Sinnkondensaten. In Bezug auf das Wissenschaftssystem ist hier die Frage der Identitätsbildung qua *Begriffsbildung* interessant. Begriffsbildungen sind Explikationen in dem Sinne, dass aus einem Möglichkeitsbereich bestimmte Möglichkeiten bezeichnet werden und sodann als geronnene Identitäten weiterverwendet werden können. Inwiefern gehen vorsystemische pragmatische Erfahrungen in das System ein? Welchen Realitätsgehalt haben sodann die im System gebildeten Begriffe? Die ‚Gegenstände‘ der Wissenschaft sind dieser in der Form begrifflicher Konstrukte gegeben, die wiederum durch ineinander verschachtelte Differenzen gewonnen wurden. Bei Begriffen handelt es sich um explizites (wie oben schon gesehen, aber immer, wenn es angewendet werden soll auch an implizites Wissen gekoppeltes) Wissen, deren Bildung aber

wiederum in den gesamten Sinn/Welt/Gesellschaft – Zusammenhang integriert ist. Begriffe müssen deshalb, um die eigene Kontingenz und Unbestimmtheit sicherstellen zu können, um damit den Sinnanforderungen nachzukommen, vergleichbar, kritisierbar, falsifizierbar oder auch ignorierbar sein. Dies erreichen sie dadurch, indem diese als spezifische Unterscheidungen von anderen spezifischen Unterscheidungen unterschieden werden können und dies in Publikationen festgestellt werden kann. Das Wissen (ST) ist somit, um diese Funktion erfüllen zu können, in komplex konditionierte Sinnzusammenhänge eingebettet. Das implizite an eine Forschungsgruppe gebundenes Wissen ist dabei bezogen auf den gesamtgesellschaftlichen Sinnprozess und spezifiziert sich, indem sich ein Funktionssystem herausbildet, das unter Redundanzverzicht darauf spezialisiert ist, fremdreferentielle kontingente Gegenstandsaussagen zu produzieren. Dieses implizite Wissen ist deshalb nicht einer vorsystemischen Lebenswelt allein zuzuordnen, sondern vielmehr der Selbstreferenz des gesamten gesellschaftlich Welt/Sinn- Differenzierungsprozesses, der hier in konditionierter Form immer mit präsent ist. Aber auch das implizite Wissen, das der Organisation des wissenschaftlichen Kommunikationsprozesses zugrunde liegt, der auf die Explikation fremdreferentieller Gegenstandsbeschreibungen ausgerichtet ist, ist selbst wiederum auf lebensweltliche Sicherheits- und Kontinuitätsunterstellungen angewiesen, welche allein forschungsgruppenspezifisch zur Verfügung gestellt werden können. Bei der Frage, wie ein qua System/Umwelt- Grenze operational geschlossener Kommunikationsprozess *Erfahrbarkeit* der Realität außerhalb dieses Zusammenhangs herstellen kann, muss sich die Antwortstrategie aufgrund des allgemeinen Erfordernisses der Differenzsetzung zur Bearbeitung von Sinnproblemen, sich deshalb auf mögliche Differenzkandidaten beziehen, die es erlauben, eine erfahrungsmäßige Irritierbarkeit des Kommunikationszusammenhangs innerhalb des Gesamtsinnzusammenhangs verständlich zu machen. Wie können systemische Erwartungsstrukturen von der Realität derart irritiert werden, so lautet die allgemeine konzeptionelle Frage, so dass mit einer Antwort auf diese auch erklärt werden kann, wie die im Wissenschaftssystem gebildeten Hypothesen falsifiziert werden können. Ich stelle hier im Zuge der Pragmatisierung der Systemtheorie die These auf, dass, damit in den sinnhaften gesellschaftlichen Selektionsvorgang eingebettet, wissenschaftliche Erfahrbarkeit hergestellt werden kann, das Wissenschaftssystem auf eine Differenzverarbeitung von Erfahrung und Erwartung angewiesen ist. Die Frage der Referenzhaltigkeit der wissenschaftlichen Theorieproduktion ist somit immer schon gebunden an die gesellschaftstheoretische und sinntheoretische Einbettung der wissenschaftlichen Kommunikationsprozesse. Gerade die grundlegende gesellschaftliche Bezogenheit und das daran gebunden implizite Wissen, dass

auf eine nicht explizierbare Weise die Systemselektion mitbestimmt, hält den Realitätsbezug der begrifflichen Konstrukte aufrecht. Wie ist dies möglich, wenn gerade das implizite Wissen an Forschungsgruppen und damit konkrete Problembearbeitung gebunden ist? Wir können dies genauer erfassen, wenn wir uns die Rolle von Theorien im Wissenschaftssystem ansehen. Die *Theorie* verbindet die Ebene ST mit der Ebene OP, indem aus ihr heraus zeitpunktbezogene Tatsachenaussagen generiert und publiziert werden können. (vgl. dazu Stichweh 2013a: 54f.) Die Inhalte der Theorie selbst wiederum generieren sich in einem kommunikativen Intellektionsprozess, der wie wir gesehen haben auf das Wissen (Implizit) von Milieus innerhalb des Wissenschaftssystems angewiesen ist. Das implizite Wissen dient dabei auch der Integration der tatsächlich von außerhalb des Diskurses kommenden Referenz, auf die sich pragmatisch bezogenen können werden muss, damit man überhaupt die Dynamik der Transformation der wissenschaftlichen Diskurse nachvollziehen kann. So gesehen dient die Theorieproduktion der Kopplung des pragmatischen Feldes (implizites Wissen des Forschungsmilieus) mit dem Beobachtungsfeld (Produktion zeitpunktfixierter Tatsachenbehauptungen qua Publikation und Zitation).

- **Wissen (Ref, Wissenschaft)**

Auf der dritten Ebene ist es die Aufgabe des Wissens (WISSEN REF), den Selbstbezug des gesamten Systems mithilfe der das System konstituierenden System/Umwelt – Unterscheidung zu organisieren bzw. zu beobachten. Auf dieser Ebene des Systems betrachtet sich das System selbst. Es reflektiert seine eigenen Ebenen der Selbstreferenz und die damit verbundenen System/Umwelt- Unterscheidungen und deren Zusammenspiel. Auch diese Beschreibungen setzen kollektives implizites Wissen als Möglichkeitsbedingung voraus. In Bezug auf das Wissenschaftssystem ist hier wissenschaftstheoretisches und – soziologisches Wissen angesiedelt. Ich vertrete die These, dass dieses Wissen nicht basal notwendig ist, um die Erfüllung der gesamtgesellschaftliche Funktion des Systems zu bewerkstelligen.

### **Ausblick: Soziologische Gesellschaftsberatung**

Zum Abschluss versuche ich nun zu zeigen, wie mein spezifischer Beitrag der ‚Pragmatisierung der Systemtheorie‘, der darin besteht die systemtheoretische Sinnlogik mit einer Logik des pragmatischen impliziten Wissens zu verknüpfen, für ein Konzept der

„soziologischen Gesellschaftsberatung“ in Anwendung gebracht werden kann.<sup>74</sup> Bei der „Pragmatisierung der Systemtheorie“ geht es in erster Linie um die Einbindung des Konzeptes des „impliziten Wissens“ zur Beschreibung der Funktionsweise von Systemen. Wenn man von „Systemen“ spricht ist hierbei eigentlich immer die *Differenz* von System und Umwelt gemeint. Die Einbindung des impliziten Wissens im Sinne der Differenz von Erfahrung und Erwartung betrifft unmittelbar das Konzept der Grenze von Systemen. Betrachtet man nun die moderne Gesellschaft als einen Zusammenhang von verschiedenen Funktionssystemen, so spielt der Begriff der Grenze eine entscheidende Rolle zunächst für die Deskription innergesellschaftlicher Grenzbeziehungen. Diese Perspektive auf innergesellschaftliche Grenzbeziehungen kann fruchtbar gemacht werden für ein Konzept „soziologischer Gesellschaftsberatung“, das den Anspruch hat, die Komplexität langfristiger gesellschaftlicher Problematiken, wie z.B. das ökologische Problem des Klimawandels oder auch Migrationsbewegungen in den Blick zu bekommen. Ich möchte nun kurz skizzenhaft darstellen, wie aus der Perspektive der pragmatisierten Systemtheorie im Sinne einer soziologischen Gesellschaftsberatung ein Beitrag zur Bearbeitung solcher langfristigen Problemlagen geliefert werden kann. Mein Vorschlag dazu lautet, den gesellschaftstheoretischen Rahmen einer „pragmatisierten Systemtheorie“ zu verwenden, um innergesellschaftliche Kommunikationsprozesse in einem gesellschaftstheoretisch angeleitete Rahmen zu organisieren oder zumindest einen Beitrag aus dieser Perspektive für die Konzeption eines solchen Rahmes zu leisten. Die gesellschaftstheoretische Perspektive bietet einige Reflexionspotentiale, die hier produktiv genutzt werden könnten. Im Anschluss an Luhmanns Konzept der „funktionalen Differenzierung“ ist die soziologische Theorie auf die Vielfalt der Perspektiven auf „ein“ Problem eingestellt. Schon allein deshalb sind vorschnell vorgebrachte Kompaktbegriffe und – Lösungen in einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive nicht angebracht, da diese stets dazu tendieren eine bestimmte Perspektive und deren spezifische Rationalität über zu betonen. Gleichzeitig gewinnt ein Konzept „soziologischer Gesellschaftsberatung“ mit der Komponente eines pragmatischen impliziten Wissen eine Sichtweise auf die Möglichkeiten der „Grenzbearbeitungen“, die in gesellschaftlichen Problemlagen zu einem adäquaten Umgang mit dem „Gesamtproblem“ führen können. Es wird deshalb bei der Bearbeitung solcher Problemkonstellationen immer auch um die Kommunikation der beteiligten Akteure eine zentrale Rolle spielen. Die verschiedenen

---

<sup>74</sup> Mein Anliegen ist es, mit der pragmatisierten Systemtheorie einen Beitrag zur Diskussion der Rolle einer genuin soziologischen Perspektive für eine *Theorie* einer Gesellschaftsberatung zu liefern, welche zugleich in der Lage ist, praktische Beratungsprozesse zu rahmen. Erste Ansätze zu einer *Theorie* soziologischer Beratung finden sich auch in Schützeichel/Brüsemeister (2004).

Akteure sind dabei jeweils an spezifische Interessenslagen und Funktionssystemlogiken gebunden und werden deshalb in den verschiedenen Medien und Formen der Aushandlungsprozesse eine bestimmte Perspektive in Bezug auf die komplexe Problemkonstellation vertreten. Dies führt *dann* in Bezug auf die Gesamtgesellschaft zu dysfunktionalen Leistungen, wenn die verschiedenen Perspektiven nicht in einem gemeinsamen Rahmen aufeinander bezogen werden können. Wie kann nun idealtypisch ein solcher Rahmen formuliert werden? Ein geeigneter Kommunikationsprozess müsste der Polykontextualität des Problems gerecht werden, gleichzeitig aber darf die Komplexität, die aus einem spezifisch auf das Ganze der Gesellschaft gerichteten soziologischer Blick stammt, die pragmatischen Problemlösungsprozesse nicht überfordern und demotivieren. Bei ‚wicked problems‘<sup>75</sup>, die der Form nach nicht ‚gelöst‘ werden können, also Komplexität hier eigentlich nicht *adäquat* in dem lebensweltlich typischen Sinn von Gewissheit- und Sicherheitsunterstellungen reduziert werden kann, tendieren die dennoch an die Lebenswelt angepassten politischen Lösungsangebote dann oftmals dazu, das ‚Problem‘ als eine Einheit zu behandeln und zu definieren, für die man Programme zu deren ‚endgültigen‘ Lösung formulieren könne. Diese müssen allerdings ‚in the long run‘ scheitern, da ja gerade das Problem schon in Bezug auf die Definition desselben nicht adäquat im Sinne dessen Komplexität auf den Begriff gebracht wurde.<sup>76</sup> Wie kann man nun aber pragmatisch sinnvoll mit solchen komplexen Problemen umgehen? Wie kann es in Bezug auf solche komplexen ‚wicked problems‘ gelingen der Komplexität der Problemkonstellation gerecht zu werden, ohne dass die Komplexität selbst erdrückend wirkt, und somit von verschiedenen Positionen aus aggressiv bekämpft wird und es sodann in der Folge zu unproduktiven Simplifizierungen kommt?

Sind die Interessen der Teilnehmer an schon ‚falsche‘ Problemdefinitionen in dem Sinne gebunden, dass die Problemdefinition die Komplexität unterschätzt, kann die Darstellung ganzheitlicher Reflexionen in einem positiven Sinne aufklärend wirken. Es könnte sodann das Ziel formuliert werden, das Vertrauen der Lebenswelt zu stabilisieren bei gleichzeitigem

---

<sup>75</sup> Nico Stehr, u.a. verstehen unter ‚wicked problems‘, „Probleme, die oft so formuliert werden, als wären sie lösbar, es in Wirklichkeit aber nicht sind“ (Stehr 2015: 27).

<sup>76</sup> In Bezug auf ‚den‘ ‚Klimawandel‘ formulieren Stehr, u.a. hier sehr treffend: „ Statt als Einzelproblem, das gelöst werden muss, ist der Klimawandel eher als eine anhaltende Problemlage zu verstehen, mit der umgegangen werden muss und mit der sich doch nur teilweise mehr oder weniger – eher weniger – gut umgehen lässt [...]. Er ist nur Teil eines größeren Kontextes solcher Problemlagen, zu denen unter anderem Bevölkerung, Technologie, Ungleichverteilung von Reichtum, Ressourcennutzung usw. gehören. Insofern ist er auch nicht einfach ein ‚Umwelt‘problem. Axiomatisch ist er ebenso sehr ein Energieproblem, ein Problem der wirtschaftlichen Entwicklung oder ein Problem der Landnutzung, und sich ihm über diese Zugangswege zu nähern, könnte besser sein, als ihn als ein Problem zu begreifen, bei dem es darum geht, das Verhalten des Klimas der Erde dadurch in den Griff zu bekommen, dass man die Art und Weise verändert, wie Menschen Energie nutzen.“ (Stehr 2015: 28)

Bewusstsein der prinzipiellen Unlösbarkeit von wicked problems – dies scheint zumindest auch aus einer soziologisch-gesellschaftstheoretischen Sichtweise eine unhintergehbare Herausforderung für einen adäquaten Problemumgang zu sein. Was kann nun die Perspektive der pragmatisierten Systemtheorie zur Bewältigung dieser Herausforderung beitragen?

Bei den langfristigen gesamtgesellschaftlichen Problemen, kann es nicht darum gehen, eine einzige gültige Problemdefinition zu finden, vielmehr sind Gesprächsräume geeignet, in denen die verschiedenen Perspektiven mit deren je eigenen Rationalität, Interessen und lebensweltlichen Gewissheiten zur Geltung kommen. Auch aus der Vogelperspektive einer Gesellschaftstheorie kann keine bessere einheitliche Problemdefinition entwickelt werden. Gesellschaftstheoretiker\_innen tun nicht gut daran, als Gesellschaftsexpert\_innen aufzutreten und im autoritären Modus ‚besseres‘ Expertenwissen zu präsentieren. Die Perspektive der Gesellschaftstheorie und dann auch mein eigener Beitrag der pragmatisierten Systemtheorie können aber dazu beitragen, den Rahmen für Gesprächsangebote zu formen. In Anlehnung an die „sokratische Gesprächsführung“ (vgl. Stavemann 2007) kommt es dabei in erster Linie darauf an, das je eigene Potential der Teilnehmer\_innen in Bezug auf ‚das‘ gesamtgesellschaftliche wicked problem zu aktivieren. Teilnehmer\_innen aus verschiedenen Institutionen, Funktionssystemen und Interessensgruppen haben ein je spezifisches explizites Interesse und sind gleichzeitig ‚Repräsentant\_innen‘ eines impliziten Gruppen- oder Milieuwissens. Ziel eines solchen gesellschaftstheoretisch angeleiteten und moderierten Dialogs ist es sodann, das Wissen der Teilnehmer\_innen als Potential in Bezug auf ‚das‘ Gesamtproblem zu nutzen. Die Rolle des/der Gesellschaftstheoretiker/s\_in wäre dabei eher eine moderierende. Seine/Ihre Aufgabe wäre es quasi, das ‚Interesse‘ der Komplexität des Gesamtproblems selbst zu vertreten, und zu versuchen, die Erfahrungen und das Wissen der verschiedenen Teilnehmer\_innen immer wieder erneut darauf zu fokussieren.

Soziolog\_innen können in diesem Prozess produktiv Irritationen beisteuern, um etwaige Blockaden oder vorschnelle rein Partialinteressensgeleitete Vorschläge den Wind auf den Segeln zu nehmen. In Bezug auf die Gesamtgesellschaft, kann es die Funktion solcher Dialogformen sein, Sozialkapital in Bezug auf die Akzeptanz und dann auch dem Umgang mit wicked problems aufzubauen.<sup>77</sup> Dabei geht es auch darum, die Unbestimmtheit moderner gesellschaftlicher Verselbständigungsprozesse zu akzeptieren und diese in die Pragmatik des Umgangs mit gesamtgesellschaftlichen Problemlagen mit einzubeziehen. Wenn solche Prozesse erfolgreich gestaltet werden können, können die lebensweltlichen und pragmatischen Perspektiven und Bedürfnisse der beteiligten Interessengruppen in den

---

<sup>77</sup> Zur gesamtgesellschaftlich integrierenden Funktion von ‚Sozialkapital‘, siehe auch Pickel 2011: 294ff.

Gesamtproblembearbeitungsprozess funktional integriert werden. Dies ist dann möglich, wenn gezeigt werden kann, inwiefern die jeweilige Eigenperspektive funktional in Bezug auf das Gesamtproblem einen produktiven Beitrag leisten kann – das dann entstehende Bewusstsein in Bezug auf die gesellschaftliche Nützlichkeit des eigenen Beitrag wirkt motivierend, so meine These. Der spezifische Beitrag einer soziologischen Gesellschaftsberatung könnte es nun sein, einen Rahmen für Gespräche, in denen die Multiperspektivität selbst in Bezug auf langfristige, das heißt auch nicht endgültig lösbare Probleme als eine funktionale und motivierende Komponente etabliert wird, reflexiv zu gestalten. Das Problemlösepotential liegt dabei nicht in erster Linie in soziologischem gesellschaftstheoretischem Fachwissen, sondern in dem Wissen der beteiligten Gruppen und Milieus und deren bereits zumindest latent vorhandenen Kompetenzen, ihre eigenen Erfahrungen und verschiedenen Formen des Wissens auf das Gesamtproblem zu beziehen. Die Rolle der soziologischen Moderation ist dabei eine eher mütterliche, indem Explikationsprozesse in Bezug auf die komplexe Problematik angeleitet und in einem anhaltenden Prozess wechselseitig aufeinander bezogen werden. Dabei muss darauf geachtet werden, dass die gesamtgesellschaftliche Perspektive nicht derart zu Dekompositionserfahrungen führt, so dass die lebensweltlichen Sicherheiten und kurz-, und mittelfristigen Zielsetzungen negativ und demotivierend beeinflusst werden. Vielmehr kann meiner Meinung nach die gesamtgesellschaftliche Perspektive eine zusätzliche Motivation darstellen, indem die spezifischen Milieu- und Gruppenerfahrungen in soziologisch angeleiteten Moderationsgesprächen auf die Nützlichkeitsmaßstäbe des gesamtgesellschaftlichen Problems gelenkt werden können, welche selbst wiederum in einem fortlaufenden Definitions- und Reflexionsprozess von den Teilnehmern gemeinsam expliziert werden. In der Perspektive der ‚pragmatisierten Systemtheorie‘ – vielleicht im Gegensatz zu einer orthodoxen systemtheoretischen Sichtweise – sind hier brückenbildende Gesprächsprozesse vorstellbar, in denen mit den Beiträgen der Teilnehmer\_innen aus verschiedenen Bereichen der Gesellschaft in Bezug auf die Komplexität der Problemkonstellationen in einer funktional differenzierten Gesellschaft produktive Prozesse des Umgangs mit diesen Problemen in Gang gebracht werden können. Das pragmatische Potential der beteiligten Interessengruppen kann nämlich in problembezogenen Resymmetrisierungserfahrungen, deren Möglichkeit dem Welt/Sinn-Ausdifferenzierungsprozess der Gesellschaft selbst inhärent ist, zu positiven Motivationen und ‚Turn around‘ - Erfahrungen beitragen, womit Interessen und Zielspezifikationen sodann in Bezug auf ‚das‘ komplexe Problem immer wieder neu hergestellt werden können. Die

gleiche Augenhöhe in solchen Kommunikationssituationen kann dabei durch den Bezug auf das ‚gemeinsame‘ gesellschaftliche Problem moderierend hergestellt werden, so dass die Interessen und Zielasymmetrien und die daraus entstandenen und immer wieder neu entstehenden Konfliktlinien in Bezug auf die Erfahrung der stets möglichen Re-symmetrisierung entdramatisiert werden können und die Interessen sodann auf das gemeinsame Problem bezogen werden können. Die Aufgabe einer ‚aufklärenden‘ Soziologie kann es dann nicht sein, autoritär wissenschaftliches Fachwissen als höherwertiges Problembearbeitungswissen zu verkaufen, vielmehr kann das Wissen der Soziologie genutzt werden, um die spezifische gesellschaftstheoretische Übersichtlichkeit als moderierende und integrierende Möglichkeit in Bezug auf die beteiligten Perspektiven effektiv und pragmatisch nutzbar zu machen. Dabei gilt es, das Re – symmetrisierungspotential als Leitlinie für nützliche Problemlösungsvorschläge als Rahmen konstant zu halten.

## Literaturverzeichnis

Bloor, David (1991): *Knowledge and social Imaginery*. Chicago: The University of Chicago Press.

Clam, Jean (2002): *Was heißt, sich an Differenz statt an Identität zu orientieren? Zur Deontologisierung in Philosophie und Sozialwissenschaft*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Clam, Jean (2004): *Kontingenz, Paradox, Nur- Vollzug*. Konstanz: UVK.

Collins, Harry (2012): „Drei Arten impliziten Wissens“. In: Loenhoff, Jens (Hg.): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 91 – 107.

Davidson, Donald (1998) : „Handlung, Gründe und Ursachen“. In: Ders.: *Handlung und Ereignis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dewey, John (2003): „Qualitatives Denken (1930)“. In: Ders.: *Philosophie und Zivilisation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 94 – 117.

Ellrich, Lutz (1992): „Die Konstitution des Sozialen. Phänomenologische Motive in N. Luhmanns Systemtheorie“. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung*, Band 46, S. 24- 43.

Göbel, Andreas (2000): *Theoriegenese als Problemgenese. Eine problemgeschichtliche Rekonstruktion der soziologischen Systemtheorie Niklas Luhmanns*. Konstanz: UVK.

Gubo, Michael (2008): „Zur Zirkularität von Phänomen und Theorie. Von einer systemtheoretischen zu einer kulturhermeneutischen Perspektive“. In: Ernst, Christoph/ Sparn, Walter/ Wagner, Hedwig (Hg.): *Kulturhermeneutik. Interdisziplinäre Beiträge zum Umgang mit kultureller Differenz*. München: Wilhelm Fink Verlag.

Gubo, Michael (2010): „Differenz und Referenz – Theoretische Probleme der postmetaphysischen Methodologie bei Albrecht Koschorke“. In: Alvarado Leyton, Cristian/ Erchinger, Phillipp (Hg.): *Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 185 – 200.

Gubo, Michael (2010): „Differenz und Referenz – Theoretische Probleme der postmetaphysischen Methodologie bei Albrecht Koschorke. In: Alvarado Leyton, Cristian/

Erchinger, Phillipp (Hrsg.): *Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz*. Bielefeld, transcript Verlag.

Gubo, Michael (2012): „Konstruktion und Erfahrung. Probleme der ‚doppelten Kontingenz‘“. In: Renn, Joachim/ Ernst, Christoph/ Isenböck, Peter (Hrsg.): *Konstruktion und Geltung. Beiträge zu einer postkonstruktivistischen Sozial- und Medientheorie*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 137 – 160.

Gubo, Michael (2013): „Jens Loenhoff (Hg.): Implizites Wissen: Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven (Rezension)“. In: *ZTS Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 2.Jg./H.2, S. 332- 340.

Habermas, Jürgen (1997): „Zur Kritik der Bedeutungstheorie“. In: Ders.: *Nachmetaphysisches Denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 105 – 135.

Heidegger, Martin (2001): *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer.

Heintz, Bettina (2000): *Die Innenwelt der Mathematik. Zur Kultur und Praxis einer beweisenden Disziplin*. Wien: Springer Verlag.

Heintz, Bettina (2004): „Emergenz und Reduktion. Neue Perspektiven auf das Mikro- Makro- Problem“. In: *KZfSS*, Jg. 56, Heft 1, S. 1-31.

Husserl, Edmund (1977): *Cartesianische Meditationen*. Hamburg: Felix Meiner.

Husserl, Edmund (2000): *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins*. Tübingen: Niemeyer.

Husserl, Edmund (2009): *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Untersuchung*. Hamburg: Meiner.

Joas, Hans (1996): *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Jung, Arlena (2003): *Identität und Differenz. Sinnprobleme der differenzlogischen Systemtheorie*. Bielefeld: transcript Verlag.

Koschorke, Allbrecht (1999): „Die Grenzen des Systems und die Rhetorik der Systemtheorie“. In: Koschorke, Allbrecht/Vismann, Cornelia (Hg.): *Widerstände der*

*Systemtheorie. Kulturtheoretische Analysen zum Werk von Niklas Luhmann.* Berlin: Akademie Verlag, S. 49 – 60.

Koschorke, Albrecht (2005): „Vor der Gesellschaft. Das Anfangsproblem der Anthropologie“. In: Bernhard Kleeberg,/Timann Walter,/Fabio Crivellari (Hg.): *Urmensch und Wissenschaft. Eine Bestandsaufnahme.* Darmstadt: wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 245 – 258.

Koschorke, Albrecht (2007): „Kultur als Unbestimmtheit. Replik auf Chris Hann.“ In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaft* 1, S. 142-143.

Koschorke, Albrecht (2009): „Zur Epistemologie der Natur/Kultur – Grenze und zu ihren disziplinären Folgen“. In: Alvarado Leyton, Cristian/ Erchinger, Phillipp (Hrsg.): *Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz.* Bielefeld: transcript Verlag, S. 169 – 184.

Kuhn, Thomas S. (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Leggewie, Claus (2007) (Hg.): *Von der Politik- zur Gesellschaftsberatung. Neue Wege öffentlicher Konsultation.* Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Loenhoff, Jens (Hg.) (2012a): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven.* Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Loenhoff, Jens (2012b): „Einleitung“. In: Ders. (Hg.) (2012a): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven.* Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 7 – 30.

Loenhoff, Jens (2012c): „Zur Reichweite von Heideggers Verständnis impliziten Wissens“. In: Ders.(Hg.) (2012a): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven.* Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 49 – 66.

Luhmann, Niklas (1971): „Sinn als Grundbegriff der Soziologie“. In: Habermas, Jürgen/Luhmann, Niklas: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Luhmann, Niklas (1976): „Generalized Media and the Problem of Contingency“. In: Loubster, Jan L, et al. (Hg.): *Explorations in General Theory in Social Science: Essays in Honor of Talcott Parsons*. Bd. 2. New York: The Free Press, S. 507-532.
- Luhmann, Niklas (1980): „Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition“. In: Ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik, Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 9-72.
- Luhmann, Niklas (1987): *Soziale Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1988): *Erkenntnis als Konstruktion*. Bern: Benteli.
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1991): „Funktionale Methode und Systemtheorie“. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung I. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 31 – 53.
- Luhmann Niklas (1992): „Arbeitsteilung und Moral. Durkheims Theorie“. In: Durkheim, Emile: *Über die Teilung der sozialen Arbeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp; S. 19 – 40.
- Luhmann, Niklas (1996): *Die neuzeitlichen Wissenschaften und die Phänomenologie*. Wien: Picus Verlag.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1999a): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde.. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1999b): „Kultur als historischer Begriff“. In: Ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Band 4. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 31- 54.
- Luhmann, Niklas (2000): *Die Religion der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2001): „Die Paradoxie der Form“. In: Ders.: *Aufsätze und Reden*. Stuttgart: Reclam, S. 243 – 261.
- Luhmann, Niklas (2003): „Sthenographie“. In: Ders./Maturana, Umberto/u.a. (Hg.): *Beobachter, Konvergenz der Erkenntnistheorien?*. München: Fink, S. 119- 139.

Luhmann, Niklas (2004): *Einführung in die Systemtheorie*. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag.

Luhmann, Niklas (2005a): „Gleichzeitigkeit und Synchronisation“. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 92 – 125.

Luhmann, Niklas (2005b): „Intersubjektivität oder Kommunikation: Unterschiedliche Ausgangspunkte soziologischer Theoriebildung“, in: Ders.: *Soziologische Aufklärung 6*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 162 – 179.

Luhmann, Niklas (2005c): Das Erkenntnisprogramm des Konstruktivismus und die unbekannt bleibende Realität. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung Band 5. Konstruktivistische Perspektiven*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 31-57.

Mead, George Herbert (1980/1903): „Die Definition des Psychischen“. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze* (hrsg. Von Hans Joas), Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Parsons, Talcott / Shils, Edward A. (1951): *Toward a General Theory of Action*. Cambridge, Mass: Harvard University Press.

Pickel, Gert (2011): *Religionssoziologie. Eine Einführung in zentrale Themenbereiche*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Polanyi, Michael (1985): *Implizites Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Popper, Karl (2005): *Logik der Forschung*. Tübingen: Mohr Siebeck.

Putnam, Hilary (1990): *Vernunft, Wahrheit und Geschichte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rammert, Werner (2007a): „Zwei Paradoxien einer innovationsorientierten Wissenspolitik: Die Verknüpfung heterogenen und die Verwertung impliziten Wissens“. In: Ders.: *Technik – Handeln – Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 191 – 212.

Rammert, Werner (2007b): „Nicht- explizites Wissen in Soziologie und Sozionik: Ein kursorischer Überblick“. In: Ders.: *Technik – Handeln – Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 147 – 166.

Renn, Joachim (1997): *Existentielle und kommunikative Zeit. Zur ‚Eigentlichkeit‘ der individuellen Person und ihrer dialogischen Anerkennung*. Stuttgart: M & P Verlag für Wissenschaft und Forschung.

Renn, Joachim (2005): „Die gemeinsame menschliche Handlungsweise. Das doppelte Übersetzungsproblem der sozialwissenschaftlichen Kulturvergleichs“. In: Srubar, Ilja/Renn, Joachim/ Wenzel, Ulrich (Hg.): *Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 195 – 228.

Renn, Joachim (2006a): *Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie*. Weilerswist: Velbrück.

Renn, Joachim (2006b): „Rekonstruktion statt Repräsentation – Der ‚pragmatische Realismus‘ John Deweys und die Revision des wissenssoziologischen Konstruktivismus.“ In: *Soziologische Revue*, Sonderheft 6: Wissenssoziologie, S. 13-38

Renn, Joachim (2006c): „Die Differenz der Medien – Die Ambivalenz systemtheoretischer Medienkonzeptionen als Indiz für eine notwendige Pragmatisierung der Systemtheorie“. In: Ziemann, Andreas (Hg.): *Die Medien der Gesellschaft – die Gesellschaft der Medien*. Konstanz: UVK, S. 57 – 89.

Renn, Joachim (2008): „Emergenz – Das soziologische Problem heterogener Ordnungsebenen und die Zeit der Phänomenologie“. In: Raab, Jürgen/u.a. (Hg.): *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 253- 261.

Renn, Joachim (2012): „Eine rekonstruktive Dekonstruktion des Konstruktivismus“, In: Renn, Joachim/Ernst, Christoph/ Isenböck, Peter (Hrsg.): *Konstruktion und Geltung. Beiträge zu einer postkonstruktivistischen Sozial- und Medientheorie*. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 19- 42.

Ryle, Gilbert (1969): *Der Begriff des Geistes*, Stuttgart, Reclam.

Schützeichel, Rainer (2003): *Sinn als Grundbegriff bei Niklas Luhmann*. Frankfurt am Main: Campus.

Schützeichel, Rainer (2012): „Implizites Wissen‘ in der Soziologie. Zur Kritik des epistemischen Individualismus“. In: Loenhoff, Jens (Hrsg.): *Implizites Wissen. Epistemologische und handlungstheoretische Perspektiven*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 108 – 128.

Schützeichel, Rainer; Brüsemeister, Thomas (Hg.) (2004): *Die beratene Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Spencer-Brown, George: (1997): *Laws of Form. Gesetze der Form*. Leipzig: Bohmeier Verlag.

Srubar, Ilja (2009): „Systemischer Materialismus oder Konstitutionsanalyse sinnverarbeitender Systeme? Zwei Wege systemtheoretischer Wissenssoziologie“. In: Ders.: *Kultur und Semantik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 259 – 274.

Stavemann, Harlich H. (2007): *Sokratische Gesprächsführung in Therapie und Beratung*. Weinheim, Basel: Beltz Verlag

Stehr, Nico (Hg.) (2015): *Das Hartwell-Papier. Eine Neuausrichtung der Klimapolitik an der Menschenwürde*. Wiesbaden: Springer VS.

Stichweh, Rudolf (2013a): „Die Autopoiesis der Wissenschaft“. In: Ders.: *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 47 – 72.

Stichweh, Rudolf (2013b): „Differenzierung der Wissenschaft“, In: Ders.: *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 15 – 46.

Weingart, Peter (2005): *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Wittgenstein, Ludwig (2003): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.